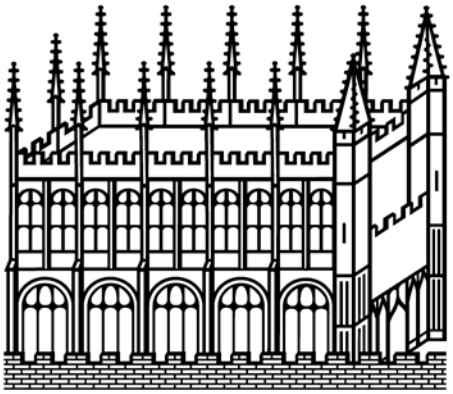


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

~~914. a. 8.~~

~~Arch. II. 8~~

~~G 114~~



Arch. 8° G. 1795

Die Horen

eine Monatsschrift

herausgegeben von Schiller

Dritter Band.

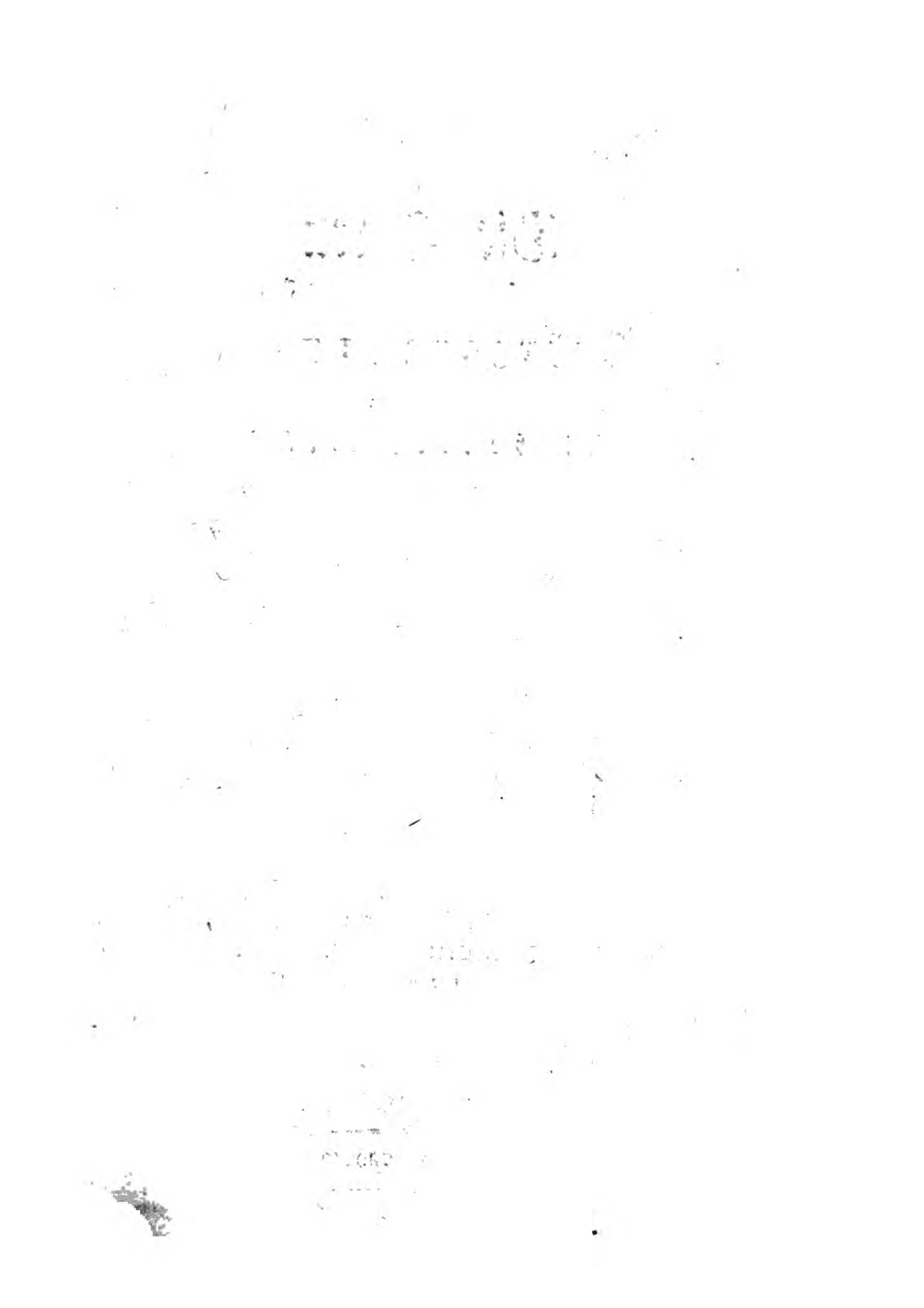
Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795.

Die Horen

Jahrgang 1795

Siebentes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795



Innhalt des sechsten Stücks.

I	Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung betrachtet.	Seite 1
II	Dante's Hölle. Fortsetzung.	— 31
III	Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung.	— 50
IV	Die Dichtkunst.	— 77
V	Der Dorfkirchhof.	— 79
VI	Lethe.	— 82
VII	Saladin und der Sklave.	— 85

Musik zu: Weihe der Schönheit und Sängerlohn (s. Heft V.) und die Dichtkunst.

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Siebentes Stück.

I

Die Idee der Gerechtigkeit
als Princip einer Geſetzgebung betrachtet.

Das höchſte praktiſche Ziel der menſchlichen Weißheit, das die Menſchen in dieſem Leben vermöge ihrer moraliſchen Natur zu erreichen hoffen können, iſt, Ausbildung ihrer Kräfte ohne feindſelige Kämpfe, und freyer Lebensgenuß ohne Verletzung der Gerechtigkeit. Die einzigen Mittel, die zu dieſem Zweck führen können, ſind Erziehung und Geſetzgebung. Die Vollendung dieſer beyden Künſte ſetzt daher allen menſchlichen Bemühungen erſt die Krone auf, und beveſtigt das Reich der Weißheit auf immer.

Das Bedürfniß trieb die Menſchen zur Kultur dieſer beyden Künſte, und die erſten Spuren eines Verſuchs in der Ausübung derſelben, ſind gleich alt mit der erſten Entwicklung der Menſchen. Solange aber beyde nur Töchter des Bedürfniſſes ſind, ſolange können ſie auch mit keiner größern Kraft und Weißheit ausgeſtattet ſeyn, als zur Stillung deſſelben erforderlich iſt. Das Vermögen im Menſchen, dem Bedürfniß durch ſeine Veranſtaltung abzuhelfen, muß aber nothwendig vorhanden ſeyn, ehe er von den Umſtänden zur Entwicklung deſſelben auf-

gefordert werden kann, und jede Veränderung, jede Verbesserung, die nach und nach in der Erziehung und Gesetzgebung vorgenommen wurde, muß schon ihrer Möglichkeit nach in den sie bewirkenden Seelenkräften gelegen haben, ehe sie durch die Kultur zur Reife gelangte. Nur die Reflexion über die Aeusserungen dieses Vermögens leitet ihn auf Principien, denen alle Verfügungen und Vorschriften unterworfen seyn müssen, um von ihm uneigennützig gebilligt werden zu können. Erst wenn Erziehung und Gesetzgebung in gewissen Graden schon wirklich in der Welt waren, kann er sich die Aufgabe machen, die Möglichkeit ihrer Wirkungen, und die Uebereinstimmung mit seiner moralischen Natur einzusehen, kurz, eine Theorie beyder Künste zu versuchen. Bey diesem Versuch sogleich systematisch verfahren zu wollen, und von Grundsätzen auszugehen, die sich noch nicht durch den ganzen Zusammenhang der bisherigen Entwicklung der Menschen bestätigt haben, sondern vielmehr diese Entwicklung selbst bestimmen sollen, ist, (wenn es nicht eine bloße Uebung der synthetisch verfahrenden Vernunft seyn soll, die ihre Resultate noch einer weitern Kritik unterwirft) ein verwegenes Unternehmen, das, wenn der Eifer für das System und die Eile es zu realisieren mit der Wichtigkeit seines Gegenstandes im Verhältniß steht, für den Menschen sehr verderbliche Folgen haben kann. Sicherer ist es an der Hand der Erfahrung, durch die Moralität orientiert, sich in der Reflexion über den Gang des menschlichen Geistes, insoferne er der großen Aufgabe der Erziehung und der Gesetzgebung für das Bedürfniß gewisser Zeiten, theils Genüge leistete, theils zu leisten glaubte, zu üben, und dadurch die Forderungen der Vernunft in ihrem Kampfe mit der Täuschung der

Vorurtheile, den Begierden und dem despotischen Stolze genau und zuversichtlich kennen zu lernen. Die Moralität (nicht die von gelehrter Wissenschaft abhängt, sondern die im Menschen unerkennbar sich äussert) ist das einzige allgemein geltende Princip, durch das sich die Menschen über philosophische Gegenstände verständigen können. Sie ist das einzige Ziel, das wir nie bey unsern Untersuchungen aus den Augen lassen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, uns in leere Spekulationen zu verlieren; und obgleich die Philosophen noch nicht über das Princip der Moral einig sind, so ist doch die Moralität das Einzige, wornach sie sich in der Untersuchung über ein Princip der Moral orientieren müssen.

Unter die vorzüglichsten Denkmale des Alterthums, die die Fortschritte des menschlichen Geistes in der Gesetzgebung auf einem Theil des angenehmsten Weges seiner Kultur darstellen, gehört gewiß Platos Republik. Der Zweck derselben ist, die Möglichkeit zu zeigen, wie die Idee der Gerechtigkeit realisiert werden könne. In den beyden ersten Gesprächen sollte anschaulich gemacht werden, wie unbestimmt und schwankend die Begriffe von Gerechtigkeit selbst bey denkenden Menschen seyen, und wie viel Schwierigkeit es habe, etwas, das sich nicht auf die positiven Verfügungen des Staates gründet, über die Gerechtigkeit festzusetzen. In dem ersten Buche bringt Sokrates den Sophisten Thrasymachus, welcher behauptet, die Gerechtigkeit sey weiter nichts als der Nutzen des Mächtigen, nach der ihm gewöhnlichen Methode zum Schweigen, indem er ihn in Widerspruch mit sich selbst setzt. Man sieht schon aus der Seichtigkeit des Angriffs, daß die Widerlegung keinen grosen Aufwand von Scharf-

ſinn erfordert haben kann. Sokrates ſcheint dieſes ſelbſt zu fühlen, indem er den Dialog mit folgender Anmerkung beſchließt: „Mir iſt es, ſagt er, bey dieſem Streit ergangen, wie dem wollüſtigen Schlemmer, der an einer herrlich beſetzten Tafel von jedem Leckerbiſſen koſtet, aber darüber von keiner Speiſe ganz geſättigt wird.“

In dem zweyten Buche tritt Glaukon auf, und fordert Sokrates feyerlich auf, ihm zu ſagen, was Gerechtigkeit ſey. Es giebt, ſagt Glaukon, dreyerley Arten des Guten. Eine Sache iſt uns entweder wünſchenswerth um ihrer ſelbſt willen, wie die Vergnügungen der Sinne, oder ſie iſt es uns um ihrer ſelbſt und zugleich auch um ihrer Folgen willen, wie die Geſundheit der Seele und des Körpers, oder ſie iſt uns nur angenehm um der Vortheile willen, die ſie uns gewährt, von welcher Art alle Künſte ſind, welche wir des Gewinnſtes wegen treiben. Nun fragt ſichs, fuhr er fort, unter welche Art des Guten du die Gerechtigkeit ſetzeſt? Unter die vorzüglichſte, antwortete Sokrates, nehmlich unter die Art des Guten, welches wir um ſeiner ſelbſt und um der Folgen willen zugleich lieben. Hierüber denkt der groſe Haufe ganz anders, verſetzte Glaukon: dieſer ſetzt die Gerechtigkeit unter die Künſte des Gewinnſtes, welche man bloß des Nutzens wegen liebt, den ſie uns gewähren. Nun läßt ſich Glaukon in eine nähere Unterſuchung der Gerechtigkeit ein, zeigt zuerſt die Natur und den Urſprung derſelben und ſucht alsdann zu beweiſen, daß alle Menſchen der Gerechtigkeit bloß gezwungen folgen, und daß ſie hierinn der Natur der Sache gemäß handeln, weil das Leben des Ungerechten weit beſſer und glücklicher iſt, als das Leben des Gerechten.

Anfangs, ſagt er, vor Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaft, wußte man nichts von Gerechtigkeit. Ein jeder that, was er wollte, wenn er die Macht dazu hatte. Da aber der Schmerz, Unrecht zu leiden, noch weit das Vergnügen überwiegt, das uns das Unrechtthun gewährt, ſo traten die Menſchen zuſammen, machten den Vertrag unter ſich, einander nicht mehr Unrecht zu erweiſen, und ſchrieben ſich gewiſſe Geſetze und Verordnungen vor, deren Befolgung mit dem Namen: Gerechtigkeit bezeichnet wurde; ſo entſtand die Gerechtigkeit, welche alſo ſchon ihrem Urſprunge nach das Unangenehme der Einſchränkung mit ſich führt. Denn die Gerechtigkeit iſt nichts gutes für den, der ſie beobachten muß, ſondern für den, gegen welchen ſie beobachtet wird; ſo wie hingegen die Ungerechtigkeit etwas Gutes für den iſt, der ſie begeht, und etwas Böſes für den, wider welchen ſie begangen wird. Daß aber die Menſchen nur gezwungen der Gerechtigkeit folgen, zeigt er aus folgendem Beyſpiel. Wenn, ſagt er, beyde zugleich, der Gerechte und der Ungerechte, von Ungefähr den Ring des Gyges fänden, wodurch ſie unſichtbar würden und daher ungeſtraft alles thun könnten, was ihnen nur beliebt, wie lange würde wohl der Gerechte ſeinen Grundſätzen treu bleiben? Würde er ſich nicht bald auf die Seite des Ungerechten neigen, und am Ende auf einer Straße mit ihm wandeln? Der Ungerechte iſt auch weit glücklicher, als der Gerechte. Um dieß zu beweiſen, nimmt er zwey Perſonen an, von welchen der eine höchſt ungerecht und der andere in eben ſo hohem Grad gerecht iſt. Der eine als vollkommen in ſeiner Art weiß allen ſeinen Ungerechtigkeiten den Anſtrich der größten Gerechtigkeit zu geben, da hingegen der andre als ein ſchlichter und einfältiger Mann in der Bahn

der Gerechtigkeit mit festen Tritten wandelt, ohne sich um die Meinungen der Menschen zu bekümmern: und bey dem grosen Haufen eben dadurch, weil er der gerechteste ist, in den Verdacht kommt, als wär er der ungerechteste. Was geschieht nun? Der Ungerechte, weil man ihn für das Gegentheil hält, wird überall geschätzt und verehrt; man ist stolz darauf mit ihm in nähere Verbindung zu kommen, man verschwendet Geschenke und Ehrenstellen an ihn. Er ist der Abgott des Volks. Der wirklich Gerechte im Gegentheil wird gehaßt und verfolgt. Gefängniß und Schmach erwarten ihn, und es ist ein Glück für ihn, wenn er unter so vielen Verfolgungen mit dem Leben davon kommt. Auf welcher Seite ist nun das Glück? Ueberdieß hat auch der Ungerechte bey den Reichthümern, die er sich zuzueignen gewußt hat, die herrlichste Gelegenheit, sich bey den Göttern durch prächtige Opfer und Geschenke beliebt zu machen, und er ist daher weit mehr ein Liebling der Götter, als der Gerechte, der den Göttern nichts geben kann. Jener ist also mit den Göttern und Menschen wohl daran, da dieser von beyden verachtet und gehasset wird.

Adimantus, Bruder des Glaukons, welcher glaubte, daß jener noch nicht alles wider die Gerechtigkeit gesagt hätte, was sich wider sie vorbringen ließe, nimmt darauf das Wort: „Ich will, sagt er, wie du die Tadler der Gerechtigkeit vor uns hast sprechen lassen, nun auch diejenigen auftreten lassen, welche sie lobpreisen. Wenn der Vater dem Sohn oder der Lehrer dem Zögling die Tugend anpreißt, so zeigt er ihm von weitem Ehrenstellen und Belohnungen, welche den Gerechten erwarten. Wie loben sie ihm die Gerechtigkeit als Gerechtigkeit,

ſondern nur in Rückſicht des Vortheils, den ſie uns verſchaft. Aber alle dieſe Vortheile werden eigentlich dem Ungerechten zu Theil, der ſein Handwerk recht verſteht, und nicht dem Gerechten. Ueberdies ſind alle die Strafen, womit uns die Poeten im Unterreich bedrohen, bloß ſinnlich und um nichts ſchlimmer als die Uebel, denen der Gerechte hier in dieſem Leben, durch ſeine Gerechtigkeit ausgeſetzet iſt. Und noch oben darein ſagen uns die Poeten, dieſe Söhne der Götter, welche am beßten von der Natur derſelben unterrichtet ſeyn müſſen, daß die Götter ſowohl bey unſern Lebzeiten, als nach unſerm Tod, ſich durch Opfer ausſöhnen laſſen. Wer alſo viel opfert, dem wird auch viel erlaſſen, wer aber nichts opfert, dem wird auch nichts erlaſſen. Auf welche Seite wird ſich nun wohl der feurige Jüngling, wenn er dieß alles zuſammenhält, hinneigen? Wird er nicht lieber mit Klugheit ungerecht ſeyn und im Ueberfluß und Reichthum leben, als gerecht in Armuth und Verachtung ſchmachten wollen? Man beweiſe uns, fährt Adimantus fort, daß die Gerechtigkeit an und für ſich und nicht bloß in Rückſicht der Meinungen der Menſchen etwas Gutes und Ungerechtigkeit ſchon an und für ſich etwas Böſes ſey, und jeder, der das Gute liebt und das Böſe haßt, wird von ſich ſelbſt über ſich und ſeine Handlungen wachen, um an der Gerechtigkeit nicht treulos zu werden, ohne eines fremden Wächters nöthig zu haben. Wir fordern dich daher auf, Sokrates, uns dieſen Beweiß zu führen, denn niemand iſt dazu geſchickter als du, der du dein ganzes Leben dergleichen moraliſchen Unterſuchungen gewiedmet haſt.

Dieß alles iſt nun bloß Vorbereitung zu der Republik.

deren ſich Sokrates, oder vielmehr Plato bedient, um ſeinen Begriff von der Gerechtigkeit auszuführen. Aber ohne noch die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des platoniſchen Begriffs förmlich zu unterſuchen, glaube ich im voraus beweiſen zu können, daß Platos Begriff nicht richtig ſeyn kann; denn geht man bis zur Entſtehung des Begriffes der Gerechtigkeit unter den Menſchen zurück und bemerkt die verſchiedenen Stuffen ſeiner Entwicklung, ſo findet es ſich, daß zu Platos Zeiten noch Ein oder mehrere Hauptmomente dieſes Begriffes fehlten.

Alle Fähigkeiten unſerer Seele werden durch ſinnliche Eindrücke geweckt, und die Geſetze unſers Denkens ſelbſt werden uns erſt durch Reflexion über das Denken bekannt. Das Gemüth hat zwar an dieſer Entwickelung ſchon von Anfange ſo viel Antheil als die Sinne, aber es wirkt dann uns unbewußt, ſeinen Geſetzen nach, und wir erwerben uns nur nach und nach die Freyheit in unſern Reflexionen, ſie auf die Geſetze, nach welchen wir über Gegenſtände reflektierten, ſelbſt zu erſtrecken. Dieſer Fall findet nothwendig auch bey unſern moraliſchen Einſichten ſtatt. Alles was durch den Menſchen iſt, iſt auf zweyerley Art durch ihn; zuerſt durch ſeine Natur und dann durch ſeine Freyheit. Jede Sache iſt früher als ihr Begriff und jede Handlungsweiſe älter als ihre Regel. In dem Beſtreben, das dem Menſchen eigen iſt, die Naturwirkungen durch Freyheit nachzuahmen, liegt der Grund ſeiner Entwickelung, die alſo immer von zwey Bedingungen abhängt, nehmlich: von den Originalen, die ihm die Natur, ſowohl die phyſiſche, die der Stoff ſeiner Handlungen iſt, als die intellectuelle in ihm, die dieſen Stoff behandelt, aufſtellt, und von dem Beſtreben ſie mit

ſeinem freyen Willen, durch Kunſt zu kopieren. Das erſte iſt in Rükſicht auf ſeine willkührliche Thätigkeit zufällig, und nur das zweyte hängt von ihm ab. Man hat bey der Erklärung der menſchlichen Handlungen immer auf Natur und auf Freyheit zu ſehen. Alles, was im geſetzlichen Zuſammenhang ſtehet, der nicht mit freyem Willen von uns ſelbſt geſetzt wurde, gehört zur Natur im weiteſten Sinne, und die Moralität ſelbſt, inſoferne ihr Geſetz in der Form unſerer Vernunft nothwendig gegründet iſt, gehört ſo lange zur Natur, als dieſe Form nicht durch uns ſelbſt, nicht bloß erkannt, ſondern auch anerkannt iſt. Die Ausbildung des Menſchen iſt alſo von einer Seite immer zufällig, und er kann weder von Geſetzen des Denkens, noch des Handelns etwas wiſſen, ehe er veranlaßt wird, ſie auszuüben, und ehe er mit Freyheit über das reflektiert, was er, durch ſeine bloße Natur getrieben, in Ausübung brachte. Seine moraliſchen Einſichten hangen daher vom Zufall ab, und er kann in ſeinem Zeitalter in dieſer Rükſicht wohl hervorragen, aber es nicht überſpringen. Das Verdienſt, das der Menſch bey ſeinen Handlungen hat, hängt nicht von ſeinen Einſichten, ſondern von ſeiner Geſinnung ab, und iſt an kein Zeitalter gebunden. Bey gleicher Geſinnung kann er ſehr verſchieden, nach dem Maaß ſeiner Einſichten, handeln, ohne dadurch in dieſer Rükſicht beſſer oder ſchlechter zu ſeyn. Nicht die Geſetze, die er erkennt, ſondern die er anerkennt und freythätig für ſeine Handlungsweiſe feſtſetzt, beſtimmen nächſt der Beſtändigkeit, mit der er ſie ausübt, ſeinen wahren moraliſchen Werth. Der Stoff, der den Menſchen zur Entwicklung ſeiner moraliſchen Einſichten aufgedrungen wird, iſt von zweyerley Art; nehmlich er beſteht aus dem gefühlten Bedürf-

niß nach erkannten Geſetzen zu handeln und aus dem Erfolg, den die Erfahrung giebt, wenn er nach gewiſſen von ihm beſtimmten Regeln in der Wirklichkeit verfuhr. Das erſte treibt ihn zur Spekulation, das zweyte berichtigt ſeine Spekulationen durch die Erfahrung.

Die erſte Stufe ſowohl der moraliſchen Kultur als der Verſtandesbildung fängt damit an, daß der Menſch ſich gewöhnt etwas zu erwarten. In erſterer Rückſicht lernt er wünſchen, und in zweyter vorherſehen. Auf was Art er zu dieſer Gewohnheit etwas zu erwarten gelange, läßt ſich ſchwerlich weiter erklären, und ich nehme ſie als ein unbezweifeltes Faktum an. Der Wunſch iſt der Zeit nach als die erſte, und dem Werth nach als die geringſte Entwicklung unſerer Moralität anzuſehen. Er beweißt ſchon eine moraliſche Anlage in uns, denn wenn er auch noch keine moraliſche Kraftäuſerung zeigt, ſo iſt er doch ſchon eine Anzeige, daß wir uns als einen möglichen letzten Zweck der Naturbegebenheiten zu denken anfangen. Die Vorherſehung iſt der gröſte Feind der Wünſche, und ſie läßt ſich als das Negative des Wunſches betrachten, denn ſie hebt ihn auf. Solange der Menſch aber noch gar nichts erwartet, ſolange kann er auch nicht wünſchen. Der Antagoniſm zwiſchen Wünſchen und Vorherſehen, iſt der Urſprung aller intellectuellen Ausbildung des Menſchen. Der zweyte Schritt beſteht daher darinnen, zu ſuchen, ſeine Wünſche mit den Vorherſehungen in Einigkeit zu bringen, und ſie durch dieſe zu beſchränken. Von dieſer zweyten Epoche an wird erſt eine Geſchichte der Menſchheit möglich, da in erſterer der Menſch als moraliſches Weſen noch gleichſam als Embryon zu betrachten iſt, in dem die Triebe noch ganz

ungestört durch seine freye Thätigkeit wirken. In der zweyten Epoche fängt er an, das Mißverhältniß zu bemerken, das sich zwischen der Erwartung und dem Genuß bey vielen seiner Wünsche findet, und dadurch wird er auch auf den unangenehmen Zustand aufmerksam, der daraus entsteht, daß er ungewiß ist, wie ihm seine Mitmenschen begegnen werden. Daraus entwickeln sich die ersten Keime der Klugheitslehre, und die Bereitwilligkeit sich einer Gesetzgebung zu unterwerfen. Bey zunehmender Kultur mußte sich aber ein Widerspruch entdecken, der sich öfters zwischen seinen Klugheitslehren, die sich nur auf die Beförderung seines angenehmen Zustandes erstreckten, und dem Betragen fand, das er beobachten mußte, wenn eine allgemeine Gesetzgebung möglich seyn sollte. Durch die Ideen einer Gesetzgebung mußte er nehmlich sein Betragen nach einer Regel bestimmen, die der andere auch beobachtete, und wodurch es möglich wurde, daß die Menschen auf die Art ihres wechselseitigen Betragens gegeneinander rechnen konnten. Diese Regel konnte aber sehr oft für den einen lästig seyn; ohne daß er einsah, daß ihm die Klugheit verböte, sie zu übertreten. Klugheit und Gesetzgebung kamen nun in Collision, und es entstund die Frage, durch was die Lehren der Klugheit beschränkt werden müßten, um nicht mit der Möglichkeit einer Gesetzgebung im Widerspruch zu stehen. Dieß wurde mit dem Wort Gerechtigkeit bezeichnet, das ursprünglich, dem Wortsinne nach, diejenige Beschaffenheit eines Menschen bedeutet, wodurch andere auf seine Handlungsweise gegen sie sicher rechnen können. Das Princip der Gerechtigkeit mußte daher immer dem Princip der Gesetzgebung ähnlich seyn, und das Prädicat gerecht bezog sich auf den Begriff, den

man von dem, was geſetzmäſig ſey, hatte. Recht war, was überhaupt; gerecht, was ohne Rückſicht auf möglichen Zwang dem Geſetz gemäß geſchah. Die Geſetzgebung konnte ſich urſprünglich nicht auf das Recht, ſondern dieſes mußte ſich auf die Geſetzgebung gründen. Das Recht kann nie den Geſetzen vorangehen, ſondern hängt entweder von gegebenen oder von a priori erkannten Geſetzen ab, und iſt alſo jederzeit ein Reſultat der Geſetze, es mag poſitiv oder natürlich heiſſen. Die erſte Entſtehung hat alſo das Recht, ſo wie die Geſetzgebung, dem Bedürfniß zu danken, das der Menſch hat, auf das Betragen anderer gegen ihn zu rechnen. Die Klugheit befiehlt dem Menſchen nur nach ſeinem gröſtmöglichſten Vortheil zu ſtreben, und alſo nur in ſo ferne Recht zu thun, als es nothwendig iſt, um von den andern auch Recht fordern zu können. Dazu iſt nun nicht nöthig, daß der Menſch gerecht ſey, ſondern nur, daß er es ſcheine. Aus dem Geſichtspunkt des Vortheils betrachtet, hat Thraſymachus völlig recht zu behaupten: die Gerechtigkeit ſey nur ein Gut für den, gegen den ſie ausgeübt wird, aber ein Nachtheil für den, der ſie ausübt. Daß ein Staat im Ganzen um ſo glüklicher ſey, je gerechter alle ſeine Mitbürger gegeneinander wären, mußte ſehr früh von den Menſchen erkannt werden, aber von dieſer theoretiſchen Erkenntniß bis zur Einſicht der Verbindlichkeit, meinen einzelnen klar eingeſehenen Vortheil der Idee eines Ganzen, wie der Staat iſt, nachzuſetzen, iſt ein ſehr groſſer Sprung. So leicht die objectiven Vortheile der Gerechtigkeit einzuſehen waren, ſo ſchwer waren ihre ſubjectiven Nachtheile zu widerlegen. Die Nothwendigkeit des Scheins der Gerechtigkeit wurde von allen zugeſtanden, aber über die Nothwendigkeit, es

wirklich zu ſeyn, mußten ſich die Meinungen theilen. Diejenigen, welche die Gleichförmigkeit der Handlungsweiſe und die Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, als das gröſere Gut empfanden, waren für die Sache, diejenigen, welche das größere Gut in die einzelnen Genüſſe und Vortheile ſetzten, waren für den Schein. Eigentliche Sittlichkeit zeigte ſich bey den Menſchen zwar ſchon in jeder Epoche als Thatſache, und ſie konnten, ihrer Natur nach, ihr die Achtung nicht verweigern; aber zu ſehr noch mit dem, was ihnen ein glükliches oder läſtiges Leben bereitete, beſchäftigt, hatten ſie noch nicht über das moraliſch Gute an ſich reflectiert.

Um ein Geſetzbuch zu verfaſſen, war dieſe Reflexion auch nicht nöthig, denn dieß braucht nur Rechte zu beſtimmen. Um Rechte zu beſtimmen, laſſen ſich zwey Wege denken: der eine gründet ein völlig poſitives, und der zweyte ein urſprünglich natürliches Recht, das erſt durch die Geſetze poſitiv wird. Die urſprüngliche Idee eines Rechts iſt, eine nach Regeln beſtimmte und dadurch vorauszuſehende Handlungsweiſe, inſoferne ſie auf das wechſelſeitige Betragen der Menſchen gegeneinander Bezug hat. Dieſer Zweck kann auf den eben gedachten zwey verſchiedenen Wegen erreicht werden, nehmlich: man kann feſtſetzen, das Betragen, das ſich Menſchen einmal von einander gefallen lieſſen, müſſen ſie ſich immer gefallen laſſen, und dieß erzeugt das poſitive Recht im engſten Sinne des Worts; oder man ſetzt ſolche Regeln des Betragens feſt, wodurch alle, wenn ſie befolgt werden, gleiche Vortheile genieſſen, und dieß giebt ein natürliches Recht, weil dabey die Menſchen, als völlig im Stande der Natur, ohne daß noch einer vor dem andern etwas voraus

oder ihn zu irgend einer Erwartung berechtigt hätte, vorausgesetzt werden. Die letztern Rechte werden durch die Gesetzgebung nur der Form nach positiv, an sich sind sie rational. Da aber die Menschen, ehe sie sich zur Idee einer allgemeinen Gesetzgebung erheben konnten, schon durch das Bedürfniß, mit einander zu leben, gezwungen wurden, die erste Art von Recht zu ehren, so war nie eine reine Gesetzgebung möglich, sondern jede Gesetzgebung in der Wirklichkeit kann nicht sowohl als ursprünglich Recht erzeugend, sondern vielmehr als die, durch Zufall entstandenen und für heilig gehaltenen, Rechte reinigend, betrachtet werden. Jede Gesetzgebung in der wirklichen Welt ist daher nicht sowohl constituirend, als vielmehr reformirend, indem sie die Mißbräuche abschafft, und dadurch die Menschen wieder der ursprünglichen Gleichheit näher bringt.

Dieser Widerspruch zwischen der Gesetzgebung im Ideal, von der erst alle Rechte anheben, und der Gesetzgebung in der Wirklichkeit, die schon Rechte antrift, trennte bald die Philosophen von den Staatsmännern, und führte auf die uralte, aber, wie ich dafür halte, sehr unrichtige Behauptung: daß etwas in der Speculation vortreflich und in der Praxis sehr schlecht seyn könne. Was dieser Behauptung in dem gegenwärtigen Fall einen Schein von Richtigkeit gab, ist: daß das, was in der Speculation als die ursprüngliche Quelle aller Rechte erkannt wird, in der Praxis blos das Ziel seyn kann, dem man sich nähert. Unternimmt man daher die Grundsätze der Speculation in der Wirklichkeit unmittelbar in Ausübung zu bringen, so muß man nothwendig auf unübersteigliche Hindernisse stossen, weil man handelt als

wäre der Zuſtand wirklich vorhanden, den die Speculation vorausſetzte, da doch dieſer Zuſtand erſt hervorgebracht werden muß. In der Idee ſetzt die Geſetzgebung völlige Gleichheit der Menſchen in Rückſicht auf die Gültigkeit der aus ihren Kräften und Bedürfniſſen entſpringenden Anſprüche voraus, und ſucht dieſe Gleichheit für immer zu bewahren; in der Wirklichkeit trift der Geſetzgeber auf eine auffallende Ungleichheit in der Schätzung der Gültigkeit der Anſprüche, die die Menſchen im Verhältniß ihrer Kräfte und Bedürfniſſe machen können, und muß jene Gleichheit, ehe er ſie bewahren kann, erſt zu bewirken ſuchen.

Aus dieſem Unterſchied der Geſetzgebung in der Speculation und in der Praxis entſteht nun ein doppelter Geſichtspunkt der Gerechtigkeit: ſie kann nehmlich als ein Betragen betrachtet werden, das ſich ohne Rückſicht auf möglichen äuſern Zwang den Regeln unterwirft, die für Geſetze gelten; und als ein ähnliches Betragen, das ſich nach den Regeln richtet, die durch ein Ideal der Geſetzgebung für die menſchlichen Handlungen beſtimmt werden. Dieß erzeugte den Unterſchied zwiſchen dem Betragen des gemeinen Bürgers und des Weiſen. Die Nothwendigkeit mit andern Menſchen umzugehen, zwang die Philoſophen, ſich im gemeinen Leben nach der gewöhnlichen Meinung zu richten; die Richtung ihrer Speculation aber leitete ſie darauf, die gewöhnliche Meinung als Richtſchnur deſſen, was an ſich für wahrhaft gut gehalten werden ſollte, zu verwerfen, und ſo wurde die Speculation gänzlich von der Praxis getrennt. Durch die Trennung ſank ſie zur Sophiſtik herab, und machte gleich andern unterhaltenden Künſten faſt gar nichts als einen Zeitvertreib aus.

So fand ſie Sokrates. Ihm entgieng der Widerſpruch nicht, in dem ſich dadurch die meiſten Menſchen mit ſich ſelbſt, über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit befanden, und er ſuchte ihn, ſoviel an ihm lag, zu heben. Das auffallendſte war, daß die Menſchen zu wiſſen glaubten, was Gerechtigkeit, Schönheit und Tugend u. ſ. w. an ſich ſeyen, und doch im praktiſchen ganz anders urtheilten und handelten. Um dieſen Widerſpruch zu zeigen, und auf Einheit im Menſchen zu dringen ohne ſich doch in ſeinem eigenen Betragen eines ähnlichen Widerſpruchs ſchuldig zu machen, mußten zwey Klippen von ihm vermieden werden. Er mußte das, was im gemeinen Leben für Recht galt, und es doch nicht nach der Vernunft war, in ſeiner Blöße darſtellen, und ſich doch im Umgange mit Menſchen darnach bequemen können. Er mußte die Wahrheit beſitzen, und durch ſie doch nicht genöthigt werden, ſich von den andern Menſchen abzuſondern. Der Mittelweg, den Sokrates hier einſchlug, war eine vorgegebene Unwiſſenheit über dieſe Gegenſtände; dadurch wich er dem Vorwurf aus: wenn du das, was wir glauben, für wahr hältſt, warum ſuchſt du weitere Erkenntniß, und wenn du beßre Erkenntniſſe beſitzeſt, warum lebſt du nach unſerer Weiſe? Er konnte mit Hülfe ſeiner vorgegebenen Unwiſſenheit jedem, der ihn belehren wollte, zeigen, daß er im Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſey, alſo auch nichts wiſſe. Die Unwiſſenheit des Sokrates erkläre ich mir ſo. Ich ſehe ein, daß ich in Rückſicht auf die Reſultate meiner Speculation, und die Vorſchriften, die ich befolgen muß, um unter Menſchen leben zu können, in Widerſpruch mit mir ſelbſt bin; da ich nun das eine nicht befolgen, und das andere nicht für recht erkennen kann, ſo muß ich,

weil es unmöglich iſt, daß der Menſch durch Nothwendigkeit zu etwas gezwungen ſeyn kann, von dem ſeiner Einſicht nach das Gegentheil nothwendig ſeyn ſollte, mich in dieſer Einſicht irren, und alſo bin ich unwiſſend. Ob dieß wirklich ſein Fall war, oder ob er es nur, um andere belehren zu können vorgab, laſſe ich für jetzt dahin geſtellt ſeyn. Aus dieſer Quelle floß aber nothwendig die Art, auf welche Plato den Sokrates ſeine Meinung über Gerechtigkeit vortragen läßt. Er mußte ihn eine ganz eigene Republik aufſtellen laſſen, damit er nicht, nach ſeiner eigenen Methode, welche darinn beſtand, die philoſophiſchen Definitionen der Menſchen nach den Urtheilen, die eben dieſe Menſchen in dem gemeinen Leben fällen, zu prüfen, widerlegt werden könnte.

Der Geſichtspunkt, aus dem aber Sokrates und nach ihm Plato die Gerechtigkeit betrachteten, konnte kein anderer ſeyn, als der des Bedürfniſſes der Gerechtigkeit und der daraus gebildeten Behauptung, daß ſie ein Gut ſey. Kein Staat kann ohne Gerechtigkeit beſtehen, war eine Einſicht, die die Erfahrung den Menſchen aufgedrungen hatte; aber weiter konnte ihn bloße Erfahrung auch nicht bringen. Die Unentbehrlichkeit der bürgerlichen Verfaſſung hatte er gleichfalls eingeſehen, und daraus bildete ſich für die Spekulation die Aufgabe: ob die Gerechtigkeit ein wahres Gut oder ein nothwendiges Uebel für den Menſchen ſey, dem er ſich, um anderer ihm unentbehrlicher Güter willen, unterwerfen mußte? Die bloß für die Klugheit kultivirte Vernunft entſchied für das letzte, ſeine moraliſche Natur für das erſte. Um beyde Ausſprüche zu vereinigen, mußte der letztere Ausſpruch entweder als Aberglaube verworfen, oder der erſte

ihm aufgeopfert, oder es mußte gezeigt werden, daß beyde einander nur ſcheinbar widerſprechen. Die Entſtehung der Idee von Gerechtigkeit hatte der Menſch, wie ich gezeigt habe, dem Bedürfniß zu danken, das ihm dieſelbe als zu ſeiner Glückſeligkeit nothwendig darſtellte. Sie machte alſo einen Beſtandtheil ſeiner Idee von Glückſeligkeit aus. Er konnte daher, zumal da das moraliſche Gefühl laut für ſie ſprach, ſie nicht für eine Täuſchung und nicht nothwendiges Uebel erklären, aber eben ſo wenig, da ſie aus der Klugheit entſprang, dieſe ihr unterordnen. Er mußte, wenn er nicht einſeitig zu Werke gehen wollte, nothwendig verſuchen, Gerechtigkeit und Klugheit in Harmonie zu bringen und die Gerechtigkeit als einen Beſtandtheil des höchſten Gutes darzuſtellen. Als höchſtes Gut kann ſie aber nur inſoferne gut ſeyn, als ſie erreicht wird. Alles, was dazu gehört ſie zu erlangen, iſt nur ein Mittel zu einem Gut, aber eben deswegen nicht ſelbſt ein Gut, und dadurch wird die Gerechtigkeit zu etwas, das keine Eigenſchaft der einzelnen Handlungen der Menſchen, ſondern der durchgängigen Einhelligkeit aller zu ihrer Realiſirung erforderlichen Handlungen iſt. Dieß iſt ein neuer Grund, warum er ſeine Idee von der Gerechtigkeit nur in dem Ideal einer Republik darſtellen konnte. Dadurch wurde aber auch der Geſichtspunkt auf das gerichtet, was die Gerechtigkeit bewirkt, und davon abgelenkt, in welcher Geſinnung ſie eigentlich beſteht, oder woraus ſie hervorgeht. Auch wurde die Gerechtigkeit nur von ihrer thätigen Seite betrachtet, inſoferne ſie wirklich das Geſetzmäſige einem jeden ertheilt (Justitia distributiva) und in ſoferne ſie wechſelſeitig für die Forderungen, die die Menſchen aneinander machen und für die Dienſte, die ſie einander leiſten, das rechte

Maaß bestimmt (Justitia commutativa) fast ganz übersehen.

Um sich bey dem Begriff der Gerechtigkeit nicht zu verwirren, muß man die Gerechtigkeit in der Gesinnung und die Gerechtigkeit, in soferne sie sich in Handlungen zeigt, unterscheiden. In der Erfahrung wird die Gerechtigkeit eines Menschen aus seinen Handlungen erkannt, in der Speculation heißt die Handlung gerecht, weil sie aus der gerechten Gesinnung entspringt. Die gerechte Gesinnung läßt sich aber wieder auf zweyerley Art denken, nehmlich: als der Vorsatz alles das zu thun, was für recht unter den Menschen, unter welchen man lebt, gilt, und als der Vorsatz alles das zu thun, was an sich recht ist. In erster Rücksicht ist die Gerechtigkeit ein aus der Erfahrung abstrahierter Begriff, im zweyten eine Idee. Plato suchte die Idee der Gerechtigkeit, aber da er sie nicht in dem, was sie im Menschen ist, sondern in dem, was sie für den Menschen ist, aufsuchte, so mußte er anstatt der Idee der Gerechtigkeit ein Ideal eines gerecht handelnden Staates aufstellen, das aber, weil die Idee noch nicht richtig gefaßt war, auch nicht das beste Ideal seyn konnte.

Um sich von der Unvollkommenheit dieser Betrachtungsart der Gerechtigkeit zu überzeugen, war die Erfahrung nothwendig, daß die Menschen nie das Ideal der Gerechtigkeit als ein Produkt der politischen Kunst darstellen werden, sondern daß sie einzig durch die freye Befolgung des Sittengesetzes durch jeden einzelnen Menschen realisirt werden könne, und daß sie also nur durch einen ethischen Staat oder durch eine Kirche auf der

Welt möglich iſt. Die Politik kann nur eine Analogie der Gerechtigkeit bewirken, die den Gerechten ſichert, durch ſeine Gerechtigkeit in Rückſicht auf zeitliche Vortheile nicht ganz verlohren zu gehen. Der Menſch, der gerecht iſt, weil es gut iſt, gerecht zu ſeyn, muß mit eigenſinnigem Entſchluß handeln, denn er kann unmöglich ſich davon überzeugen, daß er ſich nicht ſehr oft andern Menſchen dadurch aufopfert; nur wenn er überzeugt iſt, daß er ſchlechthin gerecht ſeyn ſoll, kann er mit wahrer Seelenruhe gerecht handeln. Dieſe innere Verbindlichkeit, oder die Pflicht gerecht zu ſeyn, lehrte aber am erſten Chriſtus.

Wenn die Frage nicht davon iſt, was für gerecht gilt, ſondern was dafür gelten ſoll, ſo muß die Idee der Gerechtigkeit der Beſtimmung, welche Handlungen gerecht ſind, vorausgehen. Die Gerechtigkeit muß auch nicht in einer Menge von Handlungen geſucht werden, ſondern ſie muß einer jeden Handlung ihren ganzen Charakter geben können; denn ſonſt wäre gar keine Gerechtigkeit möglich, weil ſie in einer vollendeten Rede von Handlungen beſtehen müßte, und alſo in keiner gegebenen Zeit gefunden werden könnte. Sie iſt alſo nicht in dem, was die Handlungen hervorbringen, in der Materie derſelben, ſondern einzig in der Art der Handlung, in der Form derſelben, zu finden. In Rückſicht auf die Gerechtigkeit einer Handlung muß die Handlung immer durch ein und das nehmliche gerecht ſeyn. Soll die Gerechtigkeit von der Sittlichkeit überhaupt verſchieden ſeyn, und dieß iſt ſie nach allen Bedeutungen, die noch dieſem Wort gegeben wurden, und ſelbſt nach der urſprünglichen einfachen Bedeutung des Worts Recht, ſo

muß ſie eine beſondere Beſtimmung einer ſittlichen Handlung ſeyn. Die Worterläuterung iſt: Gerechtigkeit iſt diejenige lebendige Geſinnung, wodurch wir einem jeden ſein Recht angedeihen laſſen, ohne daß wir auf einen möglichen Zwang dabei Rückſicht nehmen.

Dieſe Erklärung verträgt ſich ſowohl mit dem Verſtandesbegriff (conceptus), als mit dem Vernunftbegriff (der Idee) der Gerechtigkeit, denn ſie iſt von der Art unabhängig, nach der wir uns das Recht eines jeden beſtimmt denken, ob durch eine wirkliche oder durch das Ideal einer Geſetzgebung. Gerechtigkeit als Idee iſt alſo die uneigennützige lebendige Geſinnung, einem jeden das Recht angedeihen zu laſſen, das ihm durch das reine Ideal der Geſetzgebung zukommt. Das Ideal einer Geſetzgebung beſteht aber darinn, daß einem jeden Gerechtigkeit widerfährt, und dieſe Erklärung führt uns alſo in einen Zirkel. Sie zeigt uns aber doch, worauf es bey der Beſtimmung der Idee der Gerechtigkeit ankommt, nehmlich: ſie müß das Princip einer uneigennützigen Geſetzgebung ſeyn können, und wir haben dadurch wenigſtens ein negatives Kennzeichen derſelben gefunden. Von welcher Handlungsweiſe ſich zeigen läßt, daß ſie ſich nicht mit einer uneigennützigen Geſetzgebung verträgt, die kann nicht gerecht ſeyn. Uneigennützig iſt eine Geſetzgebung, wenn der Geſetzgeber durch keinen äuſern Vortheil ſich in ſeiner Wahl beſtimmen könnte, welchen Rang er ſelbſt in ſeiner eigenen Geſetzgebung haben wollte. Einen poſitiven Charakter der Gerechtigkeit haben wir aber oben ſchon darinn gefunden, daß jede Handlung durch ein und das nehmliche gerecht ſeyn muß; die Form der Handlungen muß alſo immer die nehmliche ſeyn. Die Form der

Handlung beſteht in der Maxime, nach der ſie geſchieht. Dieſe Maxime muß alſo um ihrer ſelbſt willen befolgt werden, wenn die Handlung gerecht ſeyn ſoll, denn wäre das, was die Handlung bewirkt, der Beweggrund, ſo wäre jede Handlung durch etwas anders gerecht. Auch die Maximen können nicht verſchieden ſeyn, denn wenn ſie nicht unter einer einzigen ſtünden, von der ſie nur beſondere Anwendungen ſeyn dürfen, ſo würde ſich nicht durch ſie ſelbſt, ſondern nur aus dem Erfolg beſtimmen laſſen, ob ſie gerecht wären. Die Gerechtigkeit muß alſo bey jeder Handlung die nehmliche Maxime befolgen, und die Maxime muß zu einer uneigennützigen Geſetzgebung tauglich ſeyn. Dieſe Maxime muß auſſer den Kennzeichen der Moralität noch die nähere Beſtimmung haben, daß ſie ein Recht auf der andern Seite, nicht bloß eine Verbindlichkeit auf der ihrigen anerkennt. Daraus entſteht folgende Beſtimmung der Idee der Gerechtigkeit: ſie iſt die lebendige Geſinnung alle Handlungen einer ſolchen Maxime unterzuordnen, die zur Begründung eines Rechts in einer uneigennützigen Geſetzgebung tauglich iſt. Ein Recht kann in einer ſolchen Geſetzgebung aber nur das werden, was ſchlechthin als Pflicht von den andern gefordert werden kann, und dazu wird erfordert, daß keine andre Kenntniß nöthig ſey, um über die Verpflichtung des andern zu urtheilen, als die ich mir erwerben kann, ohne an ſeiner Stelle zu ſeyn. Daraus ergiebt ſich nun der Charakter der Gerechtigkeit, in ſoferne ſie von der Sittlichkeit überhaupt unterſchieden iſt, ſie iſt die Ausübung aller der Pflichten, die objectiv erkannt werden können. Die Gerechtigkeit iſt von Sittlichkeit überhaupt daher nur in Rückſicht auf menſchliche Erkenntniß verſchieden, in Rückſicht auf eine göttliche Erkenntniß oder

Allwiſſenheit, ſind alle Pflichten als zur Gerechtigkeit gehörig anzuſehen. Da man das Gute, was der Menſch ausübt, ohne daß man es nach den Vorſchriften der bloſſen Gerechtigkeit von ihm fordern kann, Verdienſt nennt, ſo findet in Beziehung auf einen allwiſſenden Richter kein Verdienſt ſtatt.

Der Unterſchied zwiſchen dem Gang der Unterſuchungen, den Kant bey moraliſchen Gegenſtänden einſchlägt, und dem, welchen Plato befolgt, wird nunmehr, wie ich glaube, einleuchtend ſeyn. Auf dem Weg der Deutlichkeit führen uns Plato und alle ältere Philoſophen nur zur Klugheit und zum Begriff der Gerechtigkeit; die Moralität lehren ſie nur, durch ihr moraliſches Gefühl geleitet, und der Idee der Gerechtigkeit nähern ſie ſich nur, inſoferne ſie nicht das Glück einzelner Menſchen, ſondern einer geſellſchaftlichen Verbindung von Menſchen zu begründen ſuchen. In dieſem Siege der moraliſchen Natur des Menſchen über ſeine theoretiſchen Kenntniſſe, liegt aber auch der Reitz, den die Schriften der alten Claſſiker vor Kant voraus haben. So wie die Mittagsſonne zu unſern Geſchäften am beſten leuchtet, und uns auf allen Wegen die gröſte Sicherheit gewährt, aber ſelbſt kein angenehmer Gegenſtand für unſer Auge iſt; die Morgenröthe aber uns das entzückendſte Vergnügen gewährt, ohne ſoviel Nutzen zu ſtiften; eben ſo iſt auch Kants Philoſophie eine ſichere Leiterinn in den wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, ermüdet aber, an ſich betrachtet, unſern Geiſt ſehr bald, da hingegen die Philoſophie der alten Claſſiker bey dieſen wichtigen Gegenſtänden uns bloß einen dunkeln Schimmer, dafür aber um ſo mehr Unterhaltung für unſern Geiſt und die

ſüſſe Hoffnung der gänzlichen Erleuchtung verſchaft. Kants Philoſophie muß ſolange verkannt, ja ſogar verſchmähet werden, bis der Wahn verſchwindet, daß die Philoſophie ſelbſt eine Beſchäftigung für uns, und nicht bloſſe Geſetzgebung für unſere Handlungen ſeyn müſſe.

Die Gerechtigkeit als Princip der Geſetzgebung fordert nach der gegebenen Erklärung nur objectiv zu erkennende Pflichten und erkennt die ihnen entſprechenden Rechte an. Sie giebt als Gerechtigkeit nicht was gut iſt, daß es jemand habe, ſondern nur was er fordern kann. Die Folgen, die es für die Geſetzgebung hat, wenn die Gerechtigkeit nicht bloß als formale Beſtimmung der Handlungen, ſondern als ein Gut, das nur durch die Uebereinſtimmung vieler Menſchen erreicht werden kann, betrachtet wird, deute ich jetzt nur ganz kurz an, da ſie ſich ſehr leicht aus den vorhergehenden Betrachtungen ergeben. 1) Wenn durch die Gerechtigkeit einem jeden gegeben werden ſoll, was ihm gehört, und darunter nicht bloß das verſtanden wird, was man ihm nach einem poſitiven Recht ſchuldig iſt, ſondern auch was er zu ſeiner größtmöglichſten Ausbildung braucht, ſo ſetzt ſie eine Kenntniß voraus, deren kein Menſch fähig iſt, und eine Gewalt, die beſtändig nach individuellen Umſtänden handeln müßte, und ſich alſo mit keiner univerſellen Geſetzgebung vertrüge. 2) Eine ſolche Geſetzgebung würde gegen den einzelnen Menſchen einen unnöthigen Zwang ausüben, indem ſie ſich zum Zweck ſetzte, ihn wirklich glücklich zu machen, welches widerſprechend iſt; weil der Menſch ſich nur durch Uebereinſtimmung ſeiner äuſern Lage mit ſeinen Wünſchen glücklich fühlt. Der Staat als geſetzgebend hat nur dafür

zu ſorgen, die äuſern, in der Macht des Menſchen ſtehenden, Hinderniſſe hinwegzuſchaffen, damit jedermann nach ſeinem Willen glücklich werden könne. 3) Dadurch würde der Geſetzgebung die Vorſorge für alle Bedürfniſſe des Bürgers auferlegt werden, welches wohl ein Gegenſtand des Staats überhaupt, aber nicht der Geſetzgebung ſeyn kann. 4) Es läßt ſich aus dieſem Geſichtspunkt wohl darſtellen, was der Staat zum Wohl ſeiner Bürger thun kann, wenn er ſie nicht dadurch an ihren Rechten kränkt; aber nicht, was er von ihnen als eine Schuldigkeit fordern ſoll. 5) Platos Republik kann alſo kein Ideal der beſten Geſetzgebung, ſondern nur eine Beſchreibung eines glücklichen Staats ſeyn, der es aber doch nur unter der Bedingung iſt, daß die Wünſche der Bürger, mit dem, was ihnen die Regierung ertheilt, von Jugend auf in Harmonie gebracht wurden.

Warum er gerade das Bild einer Republik gewählt habe, um den objectiven Werth der Gerechtigkeit zu erweiſen, darüber rechtfertigt ſich Plato durch folgendes Gleichniß. Wenn man, ſagt Sokrates, einem, der kein gar ſcharfes Geſicht hat, aufgäbe, eine kleine Schrift von weitem zu leſen, und dieſer nun die nehmliche Schrift, nur vergröſſert und auf einem gröſſeren Raum geſchrieben fände, ſo würde ihm dieß gewiß eine willkommene Entdeckung ſeyn. Dieſem Beyſpiel wollen wir folgen. Ein ganzer Staat iſt weit gröſſer als ein einzelner Menſch; nothwendig muß ſich alſo in demſelben auch die Gerechtigkeit mehr im Groſſen und in weit hervorſtechenderen Formen zeigen, und wir werden ſie von da aus im Kleinen und Einzelnen deſto leichter beurtheilen können.

Dieſe Vorſtellung iſt dem Begriff ganz gemäß, welchen ſich Plato von der Gerechtigkeit bildet. Um dieſe als ein Gut darzuſtellen, mußte er ihre Unentbehrlichkeit zu demjenigen zeigen, was die Menſchen am meiſten ſchätzen, und dieß iſt nichts anders als geſellſchaftlicher, möglichſt freyer Genuß im Verhältniß des ganzen Umfangs ihrer ſowohl ſinnlichen als geiſtigen Bedürfniſſe. Wenn einmal nach Urtheil und Recht in der Welt gerichtet wird, ſo ſcheint es freylich, als wenn es der Vortheil der Menſchen wäre, das Recht ſelbſt zum Dienſte ihres Eigennutzes zu gebrauchen, aber wenn noch kein Recht vorausgeſetzt wird, ſo iſt es klar, daß der Menſch nicht einmal mit der geringſten Sicherheit auf eine Befriedigung ſeiner eigennützigen Begierden rechnen könne. So zweydeutig der Nutzen der Gerechtigkeit für den einzelnen Menſchen iſt, ſo offenbar zeigt er ſich in einem ganzen Staat. Es wird dadurch erwieſen, daß niemand die Vortheile eines Staats wollen könne, ohne das einzige dazu führende Mittel, die Gerechtigkeit zu wollen, und daß er alſo, wenn er dieſe verletzt, zugleich auch die Geſetze der Vernunft verletzt. Der Nutzen der Gerechtigkeit iſt dadurch als objectiv gültig erwieſen, und die Vortheile, welche die Uebertretung ihrer Vorſchriften verſpricht, ſind in ihrer Blöſſe als ſubjectiver Schein dargeſtellt; wenn nun gleich daraus noch keine Verbindlichkeit erhellt, dem objectiv Nützlichen mehr nachzuſtreben, als dem ſubjectiven, ſo iſt doch gezeigt, daß man, ſobald man in bürgerliche Geſellſchaft tritt, nicht zugleich ungerecht und rein vernünftig handeln kann. Alles, was man für die Gerechtigkeit als ein Gut ſagen kann, iſt daher durch Plato erſchöpft, und es läßt ſich nichts beſſers zur Empfehlung der Gerechtigkeit ſagen, als er ge-

ſagt hat. Allein nun bleibt noch übrig zu unterſuchen, was die Gerechtigkeit an ſich ohne Rückſicht auf ihren Nutzen in der Geſellſchaft ſey, und ob ſie um der Geſellſchaft willen, oder die Geſellſchaft um ihrentwillen da ſey. Daß ſich dieß durch Platos Methode nicht finden laſſe, habe ich zu zeigen geſucht, ſo wie auch, daß ſich keine bürgerliche Geſellſchaft als eine Vereinigung der Menſchen die Gerechtigkeit auszuüben, in der Wirklichkeit denken laſſe, ſondern daß ſie nur die einzig mögliche Verbindung der Menſchen iſt, in welche die Gerechtigkeit eingeführt werden kann. Die Speculation abſtrahirt daher von aller wirklichen Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaften, und ſtellt das Ideal auf, das ſie erreichen müſſen, wenn ſie der Moralität völlig Genüge leiſten ſollen. In der Wirklichkeit iſt die Gerechtigkeit der Zweck der bürgerlichen Verfaſſung, in der Speculation das Princip. Die Geſetzgebung als eine philoſophiſche Wiſſenſchaft muß von der Idee der Gerechtigkeit ausgehen und daraus beſtimmen, was ſeyn ſoll. Die Geſetzgebung als Kunſt muß den wirklichen Zuſtand nehmen, wie ſie ihn findet, und ihn dem Ideal ſo weit zu nähern ſuchen, als es möglich iſt. Geſetzgebung als eine philoſophiſche Wiſſenſchaft kann aber, weil wir nie unſere äuſere Lage durch Ideen beſtimmen können, ſondern durch Natur in ſie verſetzt werden, nie praktiſch werden. Um dieß zu ſeyn, müßte der Staat und alle Verhältniſſe ſeiner Individuen aus der Geſetzgebung hervorgehen, und nicht ſchon von ihr gefunden werden, wo ſie dann nur beſtimmen kann, was in gewiſſen Lagen gerecht iſt, aber die Lage ſelbſt nicht zu ändern vermag. Die Idee der Gerechtigkeit, die bloß formal iſt, bleibt daher auch in ihrem Gebrauch nur formal, und kann nur gerechte Men-

ſchen, aber keinen gerechten Staat hervorbringen. Ein gerechter Staat iſt daher nur durch gerechte Individuen möglich, doch mit der Erleichterung, daß er, um als Staat den Menſchen die Vortheile der Gerechtigkeit zu verſchaffen, nur Handlungen den Vorſchriften der Gerechtigkeit gemäß hervorbringen darf, ohne daß er die gerechte Geſinnung vorauszuſetzen brauchte. Die Aufgabe iſt alſo: auf welche Art erreicht ein Staat die äuſere Vortheile der Gerechtigkeit? Die Antwort iſt: durch eine dieſem Zweck entſprechende Geſetzgebung; und dieſe führt dann auf die Aufgabe: wie iſt Geſetzgebung möglich? Da die Erklärung der Möglichkeit, daß etwas geſchehe, Theorie heißt, ſo müſſen wir uns alſo mit einer Theorie der Geſetzgebung begnügen, deren Anwendung dann noch eine beſondere Kunſt erfordert. Die Theorie der Geſetzgebung hat die Idee der Gerechtigkeit durchaus zu ihrem regulativen Princip; was ihr widerſpricht, muß verworfen werden. Da aber die Geſetzgebung auch über Gegenſtände entſcheiden muß, die nicht allzeit eine Frage von Recht oder Unrecht betreffen, ſondern auch öfters vom Nützlichen und Schädlichen, ſo iſt die Idee der Gerechtigkeit nur in ſo weit zugleich konſtitutiv, als ſich über den Gegenſtand aus dem Geſichtspunkt des Rechts etwas entſcheiden läßt. Praktiſch im eigentlichen Sinne kann, wie ich oben ſchon bemerkt habe, die Idee der Gerechtigkeit gar nicht bey der Geſetzgebung, ſondern nur bey dem einzelnen Bürger ſeyn. Daß es nur eine Theorie der Geſetzgebung geben könne, und ſie keine rein philoſophiſche Wiſſenſchaft ſey, läßt ſich auch daraus zeigen, daß von der einen Seite die Geſetzgebung nothwendig und als Bedürfniß gefordert wird, von der andern die Tugend nur durch Freyheit möglich iſt. Die Aufgabe iſt alſo fol-

gende: wie iſt es möglich, daß ſich freye moraliſche Weſen ohne Verluſt ihrer Würde gegebenen Geſetzen unterwerfen? Dieſe Möglichkeit kann nur darinn beſtehen, daß gegebene Geſetze denjenigen, welche ſich der Menſch als moraliſches Weſen ſelbſt geben muß, gleichlauten. Von der Beſchaffenheit dieſer gegebenen Geſetze hängt alſo die Möglichkeit der Geſetzgebung für moraliſche Weſen ab, und dieſe Beſchaffenheit beſtimmt die Theorie der Geſetzgebung. Da die Veranlaſſung zum Geſetz jederzeit gegeben iſt, und das Geſetz durch ſie erſt aufgeſucht wird, ſo entſcheidet die Theorie eigentlich nicht, was Geſetz ſeyn muß, ſondern was es ſeyn kann, welches Können aber dadurch ein Müſſen wird, wenn es einzig moraliſch möglich iſt.

Die Geſetzgebung als Kunſt gieng, wie jede Kunſt, ihrer Theorie voraus. Darinn hat ſie aber vor andern Künſten einen eigenen Charakter, daß eine Idee a priori ihr Princip iſt, und daß ſie ihr Produkt einer Kritik unterwerfen muß, deren Principien in einer, der Geſetzgebung als Kunſt ganz fremden, Region in der Moral liegen. Die Theorie der Geſetzgebung hat daher vor jeder andern Theorie das Eigene, daß ſie ſich nicht durch das, was die Kunſt je leiſten konnte, beſchränkt, ſondern daß ſie ihre Anſprüche auf die Kunſt in dem Grad erweitert, als ſie ſich erweitert. Jede Theorie der Geſetzgebung muß aber, wie jede andere, ſo lange mangelhaft oder gar falſch bleiben, als das, deſſen Möglichkeit ſie zeigen ſoll, noch nicht genau beſtimmt iſt. So lange man glaubte, nur erklären zu müſſen, auf welche Art die Menſchen am glücklichſten in Verbindung ſeyn können, ſolange hatte man ſich die Aufgabe noch falſch

vorgelegt, und ſich eine praktiſche Aufgabe gemacht, da man ſich doch, wie ich eben gezeigt habe, mit einer theoretiſchen begnügen muß. Nicht wie die Menſchen glücklich werden, ſondern wie ſich gegebene durch das Bedürfniß veranlaßte Vorſchriften mit den unabhängigen ſelbſt beſtimmten und frey anerkannten Geſetzen freyer Weſen vertragen können, hat die Theorie der Geſetzgebung zu erklären.

Iſt meine Entwicklung der Idee der Gerechtigkeit richtig, ſo muß ſie zum Princip dienen, die Platoniſche Republik, inſoferne ſie ein Ideal der Geſetzgebung aufſtellen ſoll, zu beurtheilen.

II

Dante's Hölle.

Fortsetzung.

(Man sehe das vierte Stück der Horen.)

Wer vom epischen Dichter nicht bloß in seinem eignen Vortrage, auch in den Reden und Handlungen aller aufgeführten Personen Anstand und Würde verlangt, wird unfehlbar die hier beschriebene, mit furchtbarer Lebendigkeit, ohne alle Schonung für schwache Nerven dramatisirte Teufelhetze sehr tadelhaft finden. Dante aber argwöhnte nicht, daß er eine Epopöe schriebe; * alles irgend Darstellbare hielt er sich befugt, darzustellen, und es war seiner Phantasie eigen, sich keinem wirklichen oder möglichen Gegenstande, wie hoch oder tief er auch liegen mochte, zu entziehen. Tief liegen nun allerdings die gemeinen Volksbegriffe von bösen Geistern, denen der Ton jener Schilderungen entspricht; doch enthalten sie das Wahre, daß sittliche Ausartung sich immer in Häßlichkeit und Unadel offenbart. Selbst die menschliche Gestalt, unter der wir uns natürlicher Weise alle Wirksamkeit der Geister versinnlichen, ist dem Erz-

* Dieß erhellt unter andern auch daraus, daß er die Aeneis, das einzige Gedicht dieser Gattung, welches er kannte, im Gegensatz mit dem Styl seiner Komödie eine hohe Tragödie nennt. Inf. XX, 113.

feinde der Menſchen nicht ohne entſtellende Zuſätze gegönnt worden.

Unſre Einbildungskraft, wenn ſie außerirdiſche Weſen ſchafft, kann dieſelben zwar mit phyſiſchen Vorzügen wunderbar ausrüſten; ſie kann ihnen auch in unbeſtimmten Angaben ein übermenſchliches Maaß geiſtiger Kräfte leihen; aber zu den weſentlichen Beſtandtheilen unſrer innern Natur kann ſie durchaus nichts hinzufügen, und folglich auch, ſobald es zur näheren Ausführung kömmt, keinen Gedanken, keine Empfindung eines guten oder böſen Engels erfinden, deſſen ein Menſch, das Zufällige abgerechnet, nicht ebenfalls fähig wäre. Da wir alſo den Teufel nicht über die menſchliche Natur erheben können, ſo erfordert es das Intereſſe unſrer Ehre, ihn unter ſie hinabzuſtoſſen. Dieß geſchieht, wenn die Vorſtellungen von Vernunft und Freyheit, und aus ihrem Misbrauch entſprungener Verderbniß entfernt, und an ihre Stelle wilde Thierheit, urſprüngliche Bösartigkeit geſetzt wird, wie Dante bey Barbariccio's Rotte gethan hat. Man kann dabey unmöglich an gefallne Engel denken; dieſe Geiſter ſind zu unſauber, als daß ſie nicht in jedem, noch ſo weit von ihrem jetzigen verſchiednen Zuſtande den Himmel ſollten verunziert haben: es ſind gebohrne Teufel.

Wie es dem Dichter gelingen mag, die Theologie mit dieſer Vorſtellungsart auszuſöhnen, das kümmert uns hier nicht: aus der Naturgeſchichte lieſſe ſich manches für ſie anführen. Es giebt keine unedle oder feindſelige Eigenſchaft des Menſchen, von der die Natur nicht an irgend einem Thiergeſchlechte eine inſtinktmäßige Nachahmung lieferte; wie zum Beyſpiele die menſchenähnlichſten

Thiere, die Affen, gleichsam als thierische Schauspieler der menschlichen Narrheit, recht uns zum Spotte in die Welt gesetzt scheinen. Auch hat ein allgemeiner Gebrauch viele Laster (freylich auch viele Tugenden) mit irgend einem Thiernahmen beynah sprichwörtlich verknüpft. Indessen unterscheidet unser Gefühl den Instinkt auch in seinen widrigsten oder schrecklichsten Aeusserungen sehr wesentlich von dem empörenden Eindrucke grober Unsittlichkeit. Jener bleibt immer eine unterhaltende Naturerscheinung; in seiner Unfehlbarkeit ist Uebereinstimmung des Mittels mit dem Zweck, also Vollkommenheit, sichtbar; und seine schädliche Macht wendet sich nie nach innen gegen das Daseyn, dem er zur Beschützung gegeben ist. Hingegen an dem tugendfähigen, aber entarteten, Geschöpfe ist alles Verzerrung, innerliche Zwietracht, unselige Verworrenheit. Es bestätigt die Richtigkeit des vorhin angegebenen Gesichtspunktes, daß man solche innre Qual und Selbstverdammniß an den Malebranche durchaus nicht wahrnimmt, daß sie vielmehr ihre Henkersrolle mit rohem zügellosem Behagen spielen.

Spätere Dichter haben versucht, wo nicht den Pöbel der Höllengeister, von welchem hier die Rede ist, doch wenigstens den obersten Dämon, trotz seiner uralten Widerspenstigkeit, zur heroischen Person heraufzuadeln und zu idealisiren *. Im befreyten Jeru-

* Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Fantom ist nun nicht mehr zu schauen:
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?

Göthe im Faust.

ſalem erſcheint er in grauſer Hoheit und mit kunſtvoller Rhetorik, neben welcher zwar die großen Hörner, die noch nicht von ſeiner großen Stirn weggeräumt ſind, * eine etwas abſtechende Wirkung thun. Milton iſt in dieſem Stücke dem Tadel der Kunſtrichter glücklich ausgewichen. Die Bildung ſeines Satans iſt gigantiſch, aber durchaus edel. Auch ſpricht er in der That wie ein Cato: ** wer könnte ſeinem Heldenmuthe, ſeiner Standhaftigkeit im Unglück, ſeiner innern Unabhängigkeit von der äußern Lage Beyfall und Bewunderung verſagen? Der Dichter ſelbſt verräth ganz offenherzig den Kunſtgriff, wodurch er die Bewohner der Hölle, die ſonſt aus der Poeſie eben ſowohl wie aus dem Himmel verbannt ſeyn müßten, einer ſchönen Darſtellung fähiger gemacht hat. Die verworfnen Geiſter, ſagt er, verlieren ihre Tugend nicht ganz: *** eine Behauſung, die nothwendig mehr oder weniger auffallende Inkonſiſtenzen

* Si la gran, fronte e le gran corna estolle.

** Im erſten Buche:

— to be weak is miserable
Doing or ſuffering; —
The mind is its owu place, and in itſelf
Can make a Heav'n of Hell, a Hell of Heav'n.
What matter where, if I be ſtill the ſame?
— here at least
We ſhall be free. —

*** Im zweyten Buche:

— for neither do the Spirits damn'd
Loſe all their virtue. —

mit ſich führt, die indeſſen auch Dante ſtillſchweigend auf die verdammten Menſchenſeelen angewandt hat. Die Charaktere Satans und Adramelechs * im Meſſias nähern ſich weit mehr dem Begriffe ächter Teufeley, aber ihre Unglaublichkeit ſteigt in eben dem Grade. Wenn reine unbedingte Bosheit, die Geſinnung eines Weſens, welches nicht nur uneigennützig, ſondern allem Eigennutze entgegen, ja mit der gewiſſen Ausſicht auf ewiges Elend zum Lohne, alles Böſe liebt und verrichtet, und dieß bey einem urſprünglich freyem Willen, nicht im Wahnſinne, ſondern bey voller Beſonnenheit; wenn ſolch eine Geſinnung nicht ganz undenkbar iſt, ſo findet ihre Wahrheit wenigſtens in unſerm Innern nicht die geringſte Beglaubigung: denn ſie widerſpricht ſowohl der Sinnlichkeit als der Vernunft; allen Trieben wie allen Grundſätzen.

Virgil und Dante (hier verlieſſen wir die Geſchichte) retten ſich eilig vor den Unholden, die, ergrimmt über den durch ſie veranlaßten Unfall, ihnen nachſetzen, ſobald ſie ihre Gefährten aus dem Pfuhle gezogen; indem jener ſeinen Freund in die Arme ſchließt, und an der ſteilen Felſenwand in den nächſten Bezirk hinabgleitet. Hier ſchleichen die Heuchler unter dem Druck bleyerner, von

* Doch heißt es von dieſem, da die Schwärze ſeines Charakters geſchildert werden ſoll:

„Wenn er was that; er that's nicht Satans Reiche zu ſchützen;
„Seinentwegen verübt' er es." —

Kann ein unter Menſchen ſo allgemeiner Eigennutz an einem Teufel außerordentlich ſcheinen?

außen vergoldeter Mäntel und Kappen mühſelig einher. Von ihnen erfahren ſie Malacoda's Betrug, und ſind genöthigt bey der nächſten, aber hier wie alle übrigen unterbrochnen Brückenreihe über die zertrümmerten Felſen hinaufzuklettern.

Die ſiebente Vertiefung, die Wohnung der Diebe und ſolcher Räuber, die Liſt mit Gewalt verbunden, bietet ein entſetzliches Schauſpiel dar. Unzählige Drachen und Schlangen, die alle Geburten der Wüſten Lybiens an Mannichfaltigkeit und giftiger Art weit hinter ſich laſſen, verfolgen die Verdammten, umſchlingen ihre Glieder, peinigen ſie mit Biſſen. Hier büßt Cacus ſeinen Diebſtahl an den Heerden des Herkules. Die beyden Dichter ſehen ihn als Centauren: * tauſend Nattern auf dem Pferderücken; im Nacken einen flammenhauchenden Drachen. Ein andrer Verbrecher zerlodert durch einen Schlangenſtich in Aſche, aus welcher ſein voriger Körper ſogleich wieder erſteht. Nichts beharrt hier in eigner Form: Schlangenbildungen, worein ſich oft die Seelen Verdammter kleiden, werden mit menſchlichen, dieſe wieder mit jenen vertauſcht. In der abentheuerlichen Willkühr, womit dieſe Verwandlungen zu erfolgen ſcheinen, waltet dennoch ein furchtbares Geſetz, welches die Schrecken der Hölle ewig wechſeln, aber nie ſich verringern läßt.

Biſt du, o Leſer! auf mein Wort zu bauen
Jetzt ungeneigt, ſo wird's kein Wunder ſeyn.
Ich, der es ſah, mag kaum mir ſelbſt vertrauen.

* Dieß iſt ein Mißverſtand Dante's, den vermuthlich ſeines Führers Ausdruck: Semihominis Caci facies, veranlaßt hat.

Als ſo mein Aug' auf ſie * erhoben war,
Da ſchleudert, ſieh! ein Drache ** mit ſechs Füßen
Sich vorn dem Einen *** an, und packt ihn gar.
Derweil den Leib die Mittelfüß' umfangen,
Greift er die Arme mit den Vordern ihm;
Dann ſchlägt er ihm die Zähn' in beyde Wangen.
Die Hinterpfoten ſchmiegen ausgeſtreckt
Sich um die Schenkel, zwiſchen die ſich windend
Sein Schweif hinauf ſich an den Nieren reckt.
Kein Efeu rankte je ſo drang und feſte
Sich um den Baum, als dieſer grimme Wurm
Des Mannes Glieder rings mit ſeinen preßte.
Als ob ihr Leib von heißem Wachſe wär',
Verſchmolzen ſie und miſchten ihre Farben:
Noch der, noch jener ſchien derſelbe mehr.
So ſieht man von der Glut Papier ſich färben
Und vor ihr her, ſo wie ſie weiter greift,
Eh ſich's vollkommen ſchwärzt, das Weiß erſterben.
„Weh! wie verwandelt, Angelo, wirſt du!
„Schon biſt du nicht mehr Zwey und auch nicht Einer!"
So rufend ſchauten jene Beyden zu.
Die beyden Köpfe drängten ſich in Einen;
In einem Antlitz ſahen wir nunmehr
Zwey neue Zwitterbildungen erſcheinen.

* Auf drey Schatten, die eben vor ihnen ſtill ſtehen.

** Der Schatte des Cianfa Donati.

*** Angelo Brunelleschi.

Mit Streifen zeichneten die Arme ſich,
Und Bauch und Bruſt und Bein und Schenkel wurden
Zu Gliedern, denen nie noch etwas glich.
Vom vor'gen Scheine wurd' ich nichts mehr innen;
Zwey und auch keiner ſchien das Misgebild,
Und wandte ſo den trägen Schritt von hinnen.
So wie, gegeiſſelt von des Hundſterns Hitze,
Die Eidechs, die den dürren Zaun verläßt,
Den Weg hinüberfährt gleich einem Blitze:
So kam ein Lindwurm, * heiß entglüht von Zorn,
Dem Bauch der beyden Andern angeſprungen,
Verſchrumpft und ſchwärzlich wie ein Pfefferkorn.
Die Stelle, wo zuerſt in unſre Glieder
Die Nahrung dringt, bohrt' er dem einen ** durch;
Dann fiel er ihm geſtreckt zu Füßen nieder.
Stillſchweigend ſtarrt' auf ihn der, den er traf,
That weiter keinen Schritt und gähnte ſo,
Als überfiel ihn Fieber oder Schlaf.
Er ſah den Drachen an, der ihn dagegen:
Dem dampfte ſtark die Wunde, dem der Schlund,
Und hier und dort kam ſich der Dampf entgegen.
Nun ſchweige nun Lucan, da, wo er lehrt

* Dießmahl nicht wie vorhin ein ſechsfüßiges, ſondern ein vierfüßiges Geſchöpf. Unter dieſer Geſtalt iſt Francesco Guercio Cavalcanti verborgen.

** Buoſo Abati.

Was einſt Sabellus und Naſidius * litten:
Denn ſeine Wunder ſind nicht dieſe werth.
Vom Kadmus ſchweig' Ovid, und Arethuſen!
Es regt ſich mir, wenn er in Schlange den,
In Quelle die verkehrt, kein Neid im Buſen:
Denn ſo verſchuf er zwey Naturen nie,
Daß Bildung, gegen Bildung umgewandelt,
Den Stoff einander wechſelnd nahm und lieh. —
Sie hielten Ebenmaaß im Umgeſtalten.
Des Menſchen Ferſen zogen ſich in eins,
Der Schweif des Drachen wurde zwiegeſpalten.
Die Beine ſamt den Schenkeln wuchſen ſo
Dem Sünder in einander, daß dazwiſchen
Die Fuge bald dem Auge ganz entfloh.
Dem Doppelſchweif ward die Geſtalt gegeben,
Die dort verſchwand, und rauhe Schuppenhaut
Erſtarrte dort, und ward hier weich und eben.
Und wie ſich, in die Achſeln eingedrängt,
Die Arme kürzten, wurd' in gleichem Maaße
Der Vorderfüße Paar dem Thier verlängt.

* Römiſche Krieger, die bey Cato's Zuge durch die Afrikaniſchen Wüſten von Schlangen gebiſſen wurden, deren Gift nicht nur tödtet, ſondern den Körper aufs fürchterlichſte entſtellt und faſt verwandelt. S. Pharſal. IX, 763—804. Man möchte den Rhetor Lucanus noch aus einem andern Grunde ſchweigen heißen. Seine Beſchreibungen, mit denen er niemals ruht, bis er ſie über die Gränzen des Wahren nicht nur, ſondern des Möglichen hinausgetrieben, ſind hier unausſprechlich eckelhaft und ſcheuslich.

Die hintern Klauen wurden dann verſchlungen,
Den Theil zu bilden, den der Menſch verhehlt,
Indeſſen dort zween Füße draus entſprungen.
Indem der Dampf in Wirbeln um ſie ſchwimmt,
In fremde Farbe den und jenen hüllend,
Hier Haare pflanzt und dort hinweg ſie nimmt,
Steht dieſer auf, der Andre fällt zur Erden;
Der Augen Schalkheit funkelt unverwandt,
Obſchon vertauſcht die beyden Köpfe werden.
Die Schnauze, deſſen, der erſtanden war,
Zog ſich zum Schlaf zurück; und von dem Stoffe,
Der dort ſich häuft', erwuchs ein Ohrenpaar.
Ein Theil davon ward nicht zurückgeſchoben,
Wovon die Naſ hervor ins Antlitz trat,
Und um den Mund die Lippen ſich erhoben.
Gebiß und Mund des Hingefallnen reckt
Zum Drachenmaul ſich aus; die Ohren werden'
Wie Schneckenhörner in den Kopf verſteckt.
Die Doppelzunge wird in eins verbunden;
Die, ſo zuvor der Rede fähig war,
Zerſpaltet ſich; auch iſt der Dampf verſchwunden.
Der Schatte, der zum wilden Thier nunmehr
Geworden iſt, flieht ziſchend durch die Klüfte,
Und jener ſpeyt und redet * hinterher.
Dann kehrt er ihm den Rücken, ſpricht zum Andern,

* Zwey dem Menſchen ausſchließend eigenthümliche Handlungen.

Der bey ihm ſteht: * Ha! nun mag Buoſo auch,
Wie ich, auf ſeinem Bauch das Thal durchwandern. —

Es giebt Verwandlungen, die nur eine flüchtige Erwähnung leiden, weil man die Phantaſie mit ihnen überraſchen muß, wenn ſie ſich nicht, ſobald ſie bey mehrerer Muſe den Abſtand der Geſtalten unermeßlich, und die Schwierigkeiten ihres Uebergangs unüberſteiglich findet, gegen die Zumuthung, die ihr geſchieht, auflehnen ſoll. Dahin gehört es zum Beyſpiele, wenn aus einem Rieſen ein Berg, wenn aus Schiffen Nympfen werden. ** Hier, wo der Formenwechſel ſich auf den Kreis analogiſch organiſirter Körper beſchränkt, brauchte der Dichter keinen raſchen Zauberſchlag, um ſeine Wunder vor der Prüfung zu retten. Er durfte ſie dem Auge nahe rücken, und durch die Ausführlichkeit ſeiner Beſchreibung den allmähligen Gang bezeichnen und nachahmen, womit ſich Metamorphoſen in der wirklichen Natur entwickeln. Was hierinn die täuſchende Kunſt vermag, hat er geleiſtet, ohne doch weder ins Kleinliche noch ins Weitſchweifige zu fallen. Allein der eigentliche Nachdruck der Stelle beruht auf etwas mehr, als auf der Anſchaulichkeit oder Neuheit des ſinnlichen Schauſpiels,

* Puccio Sciancato, der einzige von den Fünfen, der unverwandelt geblieben.

** Ovid. Metam. IV, 656—660. Virg. Aeneid. IX, 117—122. Beyde gleiten geſchickt über den entſcheidenden Augenblick weg; nur hätte jener etwa die Schatten der Nacht zu Hülfe nehmen mögen, wie dieſer ſeine Schiffe unter die Wellen taucht.

wie sehr auch diese dem Dichter selbst gefallen mag, der sich in ihr des unabhängigen Reichthums seiner Einbildungskraft bewußt wird. Der ganze Vorgang, besonders bey dem letzten Gestaltentausch, hat ein Ansehen von schwarzer, feindseliger Zauberey. Ob sich gleich die Umstände, die zu allegorischer Deutung gleichsam einladen, nicht mit Sicherheit deuten lassen, so wirken sie doch eben dadurch als Mysterien der Hölle. Zugleich ahnet man etwas peinlich Zweydeutiges in dem Zustande der Seelen, die an den Körpern oder Schatten ihrer Mitverdammten wüste Willkühr verüben, und im nächsten Augenblicke zu ohnmächtig sind, sich im Besitz ihres eignen gegen ähnlichen Raub zu schützen.

Ueber den Umstand, daß die fünf zuletzt erblickten Schatten allesamt Florentiner, und zwar aus angesehenen Geschlechtern sind, bricht Dante in eine sarkastische Lobrede aus:

Freu dich, Florenz! denn du bist hoch und hehr.
Du regst die Flügel über See und Land,
Und in der Hölle prangt dein Nahme sehr.
Von deinen Bürgern fand ich fünf der größten
Beym Räubervolk: daß ich erröthen muß,
Und deinem Ruhm gereicht es nicht zum besten. —

Darauf sieht er in dem achten Theile keine Bewohner, sondern nur eine Menge irrender Feuer, deren jedes einen Arglistigen einschließt und versteckt. Diomedes und Ulysses brennen, weil sie ihre schlauen Anschläge, besonders die Entwendung des Palladium, gemeinschaftlich

vollführt, * in einer einzigen Flamme, die ſich aber nach oben zu theilt und zwey Gipfel bildet, wie jene, welche einſt vom Scheiterhaufen des Eteokles und Polynikes emporſtieg. Virgil befragt den Ulyſſes über ſeinen Tod.

Der Flamme gröſs'res Horn ** begonnte nun
Mit Murmeln ſich zu neigen und zu ſchwingen,
So wie vom Wind geſchürte Flammen thun.
Es wägte ſich die Zunge hin und her,
Aus der vernehmlich dieſe Worte kamen,
Als ob's die Zunge eines Menſchen wär':
Kaum daß mich Circe's Macht nicht länger bannte,
Die mich ein Jahr lang bey Cajeta hielt,
Eh noch Aeneas ſo den Ort benannte: ***
So konnte nicht das Sehnen nach dem Sohn,
Des alten Vaters Gram, die ſtete Liebe
Penelope's und ihr verdienter Lohn,
In mir die heiſſe Leidenſchaft beſiegen,

* Virg. Aen. II, 163—168. Auch Ovidius konnte ihm dieſe Vorſtellung leihen.

At sua Tydides mecum communicat acta;
Me probat et socio semper confidit Ulixe.

** Die Spitze, welche dem Schatten des Ulyſſes zugehörte.

*** Von ſeiner Amme, die daſelbſt geſtorben war. Es ſtimmt mit der Chronologie der Mythen (wenn anders dieſe Begriffe neben einander geſtellt werden dürfen) überein, daß Ulyſſes die dortigen Gegenden früher verließ, als Aeneas dahin kam. Man vergleiche nur die Odyſſee und Aeneide.

Des Menſchen Thun und Tichten zu erſchaun,
Und alle Länder forſchend zu durchfliegen;
So daß ich kühn ins weite Meer mich trieb,
Mit Einem Schiff und kleiner Zahl Gefährten,
Die mir, allein aus vielen, treu verblieb.
Nun fuhr ich an des Mittelmeers Geſtaden
Bis Spanien und bis Marokko hin,
Und wo die Fluten Sardo's Inſel baden.
Ich und mein Volk, wir waren alt und grau,
Eh wir die Enge * ſahn, wo Herkul's Hände
Ein Denkmahl aufgeſtellt zu ew'ger Schau,
Daß Menſchen nie ſich fürder wagen möchten. —
Zur linken Hand blieb Ceuta ſchon zurück;
Jetzt lieſſen wir Sevilla uns zur Rechten.
„O Brüder!" ſagt' ich, „die zum fernen Weſt
„Sich hingekämpft durch tauſend Abentheuer!
„Weil das Geſchick ſo wen'ge Tag' euch läßt,
„Auf! leidet nicht, daß ſie vergebens fliehen!
„Gönnt eurem Geiſt die Luſt, der Sonne nach
„Zum unbewohnten Theil der Welt ** zu ziehen!
„Seyd eingedenk, zu welchem End' ihr lebt!
„Das ſondert euch von unvernünft'gen Thieren,
„Wenn ihr nach Tugend und Erkenntniß ſtrebt." ***

* Die Straße von Gibraltar.

** Er meynt entweder die heiſſe Zone, die nach den Vorſtellungen der Alten nicht bewohnt werden konnte, oder die uns weſtlich liegende Hemiſphäre, die er ſich ganz vom Ozean eingenommen dachte.

*** Die Seelengröße des Ulyſſes, der in der Aeneide faſt im-

Ich ſpornte ſo zur Reiſe die Genoſſen
Durch dieſen kurzen Ruf: hätt' ich nachher
Auch nicht gewollt, ſie blieben doch entſchloſſen.
Das Steuer ward dem Oſten zugewandt;
Dann ſchwangen wir zum tollen Flug die Ruder,
Doch lenkten wir ihn ſtets zur linken Hand. *
Ich ſah bey Nacht des andern Pols Geſtirne
Schon insgeſamt, und unſer Angelſtern **
Enthob dem Ozean nicht mehr die Stirne.
Nun war, des Mondes untre Scheib *** in Schatten
Fünfmahl erloſchen, fünfmahl neu entglüht,
Seit wir die große Fahrt begonnen hatten.
Da ſchien ſich fern am blauen Rand der See
Ein dämmernd grauer Berg empor zu thürmen;
Von ſolcher Höhe ſahn wir keinen je.
Wir jubelten, doch Wehe folgte bald.
Ein Wirbelwind blies von dem neuen Lande,
Und traf das Schiff mit brauſender Gewalt.
Er trieb es dreymahl um mit allen Wogen.
Da ſchlug es über ſich; ſein Schnabel ſchoß
Tief in den Grund, von höh'rer Macht gezogen,
Bis über uns das Meer ſich wieder ſchloß.

mer nur sulerum inventor und fandi fictor heißt, hat Dante vielleicht aus dem Horatius geſchöpft:

aspera multa
Pertulit, adversis rerum immersabilis undis.

* Alſo ſüdweſtlich, und zwar bis jenſeit des Aequator.

** Der nördliche.

*** Die nach der Erde zugekehrte Seite. Eine aſtronomiſche Genauigkeit!

Vermuthlich iſt es mehr eine beabſichtete Ergänzung der alten Fabel, die Dante aus einigen Römiſchen Dichtern nicht vollſtändig lernen konnte, als eine wiſſentliche Abweichung von ihr, daß er den Helden von Ithaka nicht heimkehren, ſondern auf dem Ozean den Tod eines Weltumſeglers finden läßt. Er kannte Homers Gedichte nicht; dieſer kurze Abriß einer Odyſſee iſt von ſeiner eigenen Erfindung gleichſam eine Weißagung von den Unternehmungen künftiger Seefahrer. Wenn Colombo ſie jemahls las, ſo mochte er daraus für ſich dasjenige nehmen, wozu ihn ſein Bewußtſeyn berechtigte: den hohen Muth, die Standhaftigkeit, die edlen Triebfedern jenes fabelhaften Helden. Sollte die Kataſtrofe ihn geſchreckt haben?

Die Erzählung ſteht im Zuſammenhange mit andern Dichtungen der göttlichen Komödie, für die ſie vorbereitende Winke giebt; denn die Szene des ganzen zweyten Theils liegt eben auf dieſer unzugänglichen Inſel, auf dieſer Atlantis, vor welcher Ulyſſes durch eine Anſtalt der Vorſehung Schiffbruch litt, damit nicht die Scheidewand zwiſchen Lebenden und Todten eingeriſſen, und die Wohnung frommer, ſich reinigender Seelen von einem Sterblichen erforſcht würde. *

Noch bleiben uns die zwey letzten Abtheilungen des Kreiſes zu durchlaufen übrig. Eine davon iſt den Zwietrachtſtiftern, beſonders auch den Schismatikern, beſtimmt, unter denen (ſeltſame Klaſſifikazion!) Mahomet vor allen bemerkt wird. Wie ſie lebend die Geſinnungen andrer

* Iupiter illa piae secrevit litora genti.
Horat.

Menſchen zu trennen und zu zerreißen geſucht haben, ſo wird in der Hölle ihr Leib von grauſamen Wunden aller Art, die ſtets wieder zuheilen, unaufhörlich zerfleiſcht. Die andre Vertiefung gleicht einem Siechhauſe, einem Sammelplatze der ärgſten Krankheiten und Plagen, mit denen die Verfälſcher behaftet ſind; ein Nahme, welchen der Dichter braucht, um ſehr ungleichartige Verbrecher: falſche Münzer, Alchemiſten (angebliche), und ſolche Betrüger, die eine fremde Perſon geſpielt, zuſammenzuordnen. Dante hat, auch in der Darſtellung ſo widriger Gegenſtände, ſeinen Charakter nicht verläugnet. Nur zu oft giebt er dem Leſer Gelegenheit, die ergreifende Wahrheit, die unwiderſtehliche Kraft, wodurch er anderswo entzückt, hier wegzuwünſchen.

Jetzt laſſen die Reiſenden das innwendige Ufer der letzten Vertiefung hinter ſich, und durchwandern den noch zum achten Kreiſe gehörigen Raum von da bis an den ſenkrechten Abhang des engſten und tiefſten Abgrundes der Hölle.

Hier war ein Zwielicht, weder Tag noch Nacht,
So daß nicht weit mein Auge tragen konnte;
Doch plötzlich ſcholl ein Horn mit großer Macht.
Deß Klang, vor welchem Donner würden ſchweigen,
Trieb mich alsbald, den angeſpannten Blick
Des Weges, wo er herkam, hinzuneigen.
An jenem Schreckenstag', als Karl dem großen
Die heil'ge Fahrt mislang, * hat Roland einſt
So furchtbar laut nicht in ſein Horn geſtoßen.

* When Charlemain whit all his peerage fell
By Fontarabbia. —

Das Haupt empor gewendet, ſchritt ich fort;
Da ſchien mir's bald, ich ſäh viel hoher Thürme,
Und ſprach: O Meiſter! welche Stadt liegt dort?

Die vermeynten Thürme ſind Rieſen, die auf dem Boden des neunten Kreiſes, und zwar in beſtimmten Entfernungen von einander ſtehen, und nur mit dem Oberleibe über den Rand des achten hinausragen. Hier ſehen die beyden Dichter, neben den Giganten der Fabelwelt, den Nimrod mit einem groſſen von der Schulter herabhängenden Horne, wohl demſelben, welches eben ihre Ankunft verkündigt hat. Gelegentlich läßt er ſie eine kleine Probe von der Babyloniſchen Verwirrung der Sprachen hören; * doch unterhalten ſie ſich nicht ſonderlich mit ihm: „Denn," ſagt Virgil, „es ergeht „ihm mit den Sprachen Andrer, wie Andern mit der „ſeinigen, welche kein Menſch verſteht." Dante ſieht mit Entſetzen den Ephialtes ſeine Ketten ſchütteln, die ihm, zur Strafe dafür, daß er einſt den Himmel zu erſtürmen verſucht, Bruſt und Arme fünffach umwinden. Anteus, weniger wild, verſteht ſich auf Virgils ziemlich ſchmeichelhafte Anrede zu der verlangten Dienſtleiſtung. Dieſer ſchließt alſo ſeinen Freund in die Arme, der

Die Vergleichung könnte uns weit hergehohlt ſcheinen; Dante's Zeitgenoſſen gewiß nicht. Sie ſpielte auf ein allgemein geleſenes Buch an.

* Rafel mai amech zabi almi.

Es ſind Worte ohne Sinn: der Dichter ſcheint nur den Klang des Hebräiſchen, als der älteſten Sprache des Menſchengeſchlechts, nachgeahmt zu haben. Indeſſen hat auch dieſer Vers ſeine Ausleger gefunden.

Rieſe faßt beyde mit den Händen, und ſetzt ſie unverſehrt zu ſeinen Füßen nieder, obgleich Dante unterwegs eine andre Art zu reiſen wohl vorgezogen hätte.

Der Boden, worauf er nunmehr ſteht, iſt ein mit Eis bedeckter oder ganz daraus beſtehender See, Cocytus genannt, der zwar eine ununterbrochene Fläche ausmacht, aber doch nach den Unterarten von Verbrechern, welche verſchiedne Theile deſſelben einnehmen, vier verſchiedne Nahmen trägt. Beym Eintritt in dieſe kalte Region, in die Tiefen der Tiefen, wo man nur Heulen und Zähnklappern vernimmt, befällt den Dichter ein ungewohnter Schauder: denn der Anblick der hier vor ihm liegenden Qual, iſt grade der einzige erdenkliche, welcher ihm nach allem, was er ſchon geſehen, noch neu und unerhört ſcheinen kann. Der äußerſte Raum, von Verräthern ihrer Verwandten bewohnt, heißt nach dem Nahmen des erſten Brudermörders Caina. Darauf folgt nach innen zu Antenora, wo die Verräther des Vaterlandes ihre Strafe finden: Antenor ſoll nehmlich treulos an Troja gehandelt haben. Beyde Ordnungen von Verdammten ſind mit dem ganzen Rumpfe im Eiſe feſtgefroren. Nur die Köpfe erheben ſich über die Fläche des Sees; ihre Blicke ſind geſenkt; die Thränen, welche ſie vergieſſen, gefrieren ihnen zwiſchen den Wimpern. Die meiſten Verbrecher des zweyten Bezirkes, welche Dante bemerkt, gehören in die Geſchichte der Fehden zwiſchen Guelfen und Gibellinen: ſehr natürlich, weil ja eben die damalige Partheyenwuth politiſche Verräthereyen ſo häufig in der Wirklichkeit veranlaßte, oder in der Meynung erſchuf. Dieß gilt auch Ugolino und Ruggieri.

Die Fortſetzung folgt.

III

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

Fortſetzung.

Man muß Ihren Prokurator loben, ſagte die Baroneſſe, er iſt zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; ſo ſollten alle diejenigen ſeyn, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurück bringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moraliſchen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieſer Art, und unſre Geſellſchaft wird ſich deren gewiß erfreuen.

Der Alte. Wenn dieſe Geſchichte Ihren Beyfall hat, ſo iſt es mir zwar ſehr angenehm, doch thut mir's leid, wenn Sie mehr moraliſche Erzählungen wünſchen, denn es iſt die erſte und letzte.

Luiſe. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der beſten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verſtehn mich unrecht. Es iſt nicht die einzige moraliſche Geſchichte, die ich erzählen kann, ſondern alle gleichen ſich dergeſtalt, daß man immer nur dieſelbe zu erzählen ſcheint.

Luiſe. Sie ſollten ſich doch endlich dieſe Paradoxen

abgewöhnen, die das Geſpräch nur verwirren; erklären Sie ſich deutlicher.

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moraliſch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Menſch in ſich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Beſſern, ſelbſt gegen ſeine Neigung, zu handeln. Dieſes lehrt uns dieſe Geſchichte, und keine moraliſche Geſchichte kann was anders lehren.

Luiſe. Und ich muß alſo, um moraliſch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luiſe. Auch wenn ſie gut iſt?

Der Alte. Keine Neigung iſt an ſich gut, ſondern nur in ſo fern ſie etwas gutes wirkt.

Luiſe. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So ſoll man ſich verbiethen, wohlthätig zu ſeyn, ſobald man ſieht, daß man ſein eigen Hausweſen dadurch zu Grunde richtet.

Luiſe. Und wenn man einen unwiderſtehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte.

Der Alte. Dafür iſt bey den Menſchen ſchon geſorgt, daß die Dankbarkeit bey ihnen niemals zum Triebe

werden kann. Doch geſetzt auch, ſo würde der zu ſchätzen ſeyn, der ſich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu ſeinem Wohlthäter unternähme.

Luiſe. So könnte es denn alſo doch unzählige moraliſche Geſchichten geben.

Der Alte. In dieſem Sinne, ja; doch würden ſie alle nichts weiter ſagen, als was mein Prokurator geſagt hat, und deswegen kann man ihn einzig dem Geiſte nach nennen, denn darin haben Sie recht, der Stoff kann ſehr verſchieden ſeyn.

Luiſe. Hätten Sie ſich eigentlicher ausgedruckt, ſo hätten wir nicht geſtritten.

Der Alte. Aber auch nicht geſprochen. Verwirrungen und Mißverſtändniſſe ſind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luiſe. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig ſeyn. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr ſeines eigenen Lebens andere rettet, iſt das keine moraliſche Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken nicht. Wenn aber ein furchtſamer Menſch ſeine Furcht überwindet und eben daſſelbe thut, dann iſt es eine moraliſche Handlung.

Die Baroneß. Ich wollte, lieber Freund, Sie

gäben uns noch einige Beyſpiele, und verglichen ſich gelegentlich mit Luiſen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, ſchon höchlich erfreuen; aber ſchöneres iſt nichts in der Welt als Neigung durch Vernunft und Gewiſſen geleitet. Haben Sie noch eine Geſchichte dieſer Art, ſo wünſchen wir ſie zu hören. Ich liebe mir ſehr Parallelgeſchichten. Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn beſſer als viele trockne Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hieher gehören, vorbringen, denn ich habe auf dieſe Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes beſonders acht gegeben.

Luiſe. Nur eins möchte ich mir ausbitten. Ich läugne nicht, daß ich die Geſchichten nicht liebe, die unſre Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn alles in Italien und Sicilien geſchehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Intereſſantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmährchen nach Samarcand und Ormus verſetzen, um unſre Einbildungskraft zu verwirren. Wenn Sie aber unſern Geiſt, unſer Herz bilden wollen, ſo geben Sie uns einheimiſche, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden uns deſto eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, deſto gerührter an unſer Herz ſchlagen.

Der Alte. Auch darin ſoll Ihnen willfahrt werden. Doch iſt es mit den Familiengemälden eine eigene Sache. Sie ſehen einander alle ſo gleich, und wir haben

faſt alle Verhälniſſe derſelben ſchon gut bearbeitet auf unſern Theatern geſehen. Indeſſen will ichs wagen und eine Geſchichte erzählen, von der Ihnen ſchon etwas ähnliches bekannt iſt, und die nur durch eine genaue Darſtellung deſſen was in den Gemüthern vorging, neu und intereſſant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, ſowohl der Geſtalt als dem Geiſte nach, bald vom Vater bald von der Mutter Eigenſchaften zu haben ſcheinen, und ſo kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beyder Eltern auf eine beſondere und verwundenrswürdige Weiſe verbindet.

Hievon war ein junger Menſch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beyde Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der ſeinigen genau unterſcheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, ſo auch den Trieb den Augenblick zu genießen und eine gewiſſe leidenſchaftliche Art bey manchen Gelegenheiten nur ſich ſelbſt in Anſchlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, ſo ſchien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft ſich für andere aufzuopfern, und man ſieht hieraus leicht, daß diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um ſeine Handlungen zu erklären, zu der Hypotheſe ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwey Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherley Scenen, die in ſeiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die

ſeinen ganzen Charakter ins Licht ſetzt, und in ſeinem Leben eine entſchiedene Epoke machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genoſſen, denn ſeine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder wie es ſolchen Leuten geziemt, und wenn der Vater in Geſellſchaften, beym Spiel und durch zierliche Kleidung mehr als billig war ausgab, ſo wußte die Mutter als eine gute Haushälterin dem gewöhnlichen Aufwande ſolche Grenzen zu ſetzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemal ein Mangel zum Vorſchein kommen konnte. Dabey war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er ſehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menſchen lebte, hatte er ſich in Geſchäften auch vieler Verbindungen und mancher Beyhülfe zu erfreuen.

Die Kinder, als ſtrebende Naturen, wählen ſich gewöhnlich im Hauſe das Beyſpiel deſſen, der am meiſten zu leben und zu genieſſen ſcheint. Sie ſehen in einem Vater, der ſichs wohl ſeyn läßt, die entſchiedene Regel, wornach ſie ihre Lebensart einzurichten haben, und weil ſie ſchon früh zu dieſer Einſicht gelangen, ſo ſchreiten meiſtentheils ihre Begierden und Wünſche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauſes fort. Sie finden ſich bald überall gehindert, um ſo mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meiſtens nur gewähren möchten, was ſie ſelbſt in früherer Zeit genoſſen, da noch jedermann mäßiger und einfacher zu leben ſich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an ſeinen Geſpielen ſah. Er wollte in Kleidung, in einer gewiſſen Liberalität des Lebens und Betragens hinter niemanden zurück bleiben, er wollte ſeinem Vater ähnlich werden, deſſen Beyſpiel er täglich vor Augen ſah, und der ihm doppelt als Muſterbild erſchien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günſtiges Vorurtheil hegt, und dann wieder weil der Knabe ſah, daß der Mann auf dieſem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabey von jedermann geſchätzt und geliebt wurde.

Ferdinand hatte hierüber, wie man ſich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, ſondern ſelbſt immer in der Mode ſeyn wollte. So wuchs er heran und ſeine Forderungen wuchſen immer vor ihm her, ſo daß er zuletzt, da er achtzehn Jahr alt war, ganz auſſer Verhältniß mit ſeinem Zuſtande ſich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht, denn ſeine Mutter hatte ihm davor den größten Abſcheu eingeflößt, ſein Vertrauen zu erhalten geſucht und in mehreren Fällen das Aeußerſte gethan, um ſeine Wünſche zu erfüllen, oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reiſſen. Unglücklicherweiſe war in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Aeuſſere ſah, wo er durch die Neigung zu einem ſehr ſchönen Mädchen, verflochten in gröſſere Geſellſchaft, ſich andern nicht allein gleich zu ſtellen, ſondern vor andern ſich hervorzuthun und zu gefallen wünſchte, die Mutter in ihrer Haushaltung ge-

drängter als jemals, und anſtatt ſeine Forderungen wie ſonſt zu befriedigen, fing ſie an ſeine Vernunft, ſein gutes Herz, ſeine Liebe zu ihr in Anſpruch zu nehmen, und ſetzte ihn, indem ſie ihn zwar überzeugte aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte ohne alles zu verlieren, was ihm ſo lieb als ſein Leben war, die Verhältniſſe nicht verändern, in denen er ſich befand. Von der erſten Jugend an war er dieſem Zuſtande entgegen gewachſen; er war mit allem, was ihn umgab, zuſammen gewachſen; er konnte keine Faſer ſeiner Verbindungen, Geſellſchaften, Spatziergänge und Luſtparthien zerreiſſen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Geſpielen, eine neue ehrenvolle Bekanntſchaft und, was das ſchlimmſte war, ſeine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er ſeine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß ſie zugleich ſeiner Sinnlichkeit, ſeinem Geiſte, ſeiner Eitelkeit und ſeinen lebhaften Hoffnungen ſchmeichelte. Eins der ſchönſten, angenehmſten und reichſten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigſtens für den Augenblick, den Vorzug vor ſeinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm mit dem Dienſt, den er ihr widmete, gleichſam zu prahlen, und ſie ſchienen wechſelsweiſe auf die Ketten ſtolz zu ſeyn, die ſie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienſte zu verwenden und auf jede Weiſe zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Beſitz ſey.

Dieſer Umgang und dieſes Beſtreben machte Ferdi-

nanden mehr Aufwand als es unter andern Umſtänden natürlich geweſen wäre. Sie war eigentlich von ihren abweſenden Eltern einer ſehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherley Künſte und ſeltſame Anſtalten, um Ottilien, dieſe Zierde der Geſellſchaft, in Geſellſchaft zu bringen. Ferdinand erſchöpfte ſich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verſchaffen, die ſie ſo gern genoß und die ſie jedem, der um ſie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben dieſem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden; von dieſer Seite keine Hülfe zu ſehen, den lebhaften Abſcheu vor Schulden zu fühlen, die auch ſeinen Zuſtand nicht lange würden gefriſtet haben, dabey von jedermann für wohlhabend und freygebig angeſehen zu werden, und das tägliche und dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichſten Lagen, in der ſich ein junges, durch Leidenſchaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewiſſe Vorſtellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorüber gingen, hielt er nun feſter; gewiſſe Gedanken, die ihn ſonſt nur Augenblicke beunruhigten, ſchwebten länger vor ſeinem Geiſte, und gewiſſe verdrießliche Empfindungen wurden daurender und bitterer. Hatte er ſonſt ſeinen Vater als ſein Muſter angeſehen, ſo beneidete er ihn nun als ſeinen Nebenbuhler. Von allem, was der Sohn wünſchte, war jener im Beſitz; alles, worüber dieſer ſich ängſtigte, ward jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, ſondern von dem was jeder hätte entbehren können. Da

glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gesinnung; er war von denen Menschen, die sich viel erlauben und die deswegen in den Fall kommen denen, die von ihnen abhängen, viel zu versagen. Er hatte dem Sohne etwas gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenschaft ja eine regelmässige Rechnung von ihm darüber.

Nichts schärft das Auge des Menschen mehr als wenn man ihn einschränkt, darum sind die Frauen durchaus klüger als die Männer, und auf niemand sind Untergebene aufmerksamer, als auf den, der befiehlt, ohne zugleich durch sein Beyspiel voraus zu gehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen seines Vaters aufmerksam, besonders auf die, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen, er beurtheilte ihn strenger, wenn jener sich etwas willkührlich kostspieliges erlaubte.

Ist es nicht sonderbar, sagte er zu sich selbst, daß Eltern, indem sie sich mit Genuß allerley Art überfüllen, indem sie blos nach Willkühr ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genusse ausschliessen, da die Jugend am empfänglichsten dafür ist! Und mit welchem Rechte thun sie es? Und wie sind sie zu diesem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entscheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel besser ergehen; er würde mir es nicht am Nothwendigen fehlen lassen; denn ist

uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältniſſen brauchen, zu denen wir erzogen und gebohren ſind? der Großvater würde mich nicht darben laſſen, ſo wenig er des Vaters Verſchwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingeſehen, daß ſein Enkel auch werth iſt, zu genießen, ſo hätte er vielleicht in dem Teſtament mein früheres Glück entſchieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzuſetzen gedachte, und ſo hat vielleicht blos der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater ſo zu wirthſchaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit dieſen und andern Sophiſtereyen über Beſitz und Recht, über die Frage, ob man ein Geſetz oder eine Einrichtung, zu denen man ſeine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menſchen erlaubt ſey im Stillen von den bürgerlichen Geſetzen abzuweichen, beſchäftigte er ſich oft in ſeinen einſamen verdrießlichſten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Luſtparthie oder eine andere angenehme Geſellſchaft ausſchlagen mußte. Denn ſchon hatte er kleine Sachen von Werth, die er beſaß, vertrödelt und ſein gewöhnliches Taſchengeld wollte keineswegs hinreichen.

Sein Gemüth verſchloß ſich und man kann ſagen, daß er in dieſen Augenblicken ſeine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und ſeinen Vater haßte, der ihm überall im Wege zu ſtehen ſchien.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die ſeinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß ſein Vater nicht allein kein guter, ſondern auch ein unordentlicher Haushälter war. Denn er nahm oft aus ſeinem Schreibtiſche in der Geſchwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an zu zählen und zu rechnen, und ſchien verdrießlich, daß die Summen mit der Caſſe nicht übereinſtimmen wollten. Der Sohn machte dieſe Bemerkung mehrmals, und um ſo empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur willkührlich in das Geld hinein griff, einen entſchiedenen Mangel ſpürte.

Zu dieſer Gemüthsart traf ein ſonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentſchiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kaſten alter Briefe durch zu ſehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtiſch ſtand, der des Vaters Caſſe enthielt. Der Kaſten war ſchwer; er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick abſetzen, oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend ihn zu halten, ſtieß er gewaltſam an die Ecke des Schreibtiſches, und der Deckel deſſelben flog auf. Er ſah nun alle die Rollen vor ſich liegen, zu denen er manchmal nur hinein geſchielt hatte, ſetzte ſeinen Kaſten nieder und nahm, ohne zu denken oder zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich ſein Geld zu willkührlichen Ausgaben herzunehmen ſchien. Er druckte den Schreibtiſch wieder

zu und verſuchte den Seitenſtoß, der Deckel flog jedesmal auf und es war ſo gut, als wenn er den Schlüſſel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit ſuchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müſſen. Er war fleißiger um ſeine Schöne; alles was er that und vornahm, war leidenſchaftlicher; ſeine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten ſich in ein heftiges ja beynahe wildes Weſen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch niemanden wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladnes Gewehr, das iſt die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unſer Gewiſſen befriedigen, zwingt uns ein Uebermaaß von phyſiſcher Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menſchen, und es wird ſchwer, äußerlich dieſe Anſtrengung zu verbergen.

Jemehr ihm ſeine innere Empfindung widerſprach, deſtomehr häufte Ferdinand künſtliche Argumente an einander und deſto muthiger und freyer ſchien er zu handeln, je mehr er ſich ſelbſt von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derſelbigen Zeit waren allerley Koſtbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte ſich zu ſchmücken; er ſuchte einen Weg, ſie ihr zu verſchaffen, ohne daß Ottilie ſelbſt eigentlich wußte, woher die Geſchenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm ſeine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geſchenke

und ihren Verdacht auf den Oheim zugleich zu erkennen gab.

Aber um ſich und ihr dieſes Vergnügen zu machen mußte er noch einigemal den Schreibtiſch ſeines Vaters eröffnen, und that es mit deſto weniger Sorge, als der Vater zu verſchiedenen Zeiten Geld hinein gelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuſchreiben.

Bald darauf ſollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreiſen. Die jungen Leute betrübten ſich äuſſerſt da ſie ſcheiden ſollten, und ein Umſtand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geſchenke, die ſie erhalten hatte, von Ferdinanden kamen; ſie ſetzte ihn darüber zu Rede und als er es geſtand, ſchien ſie ſehr verdrießlich zu werden. Sie beſtand darauf, daß er ſie zurücknehmen ſollte, und dieſe Zumuthung machte ihm die bitterſten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne ſie nicht leben könne noch wolle; er bat ſie ihm ihre Neigung zu erhalten, und beſchwur ſie ihm ihre Hand nicht zu verſagen, ſobald er verſorgt und häuslich eingerichtet ſeyn würde. Sie liebte ihn, ſie war gerührt, ſie ſagte ihm zu, was er wünſchte, und in dieſem glücklichen Augenblicke verſiegelten ſie ihr Verſprechen mit den lebhafteſten Umarmungen und mit tauſend herzlichen Küſſen.

Nach ihrer Abreiſe ſchien Ferdinand ſich ſehr allein. Die Geſellſchaften, in welchen er ſie zu ſehen pflegte, reitzten ihn nicht mehr, indem ſie fehlte. Er beſuchte nur noch aus Gewohnheit ſowohl Freunde als Luſtörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die

Caſſe des Vaters, um Ausgaben zu beſtreiten, zu denen ihn keine Leidenſchaften nöthigten. Er war oft allein und die gute Seele ſchien die Oberhand zu gewinnen. Er erſtaunte über ſich ſelbſt bey ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophiſtereyen über Recht und Beſitz, über Anſprüche an fremdes Guth und wie die Rubriken alle heißen mochten, bey ſich auf eine ſo kalte und ſchiefe Weiſe habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beſchönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menſchen ſchätzenswerth machen, daß der Gute eigentlich leben müſſe, um alle Geſetze zu beſchämen, indem ein anderer ſie entweder umgehen, oder zu ſeinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwiſchen eh dieſe wahren und guten Begriffe bey ihm ganz klar wurden und zu herrſchenden Entſchlüſſen führten, unterlag er doch noch einigemal der Verſuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu ſchöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem böſen Geiſte an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er ſich und faßte den Entſchluß, vor allen Dingen die Handlung ſich unmöglich zu machen und ſeinen Vater von dem Zuſtande des Schloſſes zu unterrichten. Er fing es klug an und trug den Kaſten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart ſeines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorſatz die Ungeſchicklichkeit, mit dem Kaſten wider den Schreibtiſch zu ſtoſſen, und wie erſtaunte der Vater, als er den Deckel auffahren ſah. Sie unterſuchten beyde das

Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward alles reparirt und Ferdinand hatte seit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in so guter Verwahrung sah.

Aber dieß war ihm nicht genug. Er nahm sich sogleich vor, die Summe, die er seinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu sammlen und sie ihm auf eine oder die andere Weise zuzustellen. Er fing nun an aufs genauste zu leben und von seinem Taschengelde, was nur möglich war zu sparen. Freylich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er sonst verschwendet hatte, indessen schien die Summe schon groß, da sie ein Anfang war, sein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwischen dem ersten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf diesem guten Wege, als der Vater sich entschloß, ihn in Handelsgeschäften zu verschicken. Er sollte sich mit einer entfernten Fabrikanstalt bekannt machen. Man hatte die Absicht in einer Gegend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Contoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu setzen, den Vortheil, den man gegenwärtig andern gönnen mußte, selbst zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anstalt ins Große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abstatten. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesetzt und ihm vorgeschrieben

damit auszukommen; es war reichlich und er hatte ſich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf ſeiner Reiſe lebte Ferdinand ſehr ſparſam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil ſeines Reiſegeldes erſparen könnte, wenn er auf jede Weiſe ſich einzuſchränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem übrigen nach und nach zu gelangen, und er fand ſie. Denn die Gelegenheit iſt eine gleichgültige Göttinn, ſie begünſtigt das Gute wie das Böſe.

In der Gegend, die er beſuchen ſollte, fand er alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er ſah bald ein, daß man mit einem gewiſſen Capital, mit Vorſchüſſen, Einkauf des erſten Materials im Großen, mit Anlegung von Maſchinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeiſter eine große und ſolide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte ſich durch die Idee dieſer möglichen Thätigkeit ſehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick ſeine geliebte Ottilie vorſchwebte, ließ ihn wünſchen, daß ſein Vater ihn an dieſen Platz ſetzen, ihm das neue Etabliſſement anvertrauen und ſo auf eine reichliche und unerwartete Weiſe ausſtatten möchte.

Er ſah alles mit größrer Aufmerkſamkeit, weil er

alles ſchon als das ſeinige anſah. Er hatte zum erſtenmal Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe, ſeine Geiſteskräfte, ſein Urtheil anzuwenden. Die Gegend ſowohl als die Gegenſtände intereſſirten ihn aufs höchſte, ſie waren Labſal und Heilung für ſein verwundetes Herz, denn nicht ohne Schmerzen konnte er ſich des väterlichen Hauſes erinnern, in welchem er wie in einer Art von Wahnſinn eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu ſeyn ſchien.

Ein Freund ſeines Hauſes, ein wackrer aber kränklicher Mann, der ſelbſt den Gedanken eines ſolchen Etabliſſements zuerſt in Briefen gegeben hatte, war ihm ſtets zur Seite, zeigte ihm alles, machte ihn mit ſeinen Ideen bekannt, und freute ſich, wenn ihm der junge Menſch entgegen, ja zuvorkam. Dieſer Mann führte ein ſehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil ſeine Geſundheit es ſo forderte. Er hatte keine Kinder, eine Nichte pflegte ihn, der er ſein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünſchte, um mit Unterſtützung eines fremden Capitals und friſcher Kräfte dasjenige ausgeführt zu ſehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber ſeine phyſiſchen und ökonomiſchen Umſtände zurück hielten.

Kaum hatte er Ferdinanden geſehen, als ihm dieſer ſein Mann zu ſeyn ſchien, und ſeine Hoffnung wuchs, als er ſo viel Neigung des jungen Menſchen zum Geſchäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ ſeiner Nichte ſeine Gedanken merken, und dieſe ſchien nicht abgeneigt. Sie war ein junges wohlgebildetes, geſundes und auf jede Weiſe gut geartetes Mädchen. Die Sorgfalt für

ihres Oheims Haushaltung erhielt ſie immer raſch und thätig, und die Sorge für ſeine Geſundheit immer weich und gefällig. Man konnte ſich zur Gattin keine vollkommnere Perſon wünſchen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, ſah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünſchte, wenn Ottilie einſt als ſeine Gattin in dieſen Gegenden wohnen würde, ihr eine ſolche Haushälterin und Beſchließerin beygeben zu können. Er erwiederte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine ſehr ungezwungene Weiſe; er lernte ſie näher kennen und ſie ſchätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung und ſowohl ſie als ihr Oheim legten ſein Betragen nach ihren Wünſchen aus.

Ferdinand hatte ſich nunmehr genau umgeſehen und von allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach ſeiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, ſelbſt den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten geſagt und jede Haushaltung glücklich geprieſen, die einer ſo ſorgfältigen Wirthin überlaſſen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Abſichten habe, und waren in allem um deſto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bey ſeinen Unterſuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft vieles von dieſem Platze zu hoffen habe, ſondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel ſchlieſſen, ſeinem Vater die entwendete Summe wieder erſtat-

ten und ſich alſo von dieſer drückenden Laſt auf einmal befreyen könne. Er eröffnete ſeinem Freunde die Abſicht ſeiner Speculation, der eine auſſerordentliche Freude darüber hatte, und ihm alle mögliche Beyhülfe leiſtete, ja er wollte ſeinem jungen Freunde alles auf Credit verſchaffen, das dieſer jedoch nicht annahm, ſondern einen Theil davon ſogleich von dem Ueberſchuſſe des Reiſegelds bezahlte, und den andern in gehöriger Friſt abzutragen verſprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszuſprechen, mit welcher Zufriedenheit er ſeinen Rückweg antrat, läßt ſich gedenken. Denn die höchſte Empfindung, die der Menſch haben kann, iſt die, wenn er ſich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigene Kraft erhebt und los macht. Der gute Menſch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor ſich hinwandelt, gleicht einem ruhigen lobenswürdigen Bürger, da hingegen jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preiß verdient, und in dieſem Sinne ſcheint das paradoxe Wort geſagt zu ſeyn, daß die Gottheit ſelbſt an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch ſeine guten Entſchlüſſe, durch ſeine Beſſerung und Wiedererſtattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die ſein ſchon wieder beruhigtes Gemüth aufs neue ſchmerzlich kränken ſollten. Während ſeiner Abweſenheit hatte ſich das Gewitter zuſammengezogen, das gerade bey ſeinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen ſollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wiſſen, was ſeine Privatcaſſe betraf, nicht der ordentlichſte, die Handlungsſachen hingegen wurden von einem geſchickten und genauen Aſſocie ſehr richtig beſorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, auſſer daß unglücklicherweiſe darunter ein Paquet einer in dieſen Gegenden ungewöhnlichen Münzſorte geweſen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Dieſe vermißte er und der Umſtand ſchien ihm bedenklich. Allein was ihn äuſſerſt beunruhigte war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Dukaten, fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtiſch ſonſten durch einen Stoß aufgegangen war, er ſah als gewiß an, daß er beraubt ſey, und gerieth darüber in die äuſſerſte Heftigkeit. Sein Argwohn ſchweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichſten Drohungen und Verwünſchungen erzählte er den Vorfall ſeiner Frau; er wollte das Haus um und um kehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören laſſen, niemand blieb von ſeinem Argwohn frey. Die gute Frau that ihr möglichſtes, ihren Gatten zu beruhigen; ſie ſtellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit dieſe Geſchichte ihn und ſein Haus bringen könnte, wenn ſie ruchbar würde, daß niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch ſein Mitleiden zu demüthigen, daß bey einer ſolchen Gelegenheit weder er noch ſie verſchont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts heraus käme, daß man vielleicht den Thäter entdecken, und, ohne ihn auf Zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch dieſe und andere Vorſtellungen

bewog ſie ihn endlich ruhig zu bleiben, und durch ſtille Nachforſchungen der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung ſchon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechſelſeitigen Verſprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geſchenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und ſie hatte nur geſchwiegen, weil ihre Nichte abweſend war. Eine ſichere Verbindung mit Ferdinand ſchien ihr vortheilhaft, ein ungewiſſes Abentheuer war ihr unerträglich. Da ſie alſo vernahm, daß der junge Menſch bald zurückkommen ſollte, da ſie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte ſie, von dem, was geſchehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meynung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Verſorgung für Ferdinand zu hoffen ſey, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte ſich nicht wenig, als ſie von dieſen Verhältniſſen hörte. Sie erſchrack, als ſie vernahm, welche Geſchenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erſtaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu laſſen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu ſprechen, verſicherte, daß ſie Ottilien für eine vortheilhafte Parthie halte, und daß es nicht unmöglich ſey, ihren Sohn nächſtens auf eine ſchickliche Weiſe auszuſtatten.

Als die Tante ſich entfernt hatte, hielt ſie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzu-

klären, ob Ferdinand, wie ſie fürchtete, die Geſchenke von dem entwendeten Geld gemacht habe? Sie eilte zu dem Kaufmann, der dieſe Art Geſchmeide vorzüglich verkaufte, feilſchte um ähnliche Dinge und ſagte zuletzt: er müſſe ſie nicht übertheuern, denn ihrem Sohn, der eine ſolche Commiſſion gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte nein! zeigte die Preiße genau an und ſagte dabey: man müſſe noch das Agio der Geldſorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem ſie ſich zum Scheine die nächſten Preiſe aufſetzen laſſen, mit ſehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich, die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und ſie ſah nach ihrer ſorglichen Gemüthsart die ſchlimmſte That und die fürchterlichſten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen, ſie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünſchte ſich aufzuklären, und fürchtete das Schlimmſte zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für ſein Geſchäft erwarten, und brachte zugleich in ſeinen Waaren heimlich das Löſegeld mit, wodurch er ſich von dem geheimen Verbrechen zu befreyen gedachte.

Der Vater nahm ſeine Relation gut, doch nicht mit ſolchem Beyfall auf, wie er hofte, denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerſtreut und verdrieß-

lich, um ſo mehr als er einige anſehnliche Poſten in dieſem Augenblick zu bezahlen hatte. Dieſe Laune des Vaters drückte ihn ſehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtiſches, die Zeugen ſeines Verbrechens geweſen waren. Seine ganze Freude war hin, ſeine Hoffnungen und Anſprüche; er fühlte ſich als einen gemeinen, ja als einen ſchlechten Menſchen.

Er wollte ſich eben nach einem ſtillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen ſollten, umſehen, und ſich durch die Thätigkeit aus ſeinem Elende herausreiſſen, als die Mutter ihn bey Seite nahm und ihm mit Liebe und Ernſt ſein Vergehen vorhielt, und ihm auch nicht den mindeſten Ausweg zum Leugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerriſſen; er warf ſich unter tauſend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß ſich keine andere Laſter zu dieſem jemals geſellt hätten. Er erzählte darauf die Geſchichte ſeiner Reue, daß er vorſetzlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtiſch zu eröffnen, entdeckt, und daß er durch Erſparniß auf der Reiſe und durch eine glückliche Speculation ſich im Stande ſehe, alles wieder zu erſetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, beſtand darauf zu wiſſen, wo er mit den großen Summen hingekommen ſey, denn die Geſchenke betrügen den geringſten Theil. Sie zeigte ihm zu ſeinem Entſetzen eine Berechnung deſſen, was dem Vater fehlte; er konnte ſich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer ſchwur er, von dem Golde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerſt zornig. Sie

verwieß ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue ſeine Beſſerung und Bekehrung wahrſcheinlich machen ſollte, ſeine liebevolle Mutter noch mit Leugnen, Lügen und Mährchen aufzuhalten gedenke, daß ſie gar wohl wiſſe, wer des einen fähig ſey, ſey auch des übrigen alles fähig. Wahrſcheinlich habe er unter ſeinen liederlichen Kameraden Mitſchuldige, wahrſcheinlich ſey der Handel, den er geſchloſſen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und ſchwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verſtoſſung, doch nichts kränkte ihn mehr, als daß ſie ihn merken ließ, eine Verbindung zwiſchen ihm und zwiſchen Ottilien ſey eben zur Sprache gekommen. Sie verließ ihn mit gerührtem Herzen in dem traurigſten Zuſtande. Er ſah ſeinen Fehler entdeckt, er ſah ſich in dem Verdachte, der ſein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er ſeine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bey der heftigen Gemüthsart ſeines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er ſah ſich im Gegenſatze von allem dem, was er ſeyn konnte. Die Ausſicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verſchwand. Er ſah ſich verſtoßen, flüchtig, und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgeſetzt.

Aber ſelbſt alles dieſes, was ſeine Einbildungskraft verwirrte, ſeinen Stolz verletzte, ſeine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichſte. Am tiefſten verwundete ihn der Gedanke, daß ſein redlicher Vorſatz, ſein männlicher Entſchluß, ſein befolgter Plan, das Geſchehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet,

gerade zum Gegentheil ausgelegt werden ſollte. Wenn ihn jene Vorſtellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er ſein Schikſal verdient hatte, ſo ward er durch dieſe aufs innigſte gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat ſelbſt gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande iſt. Dieſe Rückkehr auf ſich ſelbſt, dieſe Betrachtung, daß das edelſte Streben vergebens ſeyn ſollte, machte ihn weich; er wünſchte nicht mehr zu leben.

In dieſen Augenblicken dürſtete ſeine Seele nach einem höhern Beyſtand. Er fiel an ſeinem Stuhle nieder, den er mit ſeinen Thränen benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Weſen. Sein Gebet war eines erhörenswerthen Innhalts: der Menſch, der ſich ſelbſt vom Laſter wieder erhebt, habe Anſpruch auf eine unmittelbare Hülfe, derjenige, der keine ſeiner Kräfte ungebraucht laſſe, könne ſich da, wo ſie eben ausgehen, wo ſie nicht hinreichen, auf den Beyſtand des Vaters im Himmel berufen.

In dieſer Ueberzeugung, in dieſer dringenden Bitte verharrte er eine Zeitlang und bemerkte kaum, daß ſeine Thüre ſich öffnete und jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Geſichte auf ihn zukam, ſeine Verwirrung ſah und ihn mit tröſtlichen Worten anredete. Wie glücklich bin ich, ſagte ſie, daß ich dich wenigſtens als keinen Lügner finde, und daß ich deine Reue für wahr halten kann. Das Gold hat ſich gefunden, der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Caſſier aufzuheben, und durch die vielen Beſchäftigungen des Tages zerſtreut, hat er es vergeſſen. Mit dem Silber ſtimmt deine Angabe ziemlich zuſammen,

die Summe iſt nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen, und verſprach dem Vater die fehlende Summe wieder zu verſchaffen, wenn er ſich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verſpräche.

Ferdinand ging ſogleich zur größten Freude über. Er eilte ſein Handelsgeſchäft zu vollbringen, ſtellte bald der Mutter das Geld zu, erſetzte ſelbſt das, was er nicht genommen hatte, was er wußte, daß bloß durch die Unordnung des Vaters in ſeinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter, doch hatte dieſer ganze Vorfall eine ſehr ernſthafte Wirkung bey ihm zurückgelaſſen. Er hatte ſich überzeugt, daß der Menſch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen, er glaubte nun auch, daß dadurch der Menſch das göttliche Weſen für ſich intereſſiren und ſich deſſen Beyſtand verſprechen könne, den er ſo eben unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater ſeinen Plan, ſich in jenen Gegenden niederzulaſſen. Er ſtellte die Anſtalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinands zu Ottilien. Dieſem gefiel eine ſo glänzende Schwiegertochter, und die Ausſicht, ſeinen Sohn ohne Koſten ausſtatten zu können, war ihm ſehr angenehm.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV

Die Dichtkunſt.

Nicht ſchämet euch zu ſingen,
Ob Dünkel höhnt und grollt!
Noch goldner iſt, als Gold,
Geſang von edlen Dingen!
Geſang ward anvertraut,
Den ſtarren Geiſt zu lindern
Uns armen Menſchenkindern
Ein holder Ammenlaut.

Wer wars, der dich, Hellene,
Zur Menſchlichkeit ſo hoch
Vom Wildling auferzog?
Des Mäoniden Töne!
Wer ſchuf dich, Römer, fein?
Wer weckte Wälſch' und Franken
Und Angeln zu Gedanken?
Des Liedes Muſ' allein!

Durch fremder Lieder Halle
Entwacht' in Deutſchland kaum
Ein Häuflein dumpfem Traum:
Tief träumen noch faſt alle.

Der wähnt vom Mutterſchoos
Sich edler, der verengelt;
Der lallt und ſpielt gegängelt,
Der kaum der Windeln los.

Wo ſpäht ein freier Späher?
Gefeßelt lahmt Vernunft
Durch Machtgebot und Zunft
Der Herſcherling' und Seher.
Was Ehre ſei, was gut,
Was ſchön und herzerhebend:
Der Ausſpruch hänget ſchwebend
An Wahn und Uebermut.

O Dichter, lehrt die Menge,
Verachtend Groll und Hohn,
Durch ſüßen Ammenton
Begeiſterter Geſänge!
Bald flieht von Herz und Ohr
Des Ungefühles Nebel;
Der hoch' und niedre Pöbel
Vernimmt, und ſtaunt empor.

V

Der Dorfkirchhof.

Nie goß das Abendroth den Purpurſchein
Auf eine Aehrenflur mit ſolcher Milde,
Nie ſank die Nacht auf einen Blütenhain
So lieblich, wie auf dieſe Schneegefilde.

Wie zauberiſch ſich Dämmerung und Licht
Um die Natur im Winterkleide ſtreiten,
Und zum Geſträuch, wo kaum ein Lüftchen ſpricht,
Die Schatten ſanft ergrauend niedergleiten:

Wo magiſcher als je der Elfen Chor
Im Tanz dahin auf glatter Erde ſäuſelt,
Und geiſtiger als je ein Nebelflor,
Wie ihre Tänze gehn, ſich folgſam kräuſelt.

Sie hören nicht, wie dumpf die nahe Nacht
Vom weißen Thurm der Glocken Klang verkündet,
Indeß ihr Blick von leichter Freude lacht,
Und ſich ihr Reihentanz um Gräber windet.

Sie ſchauen nicht das längſt bemooste Mahl,
Das dort gebückt den Schnee vor ſich verdüſtert,
Vernehmen nicht, wie hier im Abendſtral
Ein Band der Jungfraun Todtenkreuz umflüſtert.

O ſtille Pracht! hier ſchlummert die Natur
Auf Grüften ſanft bei frommer Menſchen Seelen,
Die ferne von der Leidenſchaften Spur
Sich hier verloren in die düſtern Höhlen.

Sie ſchlummern tief im kalten Erdengrund,
Wie ſonſt am Winterabend in der Hütte
Beim Heerde, wo der Hinterlaßnen Bund
Jetzt ihrer denkt, die Flamm' in ſeiner Mitte.

Zum wohlbekannten lenkt ſich ihr Geſpräch,
Dem dennoch alles lauſcht mit ſtillen Zähren,
Wie jener Greis auf herbſtlich ödem Weg,
Und dieſe Jungfrau ſtarb zur Zeit der Aehren:

Wie jenen Mann der ſchwarze Leichenzug
Beim Nachtigallenlied in Blütengängen,
Und ſeine Frau durch Schnee zum Kirchhof trug,
Begleitet von der Schule Grabgeſängen.

Und mancher Zug aus ihrem Leben zeigt,
Wie oft der Genius den Aetherflügel
Zu Hütten ſenkt, von Dörfern aufwärts ſteigt,
Hinan der Phantaſie beſonnte Hügel.

Wie Mancher, der hier ſchläft, erblickt' im Hain
Cytherens Heiligthum, der Muſen Tänze,
Wie mancher, unverführt vom irren Schein,
Fand unbewußt ſich an des Wiſſens Gränze.

Die Glücklichen! ſie fühlten nur die Luſt
Vom Hauch des Genius! kein Ehrgeitz ſtörte
Der Harmonieen Spiel in ihrer Bruſt,
Fern war der Neid, der ihr Gefühl verheerte.

Jetzt ruhn ſie, wie in langer Winternacht,
Als wenn des Sonntags Licht ſie wecken würde,
Daß mit dem Liederbuch ſie froh erwacht
Zur Kirche gehn, voll Demuth und voll Würde.

Sie hören in der Gruft der Orgel Klang,
Der rauſchend in des Himmels blauen Räumen
Sich fortwälzt, ſie vernehmen den Geſang
Der Engel unter Edens Lebensbäumen,

Und ihres Heilands Ruf: erwacht, erwacht
Des Dorfes Kinder, kommt zur Himmelspforte!
Ihr hättet mich geſpeist, wär' in der Tracht
Des Pilgers ich geſehn an euerm Orte.

VI

Lethe.

Du rollſt, o Bach, mit ſtillem Stolz die Flut,
Und düſterngrün umhüllen dich Geſträuche;
In deiner Well' erſtirbt die Roſenglut,
Die lieblich glänzt vom fernen Geiſterreiche.

Dir bietet nie die Gunſt der Gegenwart
Den Blütenduft, des Zephyrs kühles Säuſeln,
Kein Glück, das in der Zukunft Schleier harrt,
Wird deine Wog' in holden Spielen kräuſeln:

Erbebend ſchaut es die Vergangenheit,
Wann deine Flut der Schatten Heer' umweben,
Wie die Gebilde der entflohnen Zeit
Zum öden Nichts auf deiner Well' entſchweben.

Du walleſt ſtolz! des Helden Lorbeerkranz,
Die Myrte, durch Cytherens Hand erzogen,
Der Tugend Palm' in des Olympus Glanz
Verlieren ſich in deine düſtern Wogen:

Entführt durch ſie, dahin wo Zeit und Raum
Verſchwinden, wo in trüber Nebelferne
Dein dumpfer Fall ertönt, dein weißer Schaum
Im Chaos ſtralt ſtatt lichtbegabter Sterne.

Hinweg von dir! die blütenreiche Luft,
Der Zauber in Elysiums Gefilden
Verführt mich nicht, der rosenfarbne Duft
Mag sich umsonst an jenem Ufer bilden.

Vergebens weht hier magisch süß ein Ton
Zu mir herab aus seel'ger Geister Chören:
Erschiene selbst Latonens großer Sohn,
Zu Lethens Thau würd' er mich nicht bethören.

Für Seeligkeit, die ich noch nie genoß,
Sollt' ich in Lethe meine Lust versenken?
Und Schmerzen, die ich lang' in mir verschloß,
Für unbekannte Freuden hier verschenken?

Nein, jegliches Gefühl zur Qual und Lust
Vom Hauch der Erdenluft in mir geboren,
Des Lasters Spur, bekämpft in dieser Brust,
Der Tugend Stolz sei stets mir unverloren.

Was hilft es mir, wenn eine fremde Macht
Mir Gottheit giebt? sie giebt mir keine Würde!
Mit höherm Stolz, als wie in solcher Pracht,
Erschein' ich unter meiner Erdenbürde.

Kann ich die Seeligkeit auf jener Flur
Nur durch den Tod von diesem Ich erringen,
So führe fern von ihrer Zauberspur
Mich die Erinnerung auf zarten Schwingen.

Ich trag' im Buſen mein Elyſium,
Und dieſes blühe mir auf Blumenmatten
Elyſiſcher Gefild'! ich bringe ſtumm
Es ſonſt zum Styx zu ungeweihten Schatten.

Dich aber fleh' ich dann, Erinnerung:
O Göttinn, die den Gram um Freuden tauſchet,
Und wie im Lilienduft mit leiſem Schwung
Durch der Verzweiflung Nacht zum Troſte rauſchet,

Nimm deinen Wunderſtab und ſchlage kühn
Der ſtolzen Lethe Flut, daß ihre Wellen
Zum Reich des Nichts auf ewig bebend fliehn
Und vor Elyſium nicht ſpottend ſchwellen.

Die Schatten jauchzen dann! ein Götterglanz
Umſchwebt nun hehr ſelbſt ihrer Schwächen Bürde;
Wo Lethe floß, erſcheinen nun im Kranz
Der Ewigkeit die Anmuth und die Würde!

VII

Saladin und der Sklave.

Zur Zeit des großen Saladin
Empörte die verworfne Rotte
Der Ruderſklaven ſeiner Flotte
Sich in der Stille gegen ihn.
Die Meuter, welche meiſt Corſaren,
Banditen oder Zöllner waren,
Vereinten ſich und hatten ſchon
Die ſchweren Ketten durchgefeilet;
Schon wurden zur Rebellion
Die Heldenrollen ausgetheilet;
Als einer vor der frevlen Schaar,
Der ohne Schuld in Banden war,
Sich wegſtahl und den Streich entdeckte.
Wie kam es, daß nur dich allein,
Sprach der Monarch, die Unthat ſchreckte?
Verachteſt du die Freyheit? Nein;
Doch lieber will ich ſtets ſie miſſen,
Als frey mit Böſewichtern ſeyn,
Die ſie nicht zu gebrauchen wiſſen.
Du biſt, verſetzte Saladin,
Der Freyheit werth. Fahr hin im Frieden!
Die Meuter ſoll mein Heer umziehn
Und in noch härtre Feßeln ſchmieden.

In der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung zu Tübingen ſind erſchienen:

Die Familie Seldorf.

Eine Geſchichte von L. F. Huber. Erſter Theil, 8. mit einem Titelkupfer und Vignette. 20 gr.

Bruchſtücke dieſer höchſt intereſſanten Geſchichte hat das Publikum in der Monatſchrift: Flora, geleſen, aber es bedarf keiner Proben, um die Leſewelt zu überzeugen, daß das, was Herr Huber ſchreibt, immer mit unter die wenigen Schriften gehört, die beſtimmt ſind, unſer Zeitalter zu überleben.

Der Gang der Geſchichte iſt folgender: Seldorf, vormals Offizier bey der franzöſiſchen Marine, mußte den Dienſt wegen einer Verwundung verlaſſen, die er im Engliſch-Americaniſch-Franzöſiſchen Kriege erhalten hatte. Er kaufte ſich ein adeliches Gut in der Nähe von Naumur, das heißt in einer Provinz, die nachher der Schauplatz eines 18monatlichen Krieges wurde, der Frankreich mehr Geld und Menſchen koſtete, als alle diejenigen Kriege zuſammengenommen, welche es ſeit mehreren Jahren gegen die Hälfte des übrigen Europa führt.

Seldorf iſt ein Mann von einem höchſt rechtſchaffenen Charakter, aber von einer bittern Laune gegen alle Menſchen, die man ihm zu verzeihen genöthigt iſt, wenn man ſeine Schickſale erfährt.

Ein Freund von ihm hatte heimlich ſich mit einem Mädchen verheirathet; ſie kommt in Umſtände, in welchen ſich dieſe Verbindung nicht mehr verhehlen läßt. Ihr Geliebter wird in einem Duell tödtlich verwundet; läßt Seldorf zu ſich bitten, aber ehe er dieſem Freunde ſeine Lage entdecken kann, ſo entdeckt die Zwiſchenkunft des Mädchens ſelbſt alles. Der Verwundete wird gleichſam nur durch die Unruhe über das Schickſal ſeines Weibes im Leben zurückgehalten. Er faßt Seldorfs Hand, legt ſie in die Hand ſeiner Geliebten, und ſein letzter Hauch iſt Segen über das Band, das von Freundſchaft und Noth in dieſem Augenblicke geknüpft war. Dieſe Gattinn, ſollte man glauben, hätte den Mann anbeten müſſen, dem ſie die Erhaltung ihrer Ehre, d. h. alles zu danken hatte, was für feinfühlende Seelen einen Werth hat. Aber, entweder war ſie zu ſtumpf, um die Gröſſe von Seldorfs Aufopferung zu fühlen, oder dieſe war ihr zu groß, und das Gewicht ihrer Verbindlichkeit zu drückend — kurz ſie vergalt ſo viele Liebe mit — Untreue, weil ihr deuchte, ſie könnte es nicht mit Liebe vergelten. Seldorf kam aus America zurück, wo er für die Sache der Freyheit gefochten, und ſeine Geſundheit aufgeopfert hatte, und fand — ſeine Frau in den Armen eines Feigen, der jetzt begann, den zu verfolgen, von dem er keine Verzeihung hoffen konnte. Endlich ſtarb Seldorfs Gemahlin, in dieſem Zeitpunkt kommt Seldorf in der Nähe von Saumur an. Von ſeinen drey Kindern ſtirbt das jüngſte bald, das älteſte, ſein Sohn Theodor, ein junger Menſch von hochfliegendem Geiſte, iſt nicht ſobald herangewachſen, als er

(es war gerade um die Zeit, da die französische Revolution begann, und die Freunde der Freyheit, wie der Monarchie, ihre Maschinen spielen zu lassen anfiengen) nach Paris entfloh und sich an die Royalisten anschloß. Die Tochter, ein Mädchen von interessantem Charakter, weißt die Bewerbungen eines braven, schlichten, jungen Landmanns, der für die Freyheit lebt und webt, ab, und läßt durch die Schmeicheleyen eines äusserst feinen Edelmanns L..... sich bestricken. Wie weit dieser seine Plane treibt, ob sie ihm gelingen, ob er mehr Verderber oder Retter der Seldorfischen Familie seyn wird, das wird aus dem, bald zu erscheinenden zweyten Bändchen klar werden.

Wir schliessen mit einer Stelle aus der Vorrede, welche Herrn Hubers Gesichtspunkt näher bezeichnet.

„Dieses Gemälde von unauslöschlichem Unglück könnte vielleicht manchen Lesern unmoralisch, oder wenigstens zweckwidrig vorkommen. Jenes geschähe, weil aus Fehltritten, Verbrechen, unsinnigen Handlungen von Menschen, mit deren Moralität dieses alles in Widerspruch zu liegen schiene, keine Lehre zu ziehen wäre, weil also dadurch das Herz fruchtlos betrübt, die Einbildungskraft fruchtlos mit schwarzen Bildern gefüllt würde. Aber Ihr beurtheilt Seldorf und seine Kinder, Ihr beurtheilt selbst die unglückliche Sara sehr falsch, wenn Ihr nur Kummer aus ihrer Geschichte schöpft, wenn Ihr nicht erkennt, wie Lebensgenuß und Moralität in ihren Schicksalen gleichen Schritt hielten, wenn Ihr nicht mit Sara die Wohlthat der Freundschaft, die Schönheit der Natur genieſſet, bis zu dem fürchterlichen Zeitpunkt, wo das Verbrechen den undurchdringlichen Nebel der Erinnerung zwischen sie und jede Freude niedersenkte. Und könnt Ihr nur Schmerz finden in Seldorfs Leben, der seinen verlornen Frieden mit Wohlthun zu ersetzen suchte? Könnt Ihr glauben, daß Roger auf seinen rauhen Pfaden, unter Gefahr, Kampf und Entsagung nur unglücklich war? So müsset Ihr die Tugend für sehr ohnmächtig, und jeden Unglücklichen für einen geweihten Märtirer halten! Nein, die Menschen, über die Ihr vielleicht hier weinen werdet, genossen tausendfaches Glück, und die Last, welche ihr Herz drückte, führte es lange nur zu der einfachen Menschheit zurück. Aber der Augenblick gehäßiger Leidenschaft kam, und tödtete auf immer die Fähigkeit zum Genuß. Ich erzählte, was ich in der Wirklichkeit wahrnahm; Beyspiele aufzustellen war meine Absicht nicht, wohl aber Duldung und Mitleid gegen die Unglücklichen zu erwecken, die bey dem edelsten Herzen durch den Drang der Umstände zu unerhörten Thaten hingerissen werden. Weinet dann über Sara, und wenn Ihr ein Mädchen findet, die ausgeartet ist wie sie, so weinet auch über sie, anstatt sie zu richten; denn sie kann wie Sara, mit edlem Herzen, weichem Sinn und reinen Sitten ihrem Geschlecht entsagt haben."

„Der andere Vorwurf könnte von einer Klasse von Lesern erwartet werden, die ein Buch unzweckmäßig finden, weil es ihnen Kummer statt Zeitvertreib macht. Diesen beantworte ich mit grösserer Zuversicht, so unbekannt mir auch seit fünf Jahren diese sorglose Menschengattung geworden ist, die in meinem ernsten Va-

terland fremd seyn sollte. Wenn ich das Land um mich her, das mit Leichen gedüngt ist, wenn ich die Hütten, vor deren einsamen Thüren schon Gras zu wachsen beginnt, wenn ich L**'s hohe Trümmer sehe, die wie riesenmäßige Gespenster in der stillen Mondnacht dort durch den niedergebrannten Wald herwinken, möchte ich die Weichlinge auf jenen Hügel führen, möchte sie den Duft der Verwesung athmen lassen, der aus dem unermeßlichen Kirchhof umher zu ihnen aufsteigen würde, und sie fragen: Wollt Ihr, die Ihr im ruhigen Vaterland, im Schoos Eurer Familie die namenlosen Qualen keines der Tausende, die hier schlafen, zu lindern versuchtet, noch wenn Ihr es versucht, zu lindern vermocht hättet, wollt Ihr, deren Ohr nie von dem Aechzen, von den Flüchen ihrer verzweifelnden Zurükgelaßnen zerrissen ward, wollt Ihr nicht den wenigen aus der zahllosen Menge, nicht Seldorf, nicht seiner verwaisten Sara, eine Thräne schenken? Fällt Euch diese Thräne zur Last, so ist Euer Herz auch für wahre Freude verschlossen, so lebt Ihr im beschränkten Kraise der Selbstsucht, und die sanfte Menschlichkeit, die sich über ihre Unfähigkeit zu helfen mit Mitleidsthränen tröstet, ist Euch ewig fremd. — —"

Adele von Senanges

aus dem Fr. von L. Huber.

Dieser Roman zieht nicht sowohl durch auffallende Begebenheiten, als vielmehr durch eine höchst getreue Zeichnung des menschlichen Herzens an, ob wohl auch die Geschichte, wie einfach sie seye, höchst interessant ist. Aber weder diese, noch die Sentiments sind eines Auszugs fähig. Diese nicht, denn, einen Auszug der Geschichte zu geben, hiesse die Leser um den Genuß der äusserst unerwarteten Entwicklung bringen; jene nicht weil jeder einzelne Brief von vorzüglichem Werthe ist, und das Merkwürdigste in nichts weniger als dem Ganzen besteht. Also begnügen wir uns bloß, die Lesewelt auf diesen gewiß höchst interessanten Roman aufmerksam gemacht zu haben.

In eben dieser Buchhandlung ist das 6te Heft von Posselt's Europäischen Annalen erschienen, und enthält folgende Aufsätze:

I. Frankreichs StaatsVerwaltung.
Thibaudeau's Bericht über die bisherige provisorische Regierung; deren Mängel; vorgeschlagene Aenderung. Nahe Aussicht auf eine neue Constitution.

II. Inneres Frankreich.
Prozeß der 3 grosen Verbrecher. Nochmaliges Aufzuken der Männer des 31 Mai. Tage des 12 Germinal (1 April) und 1 Prairial (20 Mai). Entscheidender Sieg der Revolution des 9 Thermidor.

III. Neueste persönliche Geschichte des NationalConvents.

IV. Uiberblik aller wichtigen Decrete des NationalConvents, vom 1 Januar bis zum 13 Juni 1795.

V. Frankreich und Holland.
Carnot's Bericht. Friedens- und Allianz-Tractat zwischen beiden Freistaaten, geschlossen im Haag, den 16 Mai 1795.

VI. Oestreich und Grosbritannien.
Convention zwischen Kaiser Franz II und König Georg III vom 4 Mai 1795.

VII. Teutscher Reichstag.
Kaiserl. HofDecret an die allgemeine ReichsVersammlung zu Regenspurg, vom 19 Mai 1795. Die Einleitung zu einem allgemeinen Frieden betreffend.

VIII. Kriegsgeschichte.
Sambre- und MaasArmee (zur Erklärung der diesem Hefte beigefügten 2 Tafeln.)
§. 1. 1 Tafel. CentralArmee. Feldzug in Champagne, vom Jahr 1792.
§. 2. 2 Tafel. ArdennenArmee, im zweiten Feldzuge, 1793 Sambre- und MaasArmee, im dritten Feldzuge, 1794.

Das JuliusHeft der Flora ist erschienen und enthält folgendes:

Der Mann aus Cairo. — Die Visite. — Die Mutter. — Die beiden Obstbäume. — Der Philosoph. — Denkwürdigkeiten eines Geächteten, ein Auszug aus Louvets Begebenheiten vornemlich aus dem historischen Theil derselben.

Das Titelkupfer stellt eine Mutter vor der Wiege ihres schlafenden Kindes dar, nach einer vorzüglichen Zeichnung gestochen, und wozu die Leserinnen der Flora in jenem Aufsaz: die Mutter — den Commentar finden werden, der ihr das Vergnügen noch erhöhen wird, welches sie bei Betrachtung dieses schönen Kupfers empfinden werden.

Ankündigung einer Lebensbeschreibung E. F. Graf von Herzbergs von Hrn. D. Posselt.

Da dieser grose Mann mich seiner vorzüglichen Gewogenheit und eines 9jährigen vertrauten Briefwechsels gewürdiget hat; da ich dadurch mehr, als andre, in Stand gesezt worden bin, seine feste, nach grosen, einfachen Grundsäzen handelnde Politik, seine ausgeführten und nicht ausgeführten Plane, und das geheime Triebwerk mancher überraschenden Begebenheiten unsrer Tage näher kennen zu lernen: so glaub' ich, daß es dem Publikum nicht ganz gleichgiltig seyn wird, wenn ich hiermit anzeige, daß ich seine Biographie, welche, als Beilage, eine Sammlung seiner wichtigern Briefe an mich enthalten wird, im Verlage der J. G. Cottaischen Buchhandlung in Tübingen, herausgeben werde. D. Posselt.

Der Buchhändler Heinrich Gräff in Leipzig, läßt zu den Kosegartenschen Uebersetzung Richardsons Clarissa 8 Bände, 24 Kupfer von Daniel Chodowiecki zeichnen und stechen, und kann man eine ausführliche Ankündigung dieser Lieferung, gratis in allen Buchhandlungen bekommen. Auch eine zweite Anfrage des Herrn RegierungsRath Medicus an das Publicum, den unächten Acacienbaum betreffend, ist in allen Buchhandlungen unentgeltlich zu haben.

Ankündigung einer Sammlung von Predigt-Auszügen von dem Hr. Oberhof-Prediger D. Reinhardt in Dresden auf das Jahr 1795.

Nach einer in dem 52 Stück des Reichsanzeigers und im 97 Stück eben dieses Anzeigers von dem Hr. D. Reinhardt beantworteten Aufforderung, machet hiermit Endes unterschriebene Verlagshandlung, einem geehrten Publiko, und besonders denen Freunden und Verehrern des Hr. D. Reinhardts bekannt, daß eine Sammlung weitläufiger Predigtauszüge seiner in diesem Jahre bey dem Hofgottesdienst in Dresden gehaltenen Kanzelvorträge in meinem Verlag auf Median Octav mit aller typographischen Schönheit herauskommen sollen. Bestellungen hierauf nehme ich als Verleger, so wie der Buchhändler Hr. Gerlach in Dresden und Hr. Buchhändler Reinicke in Leipzig an. In Zeit von 4. höchstens 5. Wochen sollen nach meiner gemachten Anordnung schon die ersten Bogen dieses Werks ins Publikum treten, und mit dem Abdruck ohne auszusetzen fortgefahren werden. Papiere, Druck und Correctheit werden dem Innern vollkommen würdig entsprechen. Ein mehrerers besagt ein weitläuftigerers hierüber gedrucktes Avertissement, welches in einigen Tagen in allen Buchhandgen Deutschlands für Theilnehmer zu haben und den vorzüglichsten gelehrten und politischen Zeitungen und Journalen in extenso beygelegt werden soll. Meissen d. 8. Juni. 1795.

Karl Friedrich Wilhelm Erbstein
Buchhändler in Meissen.

Von der mit größtem Beifall aufgenommenen Uebersetzung von Marmontel's prosaischen Werken durch Herrn Hofrath Schütz ist in dieser Ostermesse der 2te Band, welcher den 2ten Theil der moralischen Erzählungen enthält, erschienen und für ein 1 Rthlr. in allen Buchhandlungen zu haben.

Dieser Theil enthält folgende Erzählungen: 1) Zwei Freunddinnen im Unglück. 2) Alles oder Nichts. 3) Der Philosoph von eigner Mache. 4) Die Schäferinnen auf den Alpen. 5) Die böse Mutter. 6) Die gute Mutter. 7) Die Väterschule. 8) Der Kenner.

Es haben mehrere Lehrer der französischen Sprache an Schulen und Gymnasien, welche den Nutzen einer klassischen Uebersetzung eines so vortreflichen Autors beim Unterricht in der französischen Sprache sehr wohl einsehn, bei uns angefragt, ob man nicht die Uebersetzung der Erzählungen, als welche ihnen zu diesem Behufe vorzüglich brauchbar ist, besonders haben könne? Hierauf zeigen wir, zur Ersparung mehrerer Briefe, an: daß des Herrn Hofr. Schütz Uebersetzung der Erzählungen von Marmontel, welche die fünf ersten Bände der sämmtlichen prosaischen Werke ausmachen, allerdings besonders und separat von den

übrigen Theilen zu haben sind, daher auch ein eigener Haupttitel dazu:

Marmontel's moralische Erzählungen,
Uebersetzt von C. G. Schütz,

bei jedem Bande befindlich ist.

Leipzig, im Juni 1795.

Voß und Comp.

Verlagsbücher der Breitkopfischen Buchhandlung in Leipzig, von der Ostermesse 1795.

Apodemik, oder die Kunst zu reisen, ein systematischer Versuch zum Gebrauche junger Reisenden aus den gebildeten Ständen überhaupt, und angehenden Gelehrten und Künstler insbesondere. Erster Theil. 8. 2 Thlr.

Bergsträßer, J. A. B., Uebersichten und Erweiterungen der Signal- Ordre- und Zielschreiberey in die Ferne, mit neuen Syntematographen und Telegraphen in Kupfern. Mit 16 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Günther's, C. C. praktische Bemerkungen über Pacht- und Kauf-Anschläge, Abnahme, Uebergabe, und Verwaltung der Domainen, Aemter, und Rittergüter. gr. 8. 10 gr.

Hugo Trevor; sein Leben und Schicksal von Holcroft. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Churfürstl. Sächs. Privilegio. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Koch's, J. G. Vergleichungen mineralogischer Benennungen der Deutschen mit arabischen Wörtern. 3 gr.

Kuppermann's, Heinrich, Versuch eines praktischen Handbuchs für Notarien, Sachwalter, und Gerichtsaktuarien, ꝛc. Dritten Theils, dritter und letzter Band, welcher Muster zu dem minderförmlichen und peinlichen Prozesse enthält. gr. 8. 1 Thlr. 18 gr.

Pölitz, K. H. L., Beytrag zur Kritik der Religionsphilosophie und Exegese unsers Zeitalters. 8. 1 Thlr.

— über den nothwendigen Zusammenhang der Philosophie mit der Geschichte der Menschheit. gr. 8. 3 gr.

Sims, Dr., Versuch über Natur und Wesen des Menschen, zur Beantwortung einer Preißfrage über die Unsterblichkeit der Seele. 8. 8 gr.

Smets von Erenstein, die Straf- und Polizey-Gesetze des 18ten Jahrhunderts, juristisch, philosophisch, und politisch betrachtet. Nebst Bemerkungen über die Gesetzgebung im Allgemeinen, vorzüglich in Rücksicht auf Teutschland. gr. 8. 16 gr.

Wichmann, Chr. Aug., über die natürlichsten Mittel, die Frohndienste bey Kammer- und Ritter-Gütern ohne Nachtheil der Grundherren aufzuheben. Nebst Bemerkungen über und gegen einige Sätze in des Herrn J. F. von Münchhausen bekannten Werke vom Lehnherrn und Dienstmann. gr. 8. 1 Thlr.


Mit Ruhe.
Die Schönheit iſt des
Etwas lebhafter, aber ja
nicht geſchwind.
Du, Blume, ſollſt uns krän
pf.





Das Chor wiederholt den lezten Theil.

Die Horen

Jahrgang 1795

Achtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des achten Stücks.

I Zufällige Ergießungen eines einſamen Denkers, in Briefen an vertraute Freunde. Seite 1

II Ugolino und Ruggieri. Fortſetzung von Dantes Hölle. — 35

III Ueber die Idee der Alten vom Schickſal. — 75

IV Ueber griechiſche und gothiſche Baukunſt. — 87

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Achtes Stück.

I

Zufällige Ergießungen
eines einſamen Denkers
in Briefen an vertraute Freunde.

Erſter Brief.
an Erneſtine F***

*** den 21ſten Februar 1793.

Seit Montag vor acht Tagen, liebſte Erneſtine, da ich deinen köſtlichen Brief vom fünften erhielt, bin ich wie mit der Feder in der Hand herum gegangen um dir zu antworten, ohne ſie anſetzen zu können. Unvermögender den eigenen Willen zu vollbringen, als ich es in hundert Fällen bin, giebt es wenige andre Menſchen, und vielleicht keinen unter dieſen wenigen, der es ſo ſchmerzlich gewahr wird, es mit ſo tiefem Gram empfindet. Es haben in meiner innern Verfaſſung Volk und Stände eine ſolche übermäßige Gewalt in Händen, daß ihnen das Monarchiſche Ich beſtändig nach den Augen ſehen, und zu allerhand Mitteln ſich verſtehen muß, um ſie auf ſeine Seite zu bringen. Dennoch möchte ich meine Verfaſſung weder in eine reine Ariſtokratie noch Demokratie, um des Ungehorſams und der Widerſpenſtigkeiten weniger

gewahr zu werden, umgeſchaffen ſehen, und muß alſo fortfahren, mich durchzuquälen, wie ich kann.

Zuerſt von deiner Trauer über König Ludwig. Ich finde dich darin ſo ganz nach meinem Herzen; Am mehrſten hat mich das gerührt, als treffend, groß und wahr, und iſt tief in mich gedrungen, was du von ſeinem entblößten Haupte ſagſt, von dem Glanz, der ſich auf ſeiner Stirne unerwartet ſehen ließ, nachdem die goldene Königskrone weggenommen war. Ich pflegte ihn vor dieſem Zeitpunkt Lear zu nennen; aber Lear den Unſchuldigen, der keine Cordelia verſtieß, keinen edlen Kent verbannte. Nun iſt er mir der im heiligen Wetter zum Grabe hinabſteigende, ſich verklärende Oedipus geworden.

Niemals werde ich den Tag vergeſſen, an dem ich ſein erſtes Verhör las. Er war mir noch Lear, da er vor jene Schranken geführt wurde, wo die Geiſter Gonerills und Regans, vornehmlich Edmunds zur Legion gewordener Dämon wider ihn zu Gericht ſaßen. Ich erwartete nicht, daß hier auf einmal ſeine Geſtalt ſich ſo verwandeln würde. Auch ſeine Richter waren nicht darauf gefaßt. Ich fühlte mit ihnen, fühlte mit dem Könige, und mit mir ſelbſt. Nie war ich erſchüttert, zerriſſen, und bewegt! Lears Worte: „Wer kann mir hier ſagen wer ich bin?“ — „Ich gab Euch alles!“ — „Ein ſo gütiger Vater!“ ... ſie mußten in Ludwigs Herzen ſeyn dieſe nagenden Worte, mußten ſein Herz ihm um und um gewendet haben im Buſen — wie oft, und ſeit wie lange ſchon! Dennoch war dies Herz milde geblieben; Wehmuth er-

griff den Mann, und ſeine Feſtigkeit ſchien einen Augenblick zu wanken, da man ihm Verrätherey darum anſchuldigte, weil er ein ſo gütiger Vater geweſen, und man ihn fragen durfte: In welcher Abſicht das?

Lies es einmal wieder, ich bitte dich, Shäkespears groſſes Meiſterwerk, dieſen Lear! Ich rede mit jedem, der zu mir kommt, davon, leſe jedem, der mich hören will, daraus vor. Alles was in dieſen Tagen vor unſeren Augen geſchehen iſt findeſt du hier, als ſchon vor Jahrhunderten begegnet, wieder dargeſtellt in Geſichten voll Weißagung für alle Zeiten. Dein Gedächtniß, da ich dich erinnert habe, wird dem Leſen zuvor eilen und die Hauptzüge des Drama dir vor die Seele bringen.

Armer Lear! für eine Liebe, die über alles gehen ſollte, verſchenkteſt du dein Königreich, und foderteſt nur Lebensunterhalt für dich und hundert Ritter, deine Freunde! das ſchien den Königinnen bald zu viel. Gonerill, die Eine Tochter, hieß dich fünfzig deiner Begleiter abdanken; von den fünfzig übrigen wollte Regan die Hälfte dir noch einmal nehmen — Und wozu haſt du nur die Uebrigen, die fünf und zwanzig, nöthig? Wozu nur zwölfe? Wozu nur Einen? — Endlich: wozu athmeſt du, wozu lebſt du noch, Thor, Wahnſinniger, Aufrührer, und Verräther? — „Ich gab Euch alles!" ſprach der Unglückliche. Darauf ward ihm zur Antwort: „Und es war hohe Zeit, daß du es gabſt!" — Tödlich gekränkt, mit zerbrochenem Herzen ſtürzt der Greis hinaus bey tobendem Ungewitter. — „Laßt ihn gehen, ſchreien die Töchter,

„er läßt ſich ja nicht bedeuten; es iſt ſeine „Schuld, daß er keine Ruhe hat, er mag die „Folgen ſeiner Thorheit fühlen.“ — Zuletzt gefangen mit Cordelia; gefeſſelt; in der Gewalt des ſcheuslichen Edmunds, der ihn vor Gericht ſtellen ſoll! ... Vor daſſelbe Gericht, mit dem man vorhin den treuen Gloſter ſchon bedroht hatte, da es hieß: „Bindet ihn wie einen Dieb und bringt ihn vor uns; wir können ihm zwar ohne gerichtliche Form das Leben nicht abſprechen; indeß ſoll unſre Gewalt unſerem Zorn willfahren, den man zwar tadeln, aber nicht verhindern kann.'

Wie auffallend jeder Zug! wie ſo ganz getroffen, nach gewieſen alles bis zum Sitze der kleinſten Bewegungen im Minenſpiel!

Aber was am mehrſten ergreift: Alles ſteht zugleich auch wieder da, nur wie Allegorie und Gleichniß. Nicht was Einmal geſchah, und Einmal wieder geſchieht; ſondern was immer da iſt und vorgeht erblicken wir. Der Geiſt wird weggezogen unvermerkt vom Einzelnen zum Allgemeinen; jede zufällige Beziehung verſchwindet, wird vergeſſen; und es ſteht allein der fürchterliche Umriß einer allgemeinen Welt- und Menſchengeſchichte da. Welch ein Anblick! Siehe, die ganze Natur, lebloſe und belebte, vernünftige und unvernünftige, wie aufgethürmte Wolken durcheinander wogend, hierhin und dorthin, über ſich, unter ſich, ſich entformend und formend, kaum noch ſchwebend: eine ſchwarze, ſchwere, ſtumme Nacht; und nur hie und da ein Wetterleuchten Gottes; Blitze der Vorſehung, welche das Gewölk zerreiſſen ... Siehest du das?

Unter einem Haufen von Ungeheuern und Scheuſalen, den wüſten Werkzeugen eines wüſten Schickſals, glänzt eine Cordelia, erhebt ſich ein Kent, wird man einen Edgar gewahr. Hier iſt Wohlthun! Es waltet ein guter Geiſt! Hier hat ein Gott geſchaffen! Ein Gott, dem Natur und Schickſal müſſen unterworfen ſeyn. — Edler Kent! „In deiner Verhüllung, wenn du deinen Feind, „den herumirrenden Lear, der als König dich verbannt „hatte, unerkannt begleiteſt, und ihm Dienſte thuſt, wozu „ſich kaum ein Sclav verſtanden hätte, weil er etwas „in ſeinen Minen hatte, was du gern deinen „Herrn nennen mochteſt;" du erſcheinſt als ein Bote des Himmels! In deinen Augen ſind Winke, die uns mit Zuverſicht, Geduld und Muth erfüllen; wir verzagen nicht mehr, murren nicht mehr; wir entdecken Züge, Minen, ein Etwas im Angeſicht der Schöpfung, das wir gern unſren Herrn nennen, dem wir gern durch die Nächte des Schickſals mit Ergebung folgen mögen.

Der mir Lear geweſen, ſagte ich vorhin, wäre mir der im Wetter zum Grabe hinab ſteigende, ſich verklärende Oedipus geworden.

Vor Jahren ſprach ich einmal mit dir von einer Aehnlichkeit des Eindrucks, den der Lear des Brittiſchen, und der Oedipus des Griechiſchen Sehers jedesmal in mir zurückließen. Du verſtandeſt mich nicht gleich, und ich wollte mich auf keine Zergliederung bey einer Sache, die nicht dafür gemacht war, einlaſſen. Hierin hatte ich recht, und will darum auch heute dies

allein dir noch darüber zu Gemüth führen: daß Shakespear nur Einen Lear; Sofokles aber zwey Oedipus gedichtet hat: und daß die zwey Gedichte des Griechen zusammen gehören, wie Anfang und Ende; beyde sich gegenseitig bedürfen, wie die beyden Schwingen des Adlers. So betrachtet, in dieser Vereinigung zweyer Begebenheiten zu Einer großen Offenbarung, flößt mir das Werk des Griechen eine Ehrfurcht ein, die mir die Kniee beugt. Dem Britten waren die Gesichte, die er hatte, selbst zum Theil noch dunkel; der Grieche hingegen offenbarte in Gleichnissen, was er selbst ganz durchschaut hatte:

Zeus, Allherrscher des ewig,
Ewig dauernden Reichs!
Blicke herab! schon welkt des Götterspruches
Ehre, der Layos drohte! Ach schon sinket
Föbos Ruhm, und im Staube
Liegt die Religion!

Dies ist das Thema des ersten Oedipus, des Königs. — Hörte der Mensch nur sich selbst, schaute er — das Auge nicht mehr empor gerichtet — nur auf Lebendiges der Erde: „wo bliebe die Unschuld? wo das unabläßige Bestreben, rein zu seyn in jedem Wort, in jeder That?" — Feste Zusage, heilige Treue, wo bliebest du, wenn die Olimpier nicht mehr walteten, nicht mehr, als Leiter der Schiksale, der Tugend Gewähr leisteten für ihre Frucht, wenn auch nicht für ihren Lohn? Wenn nun jeder Mensch sich an Zeus Stelle drängen, eine Vorsehung einsetzen, und der Weisere seyn müste mit Gewalt? — Ty-

ranney würde die Menschheit vertilgen, das Gewissen sich selbst zerstören; Friede und Vertrauen würden ohne Stätte seyn.

Darum mußte Oedipus „ein Zeugniß zeugen für der Götter Wort," das durch Mark und Gebein dränge allen die es vernähmen.

Schon waren die frevelnden Worte an Jokasta aus des Königs Munde gegangen:

Und uns gebürte noch zu achten auf
Den Schicksalehrenden Altar, o Weib!
— — — — — Mein Vater
Liegt im Grab, und hat mit sich den Götterspruch
Genommen, der nicht werth der Achtung ist.

Triumphirend hatte Jokasta ausgerufen:

— — — — — O, du Götterspruch;
Wo bist du? — — — — — — —
Was soll der Mensch wohl fürchten? Zufall
Nur beherrscht die Welt!

Da tritt plötzlich Erfüllung, allen andern noch unsichtbar, der Schmähenden ins Angesicht. Sie bebt, sie verstummt — sie ist verschwunden.

Oedipus weilt. Der Ungestümme muß, hartnäckig forschend, noch verziehen, damit Alles Allen offenbar werde; dgmit er das lauteste Zeugniß zeuge vor

ſeinem Volk — einſt vor allen Völkern! — für der Götter Wort.

Unglückſeligſter der Menſchen!
Du, deſſen Pfeil der Ziele höchſtes überflog,
Du, der du ſchöpfteſt aus der vollen Quelle des Glücks!
Ach, wer iſt nun wie du
Unglückſelig und jammervertieft;
Wie du, ein Genoſſe des Rachefluchs?

Auf ihn, den Schuldloſen, kam von ſeinen Vätern her der Fluch und das Weh. Allen Menſchen und ſich ſelbſt ein Gräuel ſtand er da — mit reinem Herzen! Wuth, Verzweiflung, Wahnſinn mußten, über ſein Verhängniß, ihn ergreiffen... Er beraubt, grauſam, ſich auf immer des Lichts; wünſcht, „alle Thore ſeines Lebens eben ſo auf immer verſchließen zu können"...

Da neigen die Himmliſchen ſich zu ihm, ziehen ihn in ihren Rath:

Gott, der ihn niederſchlug, hebt ihn empor —
— — Ihn lohnet Gott, der Gerechte.

Eine Majeſtät, wie kein Thron ſie gewährt, umgiebt den blinden Bettler; Seherkraft erfüllt den Geweihten, Apollons Geſandten, den keine Menſchenhand verletzen darf. Drohend und verheißend ſchwebt der Götter Macht auf ſeinen Lippen. Aus Delphi war ein Spruch, daß ihm die Eumeniden, die Allſchauenden, Rächerinnen, Helferinnen werden ſollten. Herumirrend an der from-

men Antigone Hand gelangt er, auf unbekanntem Pfade, in der furchtbaren Göttinnen Hain zu Kolonos, ſetzt ſich, unwiſſend wo er war, um auszuruhn, auf einen Stein, ruht und erquickt ſich, wo ſonſt ſchaudernd jeder Fus zurück bebt. Da er den Nahmen des Orts vernimmt, erhebt er froh die Stimme:

Nun weiß ich, daß kein Ungefähr mich führt,
Daß ich nicht ohne Gottes Hand mich Euch,
Ihr Reinen, Keuſchen! nahte, ſelber keuſch
Und nüchtern, und mich hier auf euren Sitz,
Den heiligen, kunſtloſen, lagerte.

Hier war ihm das Ende ſeiner Wanderung, die letzte Entwickelung ſeines wundervollen Schickſals verheißen; hier ſollte der Fluch, der ihn getroffen, ſich in Heil und Segen ihm verwandeln: er war am Ziel!

Um den verbannten Laios Sohn verſammeln ſich nun bald Kolonos Greiſe, und mit König Theſeus, dem edelſten der Menſchen, Volk und Krieger aus Athen. Theſeus, um ein unterbrochnes Opfer zu vollenden, entfernt ſich. — Es tobt in der Luft.

Gewaltig, gewaltig ertönt
Zeus Geſchoß, mit des Schreckens Schall!
Blitze des Himmels, o ſeht! Flammen umher!
Und wieder! — Was kündet uns an
Dieſe Stunde des Grauns? Sie ſtürmt
Nicht umſonſt! — — — —
Wehe! Wehe! wieder umhallt

Uns des Donners schrecklicher Ruf!
Schiltst du im Zorn die Erd, unsre Mutter, Gott?
O erbarme unser dich!

Oedipus allein steht da mit ungebeugtem Geist; ihm winkt ein Bote des Himmels. — Er sendet nach Theseus; Theseus erscheint.

Keines Führers bedarf der Augenlose mehr. Er geht voran und zeigt dem Könige den Weg zum heiligen Ort, zum Siegeshügel, wo auf ihn Verklärung wartet.

„Meine Töchter, folgt!
Ihr war't des Vaters Leiterinnen, nun
Bin euer Führer ich! — — — — —
Dorthin! Dorthin geht! dorthin treibet mich
Hermäs, der Schattenführer, und der Gruft
Schutzgöttinn! — O wo warst, wo warst du
Vordem, o du der blinden Augen Licht,
Das nun im Tode meinen Leib bestrahlt?"

Angelangt am heiligen Hügel, umarmt er mit Inbrunst seine Töchter, Antigone und Ismene, segnet sie mit heißem Dank.

Plötzlich scholl eine Stimme, rufte laut
Ihm; alle bebten, aller Haare stand hoch
Vor Graun empor; und abermal erscholl
Die Stimme, Gottes Stimme, und abermal
Sie rufte: Komm!

Oedipus gebietet den Jungfrauen, sich mit ihren Begleitern zu entfernen; Theseus muß ihm schwören, daß er sie beschützen will. Dieser allein darf bleiben: ein Zeuge dessen, was geschehen soll.

Mit lautem Angstgeschrey und Thränengüssen gehen — werden weggeführt die Töchter. Einer der Begleiter, ein Bote nach Athen, erzählt:

Wir sahn
Nach kurzer Zeit uns um; verschwunden war
Der Greis! Der König stand, und schirmte mit
Der Hand das Aug', und stützte sich das Haupt,
Als ob ein Schauder ihn ergriff', und er
Aus Furcht nicht wagen durft emporzuschaun.
Bald drauf erblickten wir, daß in den Staub
Gesenkt, mit eifrigen Gebeten er
Anbetete die Erd' und Gottes Himmel. —
Durch welchen Tod er starb? — der Sterblichen
Verkündets, ausser Theseus, keiner Euch.
Nicht Gottes Blitzgeschoß hat ihn verbrannt,
Kein Meersturm — keiner sauste! — ihn entführt,
Ein Bote Gottes hat ihn abgeholt!

Gewiß steht, wenn du dieses lieſest, mit glänzendem Angesicht, der Bote Gottes an Oedipus vor dir, wie er vor mir in diesem Augenblike steht. — Du begehrst nicht, daß ich heute weiter schreibe. Ich lege meine Feder nieder auf dieses Blatt, wo ich sie morgen wieder finden werde.

Sonntag den 22ſten Februar.

Ich glaubte mich weit weg von der Beantwortung deines Briefes verlohren zu haben, und finde jetzt, daß ich mir nur einen Uebergang gemacht habe, dahin, wo du von Ehrenburg ſprichſt, und mich in ſeinem Nahmen auffoderſt, mit ihm zu eifern wider jenen verderblichen Eifer, der der Geiſt unſerer Tage iſt, und im Menſchen alles Menſchliche vertilgen — einen neuen Himmel, eine neue Erde ſchaffen will — durch die Kraft ſeines wohlgeſpaltenen beredten Gänſekiels.

Ich gebe dem edeln Manne in ſeinen Geſinnungen vollkommen recht; ſpreche von ganzem Herzen ihm die Worte nach: „Nicht Gold, nicht Silber: unſre Gefühle, „Tugend, Religion vor den Feinden des Menſchlichen Ge„ſchlechts zu retten iſt Gefahr! Laßt uns hiemit ins in„nere Heiligthum unſerer Seele flüchten!" — Aber, liebe Erneſtine! lieber Ehrenburg! Wohin ſollen diejenigen flüchten, welche jenes innere Heiligthum ſchon lange zu einem offenen Tempel für die Gottheiten des neuen Himmels und der neuen Erde verwandelt haben? dieſe Gottheiten vertragen, wie Ihr wißt, kein inneres Heiligthum; ihren Prieſtern und Profeten iſt dieſer bloße Nahme ſchon ein Gräuel, wegen der Götzen, die, nach ihrer Meynung, zu allen Zeiten ſich darin verborgen haben. Zu wem ſollen wir denn reden? Sollen wir uns an jene Prieſter und Profeten ſelbſt, dort an jenen Prediger auf den Dächern wenden? Oder nur an ihre liebe Andacht auf den Gaßen? O, laßt ſie reden und hören! Jene, ſo lange bis ſie ausgeredet ſind; dieſe, bis der Hunger in ihren Ohren Eckel geworden iſt.

Ich wundre mich über Ehrenburg, über dich, und über mich selbst, daß wir zugleich so einig und so uneinig miteinander seyn können. „Für ein Wesen", sagt Ihr, „das nicht weiß woher es kommt, noch wohin es geht, „ist Glaube das größte Bedürfniß." Dieses fühlt Ihr jezt mehr, stärker, inniger als jemals; seht es jetzt weniger als jemals andre fühlen, und ruft deswegen aus: „Wer keine Religion hat, der schaffe sich „jetzt eine!"

Ja, Freunde, wenn das angienge! wenn es nur einer Ermahnung dazu bedürfte! denn könnte Euer Zuruf wenigstens bei denen fruchten, welche sich in diesen trüben Zeiten ihren verlohrnen Glauben zurück wünschen, um sich daran aufzurichten. Leider kommt Religion am schwersten da wieder auf wo ihre größte Nothdurft entstanden ist; am schwersten gerade in solchen Zeiten wie die unsrigen; und am schwersten gerade bey denen, welche die Grösse des Uebels nun am klaresten einsehen, am lebhaftesten empfinden. Die Ursache davon ist, weil das Vermögen des Menschen Religion zu haben, genau wie sein Vermögen ist, von einer weisen und gütigen Regierung der Welt durch ein höchstes Wesen, von einer allgemeinen und besondern Vorsehung gewiß zu werden. Weder die alltägliche Erfahrung, denke ich, noch ihre Annalen, können uns zu einer solchen Gewißheit leicht verhelfen, wir brauchen, däucht mich, in dieser Absicht vielmehr eines Gegenmittels wider die alltägliche Erfahrung, wider ihre Geschichte, und wider die Resultate des ernstlichern Nachdenkens über beyde. Könnt Ihr nun dem bekannten alten Gegenmittel seine volle Wirkung wieder geben; positive Religion in ihrer

ganzen lebendigen Kraft bey Euern Zeitgenoſſen wieder herſtellen, ſo iſt die Sache Euers Eifers werth. Könnt Ihr dieſes nicht: Was wollt Ihr können? Beſänftiget Euch! der Schaden ſitzt gewiß da nicht wo Ihr ihn ſeht, und wo Ihr helfen — ſchneiden oder brennen möchtet. Sittlichkeit und Religion ſtehen und fallen mit keinem philoſophiſchen Syſtem, mit keiner zufälligen Denkungsart eines Zeitalters. Vorſtellungsarten und herrſchende Syſteme — überall weniger Urſache als Wirkung des Geiſtes der Zeit, den ſie jedesmal nur offenbaren, darſtellen; freylich auch entwickeln und befördern — gehen auf und gehen unter vor dem unveränderlichen Geiſte der Wahrheit, den ſie weder leiten noch verführen können. Laßt uns auf die Stimme, auf die Winke dieſes Geiſtes merken, und nicht hadern. Beßerer Rath, ſagt ein altes deutſches Sprichwort, Beßerer Rath kommt über Nacht!

Ein religiöſer und zugleich ſehr aufgeklärter Mann — ich darf ihn nennen: Mein Freund Kleuker, ſchrieb mir vor einiger Zeit: „Eine gewiſſe Zuverſicht des Her„zens iſt allerdings die nothwendigſte Bedingung zum „Glauben an Dinge einer andern Welt. Sie ſelbſt aber „iſt keine Sache, die man ſich geben kann, wenn man „will. Sympathie mit gewiſſen Nichtglaubenden iſt mir „eben ſo natürlich, als Antipathie und tiefe Verach„tung gegen die Schwätzer und Radoteurs, die uns nach „der Seichtheit ihres eigenen Bewußtſeyns weis machen „wollen, man bedürfe dieſer oder jener Stütze nicht, weil „man alles aus ſich ſelbſt haben, ſelbſt ſeinen Gott ſich „machen, ganz ſein eigner Gott ſeyn könne.“

Dies, liebe Erneſtine, ſind meine eigenſten Geſinnungen! Aber wie groß auch meine Antipathie gegen die ſelbſtgenügſamen Schwätzer iſt, ſo heißt mich doch mein Gewiſſen Sanftmuth gegen ſie üben, und, immer demüthiger, ſo lange zu ſchweigen, bis ich etwas zu ſagen habe, das mehr als nur ein Geſchwätz anderer Art ſey.

Ich muß dir bekennen, beſte Freundinn, und du magſt es Ehrenburgen wieder ſagen, daß ich überhaupt zwiſchen ſeiner und meiner Anſicht des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge eine Verſchiedenheit je mehr und mehr gewahr werde, die es nicht zulaſſen wird, daß wir uns auf dieſelbe Weiſe in Abſicht dieſes Zuſtandes, offenſiv und defenſiv, verhalten. Er ſieht lauter widernatürliche Ereigniſſe, Wechſelbälge, Ungeheuer, Geburten der abſcheulichſten Lüſternheit und Willkür. Ich ſehe die nothwendige Entwickelung einer neuen Epoche der Natur. Geſetzmäſſige Kinder der Zeit ſtehen in der Geburt, drängen ſich zur Geburt, wie es ſcheint, in ſehr verkehrten Lagen; wie ſie zur Welt kommen werden, iſt ungewiß. Aber die Mutter iſt unſterblich.

Ueberall iſt es ſchwer das Nothwendige von dem Zufälligen in den Dingen die geſchehen abzuſondern; am allerſchwerſten aber in denen Begebenheiten, die ſich vor unſern Augen zutragen. Dieſes oder jenes unveränderliche Naturgeſetz mag uns noch ſo bekannt ſeyn, wir mögen was noch nach ihm erfolgen muß noch ſo deutlich im Begriffe vor uns haben; in der wirklichen Erſcheinung überſehen wir es darum nicht weniger, und bleiben mit unſern Gedanken am Zufälligen und Veränderlichen hängen.

Es ſcheint unmöglich und iſt doch wahr, daß wir beſtändig fortdauernde Erſcheinungen in dem ſie charakteriſierenden Verhältniſſe von Urſache und Wirkung, und wie ſie von jeher eben ſo verknüpft geweſen, im allgemeinen wahrnehmen, und dieſer Wahrnehmung uns dergeſtalt bewußt ſeyn können, daß wir ſie unaufhörlich anführen; und denn doch in jedem beſondern Falle, wenn ſich Eine dieſer Erſcheinungen als gegenwärtig auffallender ankündigt, uns einzubilden vermögen, und beinah unfehlbar uns einbilden, daß hier nicht jene längſt ausgemachte Verknüpfung von Urſache und Wirkung, ſondern eine ganz andre ſtatt finde; alſo von dem allgemeinen Satz der uns erleuchtet niemals, weder im Urtheilen noch im Handeln, Gebrauch machen, und ſeine Wahrheit in der eigenen gegenwärtigen Erfahrung nie erfahren.

Zur Erläuterung und zum Beweiſe kann ein Beyſpiel dienen, welches wir beſtändig vor uns haben, und mir das auffallendſte von allen zu ſeyn ſcheint: Der theoretiſch allgemeine Glaube, und praetiſch allgemeine Unglaube der Menſchen an die Gewalt der Meynung.

Die Meynung, ſagen wir, beherrſcht als Königinn die Welt; jedem Menſchen iſt die ſeine lieber als ſein Leben; man lehnt ſich wider die unbegränzte Gewalt dieſer Herrſcherinn vergebens auf; ſie fodert und gebietet mit einem Nachdrucke, der allen Widerſtand vereitelt:

Coutume, opinion, reines de notre sort,
Vous reglez des mortels, et la vie, et la mort!

Und zugleich mit allen dieſen Sprüchen im Munde

maſſen wir uns doch alles nur erſinnliche an wider eben dieſe Herrſcherinn; hoffen, bald durch Liſt, bald durch Gewalt ſie uns zu unterwerfen, und ſehen Unternehmungen dieſer Art für das eigentliche Geſchäft der Weißheit an.

Dieſer Widerſpruch wäre unmöglich, wenn wir ihn, indem wir ihn entſtehen laſſen, gewahr würden; wir werden ihn aber nicht gewahr, weil wir von dem Dinge, welches wir die Gewalt der Meynung nennen, nur eine höchſt verworrene Erkenntniß aus nie unterſuchten Beyſpielen haben. Zufolge dieſer verworrenen Erkenntniß ſind wir geneigt die Gewalt der Meynung aus der Menge der Meynenden zu erklären, die Meynung ſelbſt aber als etwas an ſich leeres und unkräftiges zu verachten. Der oft ſchnelle Wechſel der Meynungen, und der ſonderbare Umſtand, daß ſich die gedankenloſeſten gewöhnlich als die hartnäckigſten, die zufälligſten, als die heftigſten beweiſen, ſcheint dieſe Verachtung und das Urtheil, welches die Meynungen überhaupt in die Claſſe der Geſpenſter oder Zauberweſen ſetzt, zu rechtfertigen. Für ſich ſelbſt ſind dieſe Weſen, ſind Geſpenſter, nichts; aber der Wahn, der Aberglaube, die Schwärmerey, die ſie zu Etwas für Andre machen — von dieſen giebt man zu, daß ſie die größte Aufmerkſamkeit verdienen.

Einigen Grund hat dieſe Anſicht allerdings. Aber es iſt weit gefehlt daß alle Meynungen die gewaltig wurden Geſpenſter waren, und nicht Eine davon iſt bloßes Geſpenſt geweſen. Die urſprüngliche Energie der Meynung iſt die Energie des Lebens ſelbſt; ihre Gewalt die Gewalt der Wahrheit, die, in die Zeiten verhüllt, unwiderſtehlich die Zeiten regiert.

Ich hatte das Blatt weggeſchoben, liebe Erneſtine, das bedeutet dieſer Strich. Ich wurde gewahr daß ich daran war eine Theorie der Wirkſamkeit der Meynungen auszuſpinnen, und erſchrak über die Verſuchung. Dies begegnete mir vorgeſtern, und geſtern den ganzen Tag habe ich mich beſonnen, wie ich, ohne dies unermeßliche Vorgebürge zu umſchiffen, zu der Stelle mit dir käme, wo ich ſo gern dich hätte. Laß uns einen Verſuch mit Fliegen machen; mit Fliegen und Laufen. Wir ſteigen auf wo wir anſchwammen, da ich die Segel plötzlich einzog.

Alle Meynungen wurden im Schooſſe der Wahrheit empfangen; alle Wahrheiten im Schooſſe der Meynung. Vor den Begriffen ſind die Vorſtellungen und Empfindungen; vor den Beweiſen die Urtheile. Die wichtigſten Lehrſätze hatten lange gegolten, ehe Philoſophie ſie nachbuchſtabierte, und die Gründe, warum ſie gelten mußten, gewahr wurde. Die höchſten Grundſätze, worauf ſich alle Beweiſe ſtützen, ſind, unverkleidet, bloſſe Machtſprüche, denen wir — blindlings? Wie dem Gefühl unſeres Daſeyns! — glauben. Man könnte ſie, ungeſchikt und verkehrt genug, aber doch nicht ganz unphiloſophiſch, urſprüngliche, allgemeine, unüberwindliche Vorurtheile nennen: als ſolche wären ſie das reine Licht der Wahrheit, oder gäben vielmehr der Wahrheit das Geſetz.

Daß Begriffe, Urtheile und Regeln, die wir durch Beweis empfangen, wenn ſie wirkſam in uns ſeyn, ſich als eine Kraft in uns beweiſen ſollen, erſt die Natur

des Vorurtheils annehmen oder wieder erhalten, eine persönliche Meynung oder Fertigkeit in uns werden müssen, ist eine alte Bemerkung. — Weiter!

„Von dem was Allen scheint, behaupten wir, daß „es ist" — lehrt Aristoteles; denn: der Mensch ist das Maaß aller Dinge. Was seine Vorstellungen von den Dingen enthalten, schreibt er ihnen zu; das sind die Dinge ihm. Was sie ausser dem seyn mögen, kann er nicht erfahren; er kann aus seinen Empfindungen, Wahrnehmungen und Urtheilen nicht herausgehen, und die Gegenstände prüfen ausserhalb seinem Verstande, sich selbst ausserhalb sich selbst berichtigen, sich erleuchten mit einer Wahrheit, die er nicht verstehen würde. Darum ist überhaupt jedem Menschen seine Meynung, mit Recht, die Wahrheit; und er behauptet sie mit Recht, weil die Wahrheit jedes Menschen sein Leben ist.

Hierin: daß jeder Mensch in dem was ihm Wahrheit ist sein Leben hat, hat die Gewalt der Meynung ihren Ursprung.

Durch Anregung von aussen gelangt die schon vorhandene Seele in sich erst zum Leben, zum Bewußtseyn. Die bloße leere Form des Lebens hätte keinen Werth, aus Mangel der Empfindung. Man könnte sagen, sie wäre das Leben selbst und hätte doch kein Leben. Damit Genuß des Lebens entstehn, muß es zu etwas angewendet, muß es gebraucht werden, einen Inhalt bekommen. Durch Anwendung, Inhalt und Gebrauch, wird das Leben erst lebendig; es entwickelt sich in ihm ein Daseyn; es entsteht eine Person.

Gehe nur gerade in dich ſelbſt zurück; entäuſſere dich in Gedanken für einen Augenblick aller deiner ſinnlichen Vorſtellungen, aller der Erfahrungen, Empfindungen, Urtheile und Neigungen, die auf jene Vorſtellungen ſich beziehen: — Was bleibt dir nach einer ſolchen Ausleerung von deinem Weſen übrig? Nichts als eine ganz unbeſtimmte Vorſtellung eines reinen Lebensprincips, ohne Eigenheit, ohne Individualität, ohne irgend ein Merkmal des Weſens, von dem du gegenwärtig die Empfindung haſt, daß es deine Perſon, daß es Erneſtine iſt.

Was dir alſo deine Vorſtellungen, Begriffe, Urtheile und Neigungen ſichert, das ſichert dir dein perſönliches, dein eigentliches Daſeyn; und was ſie in Gefahr bringt, bringt dein Daſeyn in Gefahr, rührt dich mit dem Tode an.

Perſönliches Bewußtſeyn iſt ein aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zuſammengeſetzter Begriff. Indem wir dieſen Begriff erzeugen, erzeugen wir uns ſelbſt; indem wir ihn feſthalten und fortſetzen, erhalten wir uns. Von einem nicht alſo bedingtem, nicht zeitlichem Leben; von einem Leben ohne Erinnerung, das iſt, ohne Beſinnung; von einem Leben ohne Dichten und Trachten, haben wir keine Vorſtellung. Auch das blos thieriſche Bewußtſeyn erfodert dieſe Verknüpfung, obgleich das Thier ſich damit nie bis zur Perſönlichkeit erheben kann, weil ihm die Gabe allgemeiner Vorſtellungen und ſie beſonders zu betrachten, weil ihm Vernunft, und mit ihr das Vermögen der Sprache mangelt.

So wie Vernunft bey dem ſinnlichen Weſen eintritt,

übermannt die sinnlichen Vorstellungen und Empfindungen — Gedanke; er verwandelt, er verschlingt sie. Triebe und Leidenschaften nahmen ihre Richtung nach Begriffen, mit denen über alles geurtheilt, nach denen alles bestimmt wird. Da aber Begriffe nur vermittelst der, mit ihnen verknüpften, Zeichen festgehalten, fortgeleitet, ausgebreitet werden können; so sind die Zeichen von Natur im Besitz eines gefährlichen Einflusses, der sich vermehrt, so wie sie selbst sich vermehren, und immer willkührlicher werden. Allmählich gewinnen sie die Oberhand; Worte gelten für Begriffe, es entsteht eine Fertigkeit zu denken ohne zu verstehen, und eben so zu wünschen und zu wollen; eine Fertigkeit der willkührlichsten Verknüpfungen im ganzen Gebiete des Denkens und Begehrens.

Eine Regierungskunst der Zeichen und Worte, würde die gröste und wichtigste der Künste seyn; denn alle Empfindungen, Urtheile, Meynungen und Leidenschaften der Menschen, ihr Haß und ihre Liebe hangen nothwendig an diesen Fäden, werden damit zusammen, auseinander, dann wieder anders zusammen gezogen auf eine unendlich mannigfaltige Weise. Wem ist es unbekannt, daß Menschen an Zeichen, an äusserlichen Gebräuchen, an einem Worte, wie an ihrem Leben hangen?

Jedes Zeichen aber bezieht sich nothwendig doch auf etwas bezeichnetes; jeder Gebrauch muß einen von ihm selbst verschiedenen Ursprung haben; jedes Wort irgend einen Sinn. Ein ganz leeres Wort ist ein Unding; nicht einmal ein ganz leerer Schall ist möglich. Offenbar alsp entspringt die Gewalt der Worte und Zeichen jedes-

mal, näher oder entfernter, aus einem Begriffe; ihre Kraft ist die Kraft des Begriffes. Der Begriff selbst hingegen kann seine Kraft unmittelbar nicht äussern; er muß sie einem Zeichen oder Worte anvertrauen. Ueberhaupt ist in dieser sinnlichen Welt keine Wirksamkeit der Geister ohne Körper möglich; jede Seele bedarf eines Leibes; und jeder Leib hat nothwendig eine gewisse Einrichtung und Gestalt, steht nothwendig mit andern Körpern in einem mannigfaltigen Zusammenhange.

Die Energie der Begriffe, haben wir bemerkt, ist die Energie der Seele selbst. Unser persönliches Bewußtseyn ist ein lebendiges Echo, unser Ich ein Wesen das sich selbst erzeugt und im Daseyn erhält durch Verknüpfung von Empfindungen und Vorstellungen. Diesen Faden zerschneiden, heißt unser Leben selbst zerschneiden. Wie also der individuelle Zusammenhang unserer Vorstellungen auch beschaffen seyn mag, so ist der ganze Nachdruck des menschlichen Instinkts für die Erhaltung und Erweiterung dieses Zusammenhanges: er macht unser gegenwärtiges Leben aus.

Minder oder mehr zufällig ist die Verknüpfung der Vorstellungen, Urtheile und Begriffe in allen Menschen, weswegen auch nie ein Mensch durchaus einerley Meynung mit einem andern Menschen werden kann. Die stärkste dieser Verknüpfungen ist diejenige, welche aus früher und langer Angewöhnung entstanden ist. Eine auf diese Weise eingepflanzte Denkungsart kann die ungereimteste von der Welt seyn, und darum nicht im geringsten weniger Nachdrucke und Festigkeit beweisen. Wahr oder falsch, der Nachdruck ist derselbe, wenn die Mey-

nung nur lebendig iſt; denn in unſerer Meynung, ſie ſey welche ſie wolle, erkennen wir uns allein, ſie allein macht uns unſer Daſeyn wahr und wirklich.

Da wir nun keine gröſſere Gewißheit haben als die Gewißheit unſeres Daſeyns, unſerer Identität und Perſonalität, ſo wägen wir mit dieſer Grundwahrheit alle andre Erkenntniß. Was uns wahr macht daß wir ſind, davon ſagen wir daß es iſt, empfinden es als offenbar gewiß; was uns unwahr machen würde daß wir ſind, das läugnen wir, das empfinden wir als ungereimt.

Wohl hat dieſer Gedanke etwas ſehr niederſchlagendes; daß durch eine blos angewöhnte, zufällige, faſt durchaus ſchon Gedankenlos gewordene Verknüpfung von Vorſtellungen, Urtheilen und Empfindungen, das Wahrheitsgefühl des Menſchen gleichſam von ſeiner Stelle gerückt, ſich ſelbſt untreu werden und falſches Zeugniß geben kann; der Gedanke, daß wir nie die Wahrheit ſelbſt, ſondern immer nur unſer Leben lieb haben; nie recht erfahren können, was nur Wahrheit iſt. — Sie iſt verborgen in unſerm Leben; Geheimes in noch Geheimerem. Doch ſchimmert hier ein Licht der Hoffnung. Es iſt ein Gedanke hoher Ahnung, daß nur Entwickelung des Lebens, Enwickelung der Wahrheit iſt; beyde, Wahrheit und Leben, Eins und Daſſelbe.

Jener gewiſſen Erfahrung indeſſen: daß Begriffe, Urtheile, Meynungen und Leidenſchaften zu denen wir, wie zu unſerer Mutterſprache, die unſeren Verſtand uns allmählig einflößte, gekommen ſind, durch bloße Autorität und Angewöhnung auf unſeren Beyfall mächtiger als die

bündigſten Schlüſſe, als die auffallendſten Beweiſe wirken, ſteht eine andre gleich gewiſſe Erfahrung zur Seite; die Erfahrung, daß eben dieſe Meynungen dennoch der Vernunft nicht unüberwindlich ſind.

Stärker und kräftiger iſt der implicite Glaube, der ſich ſeiner Gründe nicht bewußt iſt, immer, als der explicite, der kein Glaube im eigentlichen Verſtande iſt, und auch keine Stärke, die ihm für dieſe oder jene beſondre Sache eigen wäre, gar keine Kraft für ſich ſelbſt im Grunde hat. Der implicite Glaube aber, wenn er nur auf zufälligen und willkührlichen Verknüpfungen beruhte, verſchwindet, ſobald er ſich ſelbſt zu verſtehen anfängt; die Zergliederung vernichtet ihn. Derjenige implicite Glaube hingegen, dem keine blos zufällige und willkührliche, ſondern eine der Natur der Dinge gemäße Verknüpfung zum Grunde liegt, kann die Zergliederung aushalten, und nach derſelben ſeine eigenthümliche Kraft und Stärke wieder annehmen.

Ein vollkommener Irrthum, eine durchaus ſinnloſe Gewohnheit, eine ganz und gar ungereimte Meynung oder Maxime ſind unmögliche Dinge. Jeder Glaube, wie unſinnig, wie verkehrt er in der Folge auch erſcheinen mag, iſt bey ſeinem Urſprunge ein wahrer Glaube, eine richtige Erkenntniß, das iſt, ein nothwendiges Reſultat der Verhältniſſe geweſen, worinn jene Menſchen, bey denen er entſtand, ſich gegen Gott, Welt und Mitmenſchen befanden. Aber rückwärts die Spur wieder aufzufinden bis dahin, wo eine jetzt ungereimte Meynung, Gewohnheit oder Maxime wahr und vernünftig geweſen, möchte in den mehrſten Fällen beynah eben ſo unmöglich

ſeyn, als aus irgend einer Sprache die wir reden ihren erſten Anfang, und die Gründe ihrer Eigenheiten zu entwickeln, dennoch iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß jede künſtliche, minder oder mehr willkührliche Bezeichnung durch Worte, Schriftzüge und Gebärden, aus einer natürlichen und unwillkührlichen hat entſpringen müſſen. Man mußte ſich unmittelbar und von ſelbſt verſtehen, ſich gegenſeitig ſchon verſtanden haben, ehe man ſich untereinander auf irgend eine andre Weiſe zu verſtehen — lernen, lehren, übereinkommen konnte. Auch wird dieſe Zunge Gottes unter allen Sprachverwirrungen ſich erhalten, und in jeder Mundart ſich als das beweiſen, was das Wort zum Worte, zur mächtigſten der Energien macht.

Wie mit dem Worte, ſo mit der Wahrheit. Sie iſt der Odem Gottes, Gottes ausgeſandter Geiſt. Ganz und rein kann der Menſch die Wahrheit nicht empfangen; er ſieht ſie nur im Bilde, in einem Bilde das ihm gleich iſt. Wie die Gottheit ſelbſt, iſt die Wahrheit überall nirgend; Alles, und Nichts von allem. Laßt uns keine ihrer Erſcheinungen verachten! Aber auch keine ſo verehren, als wär ſie in eigener Geſtalt die Wahrheit, die hier ganz und Ein für allemal erſchienen wäre. Das kann ſie nicht, und aller Bilderdienſt womit man ſie zu ehren meynt, iſt ihr ein Gräuel.

Siehe da, liebe Erneſtine, die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths. Eine Form und Geſtalt müſſen alle Dinge haben, und einem Dinge alle Geſtalt nehmen, hieße ſo viel als es vernichten. Doch iſt es nicht die Geſtalt was die Sache hervorbringt, ſondern es iſt allemal die Sache, die irgend eine Geſtalt nur

annimmt. Freilich irgend Eine auch nothwendig annehmen muß, und zwar eine ihr angemeſſene, eine, worin ſie ſich darſtellen kann: dadurch wird die Geſtalt, Geſtalt der Sache, überhaupt Geſtalt. Alle die verſchiedenen Sprachen, welche Menſchen geredet haben und reden, Indiſche, Griechiſche, Lateiniſche, Galliſche, Deutſche, ſind ſo viele zufällige Formen und Geſtalten einer und derſelben Menſchenſprache. Jede dieſer beſondren Sprachen kann untergehen; Menſchenſprache wird nie untergehen.

Dieſe oder jene einzelne, beſondre, laß mich ſagen poſitive und formelle Menſchenſprache, kann geſchickter als die andre ſeyn, den Geiſt des Menſchen auſſer ihm darzuſtellen, ihm als Werkzeug zu dienen, ihn zu vertreten; aber keine kann zu der Vollkommenheit gelangen, daß ſie — nun in und durch ſich ſelbſt lebendig, an und für ſich ſelbſt verſtändlich — das todte und tödtende des Buchſtabens nicht mehr an ſich hätte. Dieſer iſt und bleibt, wie alles Körperliche, in ſich finſter und leblos. Schrift und Sprache, getrennt vom Leben der Menſchen, ſind nicht Schrift, nicht Sprache mehr, ſind nur formloſe Züge, ſinnloſe Laute.

Und wenn es ſich nun mit dem Worte, dieſer unmittelbarſten, nothwendigſten, geiſtigſten und innigſten der Formen und Einſetzungen ſo verhält; wie nicht eben ſo mit allen andern? wie nicht auch mit den Formen und Einſetzungen poſitiver Religionen und Geſetzgebungen?

Alle Formen haben Nothwendigkeit des Princips und Zufälligkeit der Ausbildung miteinander gemein, und ſie

unterſcheiden ſich in ihren Zufälligkeiten von einander, wie ſich die verſchiedenen Sprachen und Mundarten voneinander unterſcheiden. Stelle dir vor, du wüßteſt von keiner andern als deiner Mutterſprache, und nun brächte dir jemand eine ganz wörtliche Ueberſetzung, z. B. der Canzone: In quella parte, des Petrarca. Du würdeſt nicht wiſſen, was man dir zu leſen gäbe, nicht begreifen können, daß dies eine menſchliche Sprache ſey. Hie und da witterteſt du einigen Sinn: Aber ſo, würdeſt du ſagen, kann nur ein Tollhäusler ſich ausdrüken! — Wie anders, wenn du die Sprache verſtehen lernſt, mit ihrem Geiſte vertraut wirſt!

Es iſt mir noch ganz gegenwärtig, wie ich mich als Knabe über die Franzoſen, die ich ſah, ärgerte, daß ſie kein Deutſch verſtehen wollten. Daß ſie es nicht ausſprechen könnten ließ ich gelten. Aber nicht verſtehen? Mußten ſie nicht, wenn ſie pain ſagen wollten, zuvor denken: Brod? Hernach, als Jüngling, ſpottete ich des albernen Kindes, und hätte nicht ſpotten ſollen; denn mein Unverſtand war mit den Jahren nur anders, weitläufiger und gröſſer geworden. Jede Vorſtellungsart, die mir, wie meine Mutterſprache, geläufig worden war, hielt ich für die Wahrheit, die alle Menſchen fühlen, ſehen, greifen müßten; jede fremde mir ganz ungewohnte Vorſtellungsart, für den offenbarſten Unſinn. Ich war genau in dem Falle, den ich bey dir mit dem italiäniſchen Canzone angenommen habe. Was geradezu wider meinen Syntax anſtieß, kam aus dem Tollhaus. Endlich, langſam und allmählig lernte ich ein wenig überſetzen: Eine Meynung, Denkungsart, Gewohnheit in die Andre; immer weniger konnte das

Wörtliche mich irre machen, hier mich abſchrecken, dort mich verführen; immer leichter wurde mir es Sinn zu wittern, und aus den verſchiedenſten Redensarten den Verſtand, den ſie gemein hatten, heraus zu winden. So lerne ich noch immer, werde zu lernen haben bis an mein Lebensende; denn niemand, wie ernſt es ihm auch darum ſey, kann ſich von den Folgen jenes Schlangenbetrugs im Paradieſe ganz befreyen; es ſitzt die Doppelzüngige noch immer auf dem Baume der Erkenntniß, und täuſcht, minder oder mehr, mit förmlicher Wahrheit und wirklichem Irrthum alle Söhne Adams.

Liebe Erneſtine, ich muß noch einmal ſagen: Siehe da die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths! Höre mich, verſuche es: Von jenen fürchterlichen Geſtalten, vor denen du erſchrocken zurück bebſt; ergreiffe kühn die nächſte, halte ſie feſt, noch feſter, laß ſie nicht entfliehn: es iſt Proteus, der Wahrſager! Dränge ihn, er wird dir erſcheinen, die in ihm verborgene Weißheit dir enthüllen.

Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche ſie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieſer Um- und Ein-Bildungen für das weſentliche Wahre, und das weſentliche Gute ſelbſt zu halten; weder zu glauben, daß ſie gegenwärtig hier oder da leibhaftig vorhanden ſind, noch zu hoffen, daß ſie je auf dieſer Welt leibhaftig da ſeyn werden; je aufhören werden Geiſt zu ſeyn, um lauter Fleiſch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch Buchſtabe zu werden: Dieſe Weißheit und dieſen Verſtand — O, daß wir ein-

mal alle davon erfüllt seyn möchten! Aufmerksam auf den Geist jeder Zeit, würden wir dann ohne Erbitterung, die Zeiten nur mit jenem Geiste der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen trachten, der in die Zeiten verhüllt, unwiderstehlich, die Zeiten regiert.

Unwiderstehlich sie regiert!... Ich muß abbrechen, liebe Erneſtine, ganz abbrechen, ein Ende machen, denn ein zu weites Feld der Betrachtung eröffnet sich hier. Aengstlich habe ich schon jeden vorhergegangenen Absatz geschrieben, weil ich immer verkürzen, zusammen ziehen, nur weiter streben mußte, nicht sah wie ich durchkommen würde. Mehrmals habe ich die Feder weggeworfen, und ich weiß nicht durch welche Gewalt gezwungen, sie doch immer wieder ergriffen.

Dieſe Winke noch.

Kein Buch besteht aus lauter Varianten, und kein Buch kann weniger blos aus Varianten, blos aus Lesarten bestehen, als das Buch der Natur.

Aus unmittelbaren Eingebungen der Natur geht alles Dichten und Trachten der Menschen hervor. Sie gab ihnen lebendige Hände, und sie erfinden Maschienen, Werkzeuge, gleichsam todte Hände, die nun mehr als die lebendigen vermögen. Sie gab ihnen Triebe, und sie ersinnen Gesetze, die sich über die Triebe erheben, und Angewöhnungen, Fertigkeiten, künstliche Leidenschaften und Vorurtheile an die Stelle setzen. Entziehe der todten Hand die lebendige, und sie hört auf zu wirken.

Entziehe dem Geſetze, der Angewöhnung, dem Vorurtheile das Leben, das ſie von dem Triebe, der ſich ſo geſtaltet hatte, nahmen, und ſie werden Schatten und verſchwinden. Die lebendige Hand entzieht ſich der todten, die ſie nicht mehr braucht; der Trieb dem Geſetze, das ſeiner veränderten Richtung nicht mehr gemäß iſt. Selten plötzlich und auf einmal; denn die Macht der Gewohnheit iſt wie die Macht der Triebe, ſie iſt ihre todte Hand, und iſt ſtark wie der Tod. Aber keine übergebliebene ganz leere Gewohnheit kann ſich gegen aufkeimende neue Sitte lange erhalten; keine todte Anſtalt gegen lebendige Angriffe beſtehen.

Blicke umher, was ſiehſt du? Lauter Geſtalten, aus denen der Bildungstrieb, der ſie hervorbrachte, entwichen iſt. Sie bewegen ſich noch, aber ſie athmen nicht mehr. Anderswo iſt die Seele, die ehmals ſie belebte, und wirkt neue Geſtalten. Werden jene hohlen Masken der Entflohenen nachjagen, ſie einholen, ſie wieder erobern können? Sie vermiſſen ſie ja nicht einmal!

Mir fällt dieſen Augenblick ein, daß du der prachtvollen Krönung Kaiſers Leopolds zu Frankfurt beygewohnt haſt. Ich habe keine Krönung geſehen, aber in derſelben Stadt eine andre berühmte Feierlichkeit: die Einholung des Geleits zur Meſſe. Zu den Zeiten des Fauſtrechts hatten mehrere Städte und Fürſten ſich vereinigt, für die Sicherheit der Kaufleute, die nach Frankfurt auf die Meſſe ziehen wollten, zu ſorgen? Mit dieſer Anſtalt waren mancherley Gebräuche verknüpft, die man noch immer fortſetzt, ob man gleich von einem Theil derſelben nicht einmal mehr weiß, was ſie ehmals bedeu-

tet haben. Vormittags wird Gericht gehalten, und dies Gericht heißt das Pfeifergericht, weil ſich die Abgeordneten mehrerer Geleitgeber während Gericht gehalten wird am Rathsſaale melden, und mit klingendem Spiele herein ziehen. Jetzt halten die Pfeifer inne, damit Antrag und Antwort vernommen werde. Wenn die eine Geſandſchaft wieder mit klingendem Spiele abgezogen iſt, wird das Gericht fortgeſetzt, bis die Zweyte erſcheint; und ſo fort bis alle da geweſen ſind. Nachmittags wird das mit Prunk ankommende Geleit an der Gränze ſtattlich in Empfang genommen; die ganze Stadt iſt vor den Thoren: damit endigt dieſes Schauſpiel. Das einzige Reelle bey der Sache iſt ein Zoll, den die Geleitgeber während der Meſſe auf den Landſtraſſen erheben. Die bewaffnete Mannſchaft, die ſie ſenden, dient dazu, die Erhebung dieſes Gefälls zu ſichern.

Ich habe nur ein Gleichniß geben wollen, liebe Erneſtine. Die Frankfurter können ohne Bedenken das Spiel am Geleitstage alle Jahre einmal wiederholen. Wenn aber ihre ganze Verfaſſung nur ein ſolches Spiel wäre, das in einem fortgeſpielt, und durch das Fortſpielen immer ſinnloſer würde — Wie dann? Würde eine dumpfe Erinnerung an Bedürfniſſe und Zwecke, die nicht mehr ſind, die Oberhand behaupten können, über gegenwärtige Bedürfniſſe und Zwecke, die ſich unaufhörlich regen, weil ſie wirklich leben, und, da ihr Leben beſtändig zunimmt, wohl vordringen müſſen? Unmöglich!

Was unmöglich Nicht geſchehen kann, darüber ſollten wir uns, wenn es geſchieht, nicht wundern; das ſollten wir noch weniger, jetzt erſt, da es ſchon geſchehen,

die eigentliche Begebenheit ſchon da iſt, noch am Geſchehen hindern wollen. „Wenn ein großes Rad eine „Anhöhe hinunter läuft, ſagt Lears Narr, ſo halte es „nicht auf, oder es bricht dir den Hals, wenn du dich „dran hängſt; das Große aber, was bergan läuft, laß „dich hinter drein ziehen.“ Er ſagt auch: „Alle, die ihren Naſen folgen, werden von ihren Augen geleitet, die „Blinden ausgenommen.“

Unter dem Bergan laufenden großen Rade verſtehe ich die mit dem Laufe der Zeiten ſich bildende, eine Epoche der Menſchheit bezeichnende Meynung, welcher die Natur den Nachdruck giebt, und die ſie durchſetzt. Unter dem herabrollenden Rade die Meynung, die ſchon nicht mehr iſt, nicht mehr ſeyn kann, weil die Wahrheit, die in ihr war, von ihr gewichen iſt, und lauter Lüge ſie erhalten müßte.

Wenn Altes untergeht und Neues aufkommt, ſo entſteht eine andre Miſchung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Böſem. Die beſte Miſchung — wer kann ſie beſtimmen? Es wäre ungereimt es nur zu wollen. — Leider, eine ſehr blutig gewordene Schwärmerey unſeres Zeitalters! — Zuverläſſig aber iſt dies Eine: daß der Menſch überhaupt nur in dem, was er für wahr hält, leben, und mit dem, was ihm gerecht ſcheint, ſich vereinigen, Friede damit halten kann. Der Tod widerſteht ihm weniger als das auffallende Ungereimte. Jener droht ihm nur, wie etwas auſſer ihm, äuſſerliche Zerſtöhrung; Jenes will ihn in ihm ſelbſt, im Innerſten des Lebens tödten.

Dies mag jeder, der auf die Meynungen ſeiner Zeit-

genoſſen Einfluß haben will, wohl zu Herzen nehmen. Er lerne zuerſt dieſe Meynungen ganz verſtehen, welches ſehr ſchwer iſt. Hernach faſſe er den Muth, der Meynung, womit er ſich befaſſen will, wie gefährlich ſie ihm auch ſcheinen möge, in allem, was ſie gegründetes hat, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Wir müſſen denen, wobey wir uns, um ſie zurecht zu weiſen, Gehör verſchaffen wollen, vor allen Dingen erſt beweiſen, daß wir uns ganz in ſie hinein zu denken und zu fühlen wiſſen. Können wir dieſes nicht, oder vernachläſſigen wir es, ſo erregen wir nur Unwillen, erbittern, machen übel ärger. Sie hören uns aber gewiß und gewähren uns bald ihre ganze Aufmerkſamkeit, wenn wir ihnen darthun, daß wir ſie in ihren Meynungen und Anliegen, nicht allein vollkommen verſtehen, ſondern noch mehr als ſie ſelbſt dafür zu ſagen wiſſen. Sie werden alsdenn geneigt, ſich mit uns noch weiter eines Beſſeren zu beſinnen; und das iſt genug, ja alles Mögliche. Eine einmal erworbene klare Einſicht aufzugeben, darf und ſoll man keinem Menſchen zumuthen; wohl aber daß er ſich die Mühe nehme, ſeine Einſichten noch mehr zu erweitern, ſeine Begriffe vollſtändiger und überall zuſammenhangend zu machen.

Ich weiß nicht, liebe Erneſtine, ob ich den Lohn meiner Mühe erndten, und dich und Ehrenburgen zufriedener mit mir geſchrieben haben werde. Ich will Euch gern noch einmal Rede ſtehen, wenn ihr es verlangt. Ueber den Hauptgegenſtand Eurer Beſorgniſſe behalte ich noch vieles auf dem Herzen. Einige abgebrochene Gedanken mögen hier den Beſchluß machen.

Kein Menſch hat Gott je geſehen; weder Ihn ſelbſt, noch Seine Handlungen. Unſre Bekanntſchaft mit Ihm nennen wir Religion. Sie kann durch nichts äuſſerliches mit Wahrheit dargeſtellt werden. Dennoch kann ſie gelehrt werden: der beſſeren Seele, durch die Beſſere; nicht der Thieriſchen; nicht wie die mechaniſchen Künſte dem, der auch ohne allen Geiſt der Erfindung iſt, und nur Erwerb zur Abſicht hat; ſondern, wie die freye Kunſt, dem allein, der Genie hat — dem Geiſterſeher.

Lehre den Unbegeiſterten in Raphaels Gemälden, in Phidias Bildern die Bedeutung dieſer Kunſtwerke, ihre eigentliche Schönheit, ihren Urheber, ſeine Seele, den Geiſt des Schöpfers, ſeine Macht und ſeine Liebe entdecken und ergreiffen. Lehre ihn wie edle Seelen ſich finden, ſich unbedingt vertrauen ..... Wer das Genie der Liebe und der Tugend hat, der glaubt nothwendig an Gott, an Vorſehung, an Unſterblichkeit. Der Saame dieſer Begeiſterung iſt in allen Herzen. Wo er unter Menſchen nicht mehr aufgienge, ganz erſtürbe, würde alles wüſt werden, lauter Tod ſeyn. Das kann nie geſchehen. Lebe wohl.

Die Fortſetzung folgt.

II

Ugolino und Ruggieri.

Fortsetzung von Dante's Hölle.

Mit Recht hat man oft bemerkt, daß der Eindruck einer poetisch dargestellten Handlung von ihrer historischen Wahrheit ganz unabhängig ist: nur was in die Geschichte hineingelegt, nicht was ihr abgeborgt ist, kann für künstlerisches Verdienst gelten. Die Art des Unterrichts, die man von einem Gedichte nicht verlangt, will man auch zu seinem Genusse nicht bedürfen. Macht also die erzählte oder dramatisirte Begebenheit ein Ganzes, ein für sich bestehendes Werk aus, so muß sie dem Wesentlichen nach aus sich selbst erklärbar seyn, und es wäre innre Unvollständigkeit, wenn sie erst vermittelst einer historischen Einleitung Theilnahme erregen könnte. Wird sie hingegen nur episodisch erwähnt, wie hier das tragische Ende Ugolino's, so ist der Dichter berechtigt, zu übergehen, was er als allgemein bekannt bey seinen Zeit- und Landgenossen voraussetzen kann; eben durch dieses Mittel erreicht er die nachdrücklichste Kürze, indem auch das wirket, was er nicht sagt. Er verdient keinen Tadel, wenn hieraus in der Folge der Zeiten Dunkelheit und scheinbare Lücken entstehen: denn wiewohl er seine Werke für die Unsterblichkeit und für sein ganzes Geschlecht bestimmt, so wendet er sich doch unmittelbar an einen enger um ihn her gezogenen Kreis von Lesern. Warum sollte er sich nicht in Allem, was zufällig ist, nach diesem be-

quemen? Warum nicht Gegenstände, die ihnen im wirklichen Leben nahe liegen, für die Darstellung herbeyziehen? Warum ein Lokal- und Nationalintereſſe verwerfen, wenn es ein allgemein menſchliches in ſich ſchließt? Er darf von zukünftigen oder entfernten Leſern fodern, daß ſie ſich, ſo viel möglich, in jenes zu verſetzen, und ſich die Kenntniſſe und Ideen des ihm bekannten Publikums geläufig zu machen ſuchen, grade wie der Mahler dem Betrachter ſeines Werks einen gewiſſen Stand vorſchreibt. Einem Gemählde, welches nicht auf einen einzigen genau beſtimmten Geſichtspunkt berechnet wurde, muß es für alle möglichen Lagen des Auges an Täuſchung fehlen; und ein Gedicht, welches ſeinem Zeitalter und Vaterlande nicht gleichſam zugeeignet iſt, wird allen Jahrhunderten und Nationen fremd bleiben.

Dante's Muſe iſt weit entfernt, der Geſchichte dienſtbar nachzuſchleichen: ſie macht es ſich gern zum Geſchäft, zu offenbaren, was jene verſchweigt; und dann und wann wirft ſie durch ihre abgerißnen Sprüche auf die dunkelſten Stellen derſelben ein furchtbares Licht. Ugolino's Erzählung hebt da erſt an, wo die Geſchichte endigt: den Umfang ſeiner Leiden in dem Kerker, aus welchem er nie wieder unter die Lebenden kam, hat noch kein Geſchichtſchreiber ermeſſen. Auch wird ſie nie aufhören allgemein verſtändlich zu ſeyn, ſo lange es Menſchenherzen giebt. Allein um jenen Eindruck wieder herzuſtellen, den Dante's Anmahnung zur Theilnahme, wie die eines öffentlichen Sprechers der Gerechtigkeit und Wahrheit, früher als ein Menſchenalter * nach der, ſelbſt in einer

* Ugolino's Tod fällt in das Jahr 1289, alſo nur eilf Jahre

Periode wüſter Greuel unerhörten, Begebenheit auf ſeine Zeitgenoſſen machen mußte, iſt es nöthig, dieſe hiſtoriſch im Zuſammenhange der Zeiten zu betrachten, und den unglücklichen Mann, den ſie betraf, ſeine politiſchen Verhältniſſe, ſeine Thaten, ſeinen Charakter näher zu kennen.

Schwierig allerdings, aber nicht unmöglich iſt es, zwiſchen den Widerſprüchen der Zeugniſſe über den letzten einen ſichern Weg auszufinden, wenn man nur auf die leidenſchaftlichen Einflüſſe achtet, wodurch ſie erzeugt wurden, und die Thatſachen von den darein verwebten Auslegungen ſcheidet. Jene beſtehen, wie mannichfaltig auch dieſe abweichen mögen. Die Florentiniſchen und Genueſiſchen Geſchichtſchreiber verrathen hier unſtreitig Partheylichkeit gegen Piſa, die Nebenbuhlerin oder Feindin ihrer Vaterſtädte: Doch umſonſt wenden die Piſaniſchen alles an, um zu zeigen, die am Ugolino und ſeiner Familie verübte Grauſamkeit, beiſpiellos wie ſie war, ſey nur gerechte Vergeltung geweſen. Einer von ihnen übergeht die wichtige Ausſage Dante's mit Stillſchweigen, wiewohl er an andern Stellen ſeine hiſtoriſche Glaubwürdigkeit anerkennt. * Mit der Heftigkeit eines Sachwalters, nicht mit der ruhigen Stimmung des Forſchers beſtreitet ſie ein Andrer. ** Ugolino war wohl eben ſo

vor die Epoche der göttlichen Komödie. Freylich erſchien ſie viel ſpäter.

* Paolo Tronci Memorie istoriche della città di Piſa, in den Jahren 1283—1289, verglichen mit dem Jahre 1300.

** Flaminio del Borgo diſſertazioni ſopra l'iſtoria Piſana. Dieſe Unterſuchung, in welche der ſcharfſinnige Geſchichtforſcher

wenig ein unmenſchlicher Tyrann als ein tadelloſer Märtirer ſeiner Vaterlandsliebe. Herrſchbegierde und Härte

einen großen Theil von Dante's Leben hineingezogen hat, nimmt den ganzen erſten Band ein. Um zu zeigen, daß er bey ſeinem Reichthum an nützlichen Aufklärungen dennoch in der Hauptſache Unrecht hat, würde faſt ein eben ſo weitläuftiges Werk nöthig ſeyn. Ich kann hier nur einige der wichtigſten Gründe, wodurch er Dante's hiſtoriſches Anſehen herabzuwürdigen ſucht, mit einem kurzen Winke begleiten. 1. Der menſchenfeindliche Charakter des Dichters und ſein Hang zur Satyre. Hat dieſer ihn je zu verläumderiſchen Erdichtungen verleitet? Er ſagt viele bittre Wahrheiten, aber Wahrheiten. Haß der Boßheit iſt Menſchenliebe. 2. Seine Privatfeindſchaft gegen die Piſaner, welche daraus entſprungen ſeyn ſoll, daß Dante nach ſeiner Verbannung ſich vergeblich bemüht, ſie für die Parthey der Weißen zu gewinnen. Dieß iſt nach des Verfaſſers Eingeſtändniß bloß Piſaniſche Sage. 3. Die Länge des zwiſchen jener Begebenheit und ihrer poetiſchen Aufzeichnung verfloßnen Zeitraumes, indem die göttliche Komödie im Jahr 1318 noch nicht vollendet geweſen ſeyn ſoll. Ein unbedeutender Umſtand. Dante erfuhr die denkwürdige Geſchichte gewiß nicht erſt damahls, als er ſie beſang: ſie fällt in ſein vier und zwanzigſtes Lebensjahr; und wie hätten ſo tiefe und einzige Eindrücke je wieder in ihm verlöſchen können? Auch mußte er immer noch die Widerlegung der Zeitgenoſſen von gleichem Alter mit ihm ſcheuen, wenn er die Wahrheit verletzte. In den Ritratti d'uomini illuſtri di Toscana, T. III. im Leben Ugolino's,

entſtellen nur zu oft die Anlage des Gemüths zu groſſen Thaten, können aber ihren Werth nicht aufheben; und in Zeiten wilder, raſtloſer Verwirrung iſt die Sittlichkeit eines öffentlichen Lebens faſt immer zweydeutig. *

Graf Ugolino ſtammte aus dem alten und mächtigen Geſchlecht della Gherardesca, welches gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts der Republik Piſa ihren erſten Podeſta gegeben hatte. ** Die Erwartungen von ihm, wozu dieß ſeine Mitbürger, die Anſprüche, wozu es ihn berechtigte, wurden zum erſten Mahle in einem Kriege gegen Genua (1256.) befriedigt. Der Ausgang war glücklich: Cagliari, zuvor ein Piſaniſches Lehen, wie die drey übrigen Diſtrikte Sardiniens, wurde wieder erobert; und da der Staat die dabey geleiſteten

wird gegen den Ritter del Borgo unſres Dichters Zeugniß als das merkwürdigſte und ächteſte in dieſer Sache behauptet.

* Ein Bildniß aus Cimabur's Zeitalter kann ſchwerlich eine ſchmeichelhafte Aehnlichkeit darbieten: Doch nehmen Ugolino's Geſichtszüge nach dem Kupferſtiche in den Ritr. d'uom. ill. di Tosc. nicht gegen ihn ein. Sie verrathen nichts unedles noch gemeines: nur wird ihr männlicher Ausdruck von Stolz und düſterm Ernſte wie überwölkt.

** Tronci Memoire istor. di Piſa, unter dem Jahre 1190. Auf dieſen Annaliſten verweiſe ich auch im Folgenden, ſo oft von der einheimiſchen Geſchichte Piſa's die Rede iſt. Wo ſie in die Florentiniſche und Genueſiſche eingreift, habe ich hauptſächlich Giovanni Villani und Uberto Folketa gebraucht.

Dienſte mit dem Gegenſtande des Streites belohnte, empfingen die Brüder Gherardo und Ugolino ein Drittheil jenes Landſtriches. Es beweiſt einen ſchnellen Gang des Glückes oder der Thätigkeit, daß der letzte ſchon neun Jahre nachher, als zu mächtiger Bürger eines Freyſtaats, und als Partheyhaupt der Guelfen vom Volke verbannt wurde. Gibellinismus war von Alters her einheimiſch zu Piſa; Demokratie war erſt um die Mitte des Jahrhunderts aufgekommen: und, was zu verwundern iſt, die neue Verfaſſung hatte den Eifer für eine Parthey, die ſich eigentlich mit ihrem Geiſte nicht vertrug, durchaus nicht geſchwächt. Die übrigen um dieſe Zeit Guelfiſchen Städte Toscana's, hauptſächlich Florenz, nahmen die Verwieſenen, den Grafen mit ſeinem Anhange, auf, und unterſtützten ſie zur Fehde gegen ihre Vaterſtadt, einer damals gewöhnlichen That. Nach dem unbedeutenden Erfolge des erſten Feldzuges entſchied der zweyte: die Piſaner, ſicher, wie ſie glaubten, hinter einer Verſchanzungslinie, die ſich weit an ihren Gränzen hinzog, flohen vor dem eindringenden Feinde, und nur unter der Bedingung, Ugolino und ſeine Parthey wieder in ihre Rechte und Güter einzuſetzen, wurde ihnen der Friede gewährt. Wenige Jahre nachher brach ein neuer Krieg zwiſchen Piſa und Genua aus: wenn anders das Verhältniß dieſer beyden See- und Handelsmächte je einen ächten Frieden zuließ. Durch den Beſitz Sardiniens und der umherliegenden Inſeln, durch Handelsverträge mit Afrikaniſchen und Aſiatiſchen Fürſten blühte Piſa; durch beydes ſtand es den Genueſern im Wege. Die Nachbarſchaft an derſelben Küſte, gleichſam der beſtändige Anblick des feindlichen Wohlſtandes, ſetzte den Stoff zum Neide und zur Eiferſucht, der ſo reichlich vorhanden war, in noch hän-

figere Gährung. Doch nicht bloß im Ligurischen Meerbusen, überall im mittelländischen, bis in das schwarze Meer stellten ihre flüchtigen Galeren einander nach. So konnte sich ein unerheblicher Zwist bald zum ernstlichen Kriege, dann zum letzten entscheidenden Kampfe entzünden, wozu der lange genährte Nationalhaß ungewöhnliche Kräfte aufbot oder verlieh. Pisa, mit sich selbst einig, so oft es gegen Genua und für seinen Handel stritt, rüstete hundert Galeren, und übergab sie der Führung Ugolino's, dem noch ein Admiral, und der Podesta Morosini, ein Venezianer, ich finde nicht bestimmt angegeben, ob zu- oder untergeordnet wurden. Von einer Unternehmung auf den Hafen von Genua, welches damahls durch die Abwesenheit seiner Flotte wehrlos war, mehr einer höhnenden Ausfoderung als einem wirksamen Angriffe, kehrten die Pisaner noch trotziger zurück; und als sie zum zweyten Mahle ausfuhren, geschah es nicht wie zu einer Schlacht, sondern wie zu einem Triumph. Da eine warnende Vorbedeutung die Einsegnung der Flotte durch den Erzbischof Ruggieri unterbrach, trieben einige der rohen Seefahrer den Uebermuth bis zur Lästerung: möchte Gott ihnen zuwider seyn, wenn sie nur Wind und Wellen für sich hätten. Uberto Doria, aus einem Geschlechte von Seehelden, kam ihnen mit hundert und dreyßig Genuesischen Galeren entgegen. Das Loos des blutigen Tages fiel gegen Pisa, und die kleine Insel Meloria, zuvor ein unberühmter Nahme, wurde denkwürdig als der Fels, an welchem Pisa's Größe scheiterte. Der Verlust des Schiffes mit dem Hauptbanner erzeugte Verwirrung und Flucht; fünftausend Pisaner fielen durch das Schwert, oder versanken mit ihren Galeren; und die Sieger brachten acht und zwanzig genommene Schiffe

und neuntausend Gefangne mit sich zurück, so daß nachher ein Sprichwort entstand: um Pisa zu sehen, müsse man nach Genua reisen. Ugolino rettete sich mit drey Galeren, und war der erste Ueberbringer der Unglücksbotschaft, die von den Seinigen mit unbeschreiblicher Bestürzung angehört wurde. Rühmlicher und glücklicher für ihn wäre es zwar gewesen, die Pisanische Seemacht nicht zu überleben; allein der blinde sinnlose Ungestüm einer allgemeinen Flucht macht Feige und Tapfre einander gleich. Sein Leben konnte dem Staate noch dienen: das Opfer desselben hätte vermuthlich nichts gefruchtet. Wäre es nicht bloß Privatmeynung späterer Schriftsteller, * hätte ihn wirklich die öffentliche Stimme gleich damals beschuldigt, er habe durch seine voreilige Flucht die Niederlage verrätherisch verursacht, und die beste Blüthe seiner Mitbürger hingeopfert, um den Ueberrest desto sicherer zu unterjochen; so wären seine Verfolger nachher nicht genöthigt gewesen, sich auf weit geringere Verbrechen zu berufen. Aber das unvorsichtige Selbstvertrauen der Pisaner, die Uebermacht der Genueser, die Erfahrenheit ihres Anführers macht den Ausgang des Treffens ohne jene Behauptung sehr begreiflich; sie ist unwahrscheinlich, weil Ugolino, der schon in hohem Ansehen stand, durch ein für seine Ruhmbegierde so schmähliches Mittel alles aufs Spiel gesetzt hätte; und der Eifer für die Ehrenrettung Pisa's, der sich bey ihrem Vortrage verräth, setzt sie fast zur willkührlichen Vermuthung herab. **

* S. Tronei Memor. unter dem Jahre 1284.

** Einem gleichzeitigen Chronisten von Lucca, Fra Tolommeo, zufolge hat der Graf die Verbündeten gegen Pisa,

Der Graf verſammelte den groſſen Rath, und beſchwor die niedergeſchlagenen Gemüther, ſich männlich zu faſſen: jetzt ſey der Augenblick gekommen, Entſchloſſenheit darzuthun; kein Zuſtand ſey rettungslos, als der des unthätigen Verzagens. Das Vaterland warf ſich ihm in die Arme: er wurde zum Podeſta erwählt. * Unterdeſſen ruhten die Genueſer nicht im Genuß des Sieges. Sie ſchloſſen ein Bündniß mit Lucca und Florenz, wobey es nichts geringeres galt, als den gänzlichen Untergang ihrer Erbfeindin. Dieſe beiden Städte fielen auch unverzüglich in das Piſaniſche Gebiet, und eroberten verſchiedne Burgen. Die weitere Ausführung ihrer Anſchläge blieb dem nächſten Feldzuge und förmlicheren Zurüſtungen vorbehalten, hätte Ugolino ſie nicht verhütet. Es iſt leicht zu begreifen, wie ungern er gegen eine Guelfiſch geſinnte Stadt, ſeine ehemalige Zuflucht, Krieg führen mußte. Auch drang er im Rathe nachdrücklich darauf, man ſolle ſich um den Frieden mit Florenz bemühen; und wenn er hiebey den Zweck hatte, die Guelfiſche Parthey in Piſa zur herrſchenden zu erheben, ſo wußte er ihn wenigſtens in ſcheinbare Gründe zu kleiden, oder vielmehr, der Vortheil des Staates traf hier wirklich mit ſeinem eignen zuſammen. Die Piſaner, ſtellte er vor, müſſen mit ihren Nachbarn auf dem feſten Lande Freundſchaft halten, um die Herrſchaft zur See, den Beſitz der Inſeln und fremden

die ihn zur Theilnahme an ihren Entwürfen einluden, abgewieſen. S. Ritr. d'uom. ill. di Tosc. im Leben Ugolino's. Iſt dieß gegründet, ſo wird die obige Beſchuldigung vollends unglaublich.

* Es ſcheint alſo daß der Podeſta Moroſini bey Meloria geblieben oder gefangen genommen war.

Niederlaſſungen, worauf ihre Größe beruhe, ungeſtört behaupten zu können. Die Gefahr ſey dringend, wenn es nicht etwa gelänge, den Bund durch einen beſondern Friedensſchluß zu löſen; und Florenz, deſſen Feindſchaft, nur zufällig durch Partheygeiſt aufgereckt, nicht aus einem unabänderlichen Verhältniſſe entſpringe, werde am leichteſten auszuſöhnen ſeyn. * Der Graf, deſſen dortige Privatverbindungen hiebey ſehr nützlich ſeyn konnten, wurde zur Führung des Geſchäftes bevollmächtigt, und, vermittelſt des Ueberganges ſeiner Vaterſtadt zur Guelfiſchen Parthey, und der Abtretung jener ſchon eingebüßten Burgen, brachte er es zu Stande. In der That, Piſa befand ſich ſo ſehr im Nachtheile, daß der öffentliche Preis, wofür es den Frieden erkaufte, nur durch Schleichhandel auf dieſe Bedingungen herabgeſetzt werden konnte. Es bedurfte des Goldes, welches, in Weinkrügen verſteckt, Ugolino den Häuptern der Florentiniſchen Regierung zuſandte, um durch ſie das Volk zum treuloſen Bruche eines vortheilhaften Bundes zu verleiten, worüber Genua und Lucca in eben ſo gerechte als bittre Vorwürfe ausbrachen. Daß der Erzbiſchoff nachher eine in der größten Bedrängniß ausgemittelte Hülfe dem Grafen als Hochverrath auslegte, geſchah wohl nur aus Unvermögen, einen gültigeren Vorwand zu erſinnen. Jene Gränzörter haben mehrern Florentiniſchen Geſchichtſchreibern nicht einmahl der Erwähnung werth geſchienen; ** und wären ſie auch weit beträchtlicher geweſen, die See, das eigentliche Ge-

* Siehe Leonardo Bruni im dritten Buche ſeiner Florentiniſchen Geſchichte.

** Man findet ſie weder bey Villani, noch beym Aretin, noch bey Ammirato.

biet der Piſaner, konnte ſie leicht für jede Einbuße auf dem feſten Lande entſchädigen. Noch müiger kann es ein Verbrechen ſcheinen, daß Ugolino den Staat, dem er vorſtand, zu ſeiner Parthey herüberzog. Um dazu die Gelegenheit zu verſäumen, hätte er die Sittenlehre und Denkart eines Zeitalters verläugnen müſſen, dem Partheyſucht für Patriotismus oder höher als Patriotismus galt. Ohne alle Erſchütterungen konnte zwar dieſer plötzliche Wechſel des Regierungsſyſtemes nicht erfolgen: aber wenn Ugolino damahls den Häuptern der Piſaniſchen Gebellinen erwiederte, was er ehedem von ihnen erlitten; wenn ſein Machtſpruch, nicht etwa ihr eigner Verdruß, ſie aus ihrer Vaterſtadt vertrieb, ſo können doch dieſe Verbannungen weder zahlreich noch von langer Dauer geweſen ſeyn: denn bey der Verſchwörung gegen ihn, nur drey Jahre ſpäter, finden wir die mächtigſten Gibelliniſchen Familien offenbar innerhalb der Stadt.

Indeſſen wurde, was der Tag bey Meloria an Muth und Macht übrig gelaſſen hatte, anhaltend auf den Krieg mit Genua verwandt. Unterhandlungen waren gleich im folgenden Jahre verſucht, aber abgebrochen worden. Selbſt den gefangnen Piſanern konnte die Sehnſucht nach der Heimath keine Einwilligung in die harten Bedingungen abdringen, die Genua vorſchrieb: ſie entſchloſſen ſich aus Liebe zum Vaterlande, es noch länger zu entbehren. Als zwey Jahre darauf die Genueſer ſich günſtiger für den Frieden erklärten, hintertrieb ihr Ugolino, indem er Piſaniſche Freybeuter zu neuen Feindſeligkeiten anſtiftete. Man behauptet, er habe, weit entfernt ſich über die Entvölkerung Piſa's und die Verwaiſung ſo vieler Familien zu bekümmern, befürchtet, die Rückkehr ſeiner ge-

fangnen Mitburger möchte ſeiner Macht gefährlich werden. Dieß würde zugleich beweiſen, daß er ſich ihres Misbrauchs bewußt war, und von der öffentlichen Stimme das übelſte zu erwarten hatte, ſobald die Herſtellung auswärtiger Ruhe und häuslichen Wohlſtandes ſie laut werden ließ. Der Schein iſt allerdings gegen ihn: und wir ſind zu ſehr entfernt, zu wenig unterrichtet, um die Güte der politiſchen Gründe, die ihn vielleicht rechtfertigen, genau zu wägen. So erſchöpft war Piſa doch wohl nicht, daß die Hoffnung, ſich durch muthiges Ausdauern zu einem vortheilhafteren Frieden hinzukämpfen, verwegen geweſen wäre. Krieg war immer noch beſſer als Abhängigkeit oder gänzliches Zurücktreten in Allem, worin Piſa mit Genua wetteifern konnte; der Vertrag der lange nach Ugolino's Tode (1299.) einen hartnäckigen, auch für die Sieger ermüdenden, Krieg beſchloß, ſcheint nur jenes Verhältniß beſiegelt zu haben. Ein friedliches Gleichgewicht konnte nicht zwiſchen zwey Republiken beſtehen, deren gegenſeitige Feindſchaft Staatsmaxime war, weil jede in der Erniedrigung der andern ihre Größe zu finden glaubte. Nichts iſt überhaupt unverſöhnlicher als kaufmänniſche Eiferſucht. Ein Handelſtaat kann in einer entlegenen Zone empfindlicher verletzt werden, als innerhalb ſeiner Gränzen: ſelbſt der Ozean iſt ihm zu eng, ſo lange er noch die Schiffe des Nebenbuhlers trägt.

Nach Verlauf des erſten Jahres ſeiner Verwaltung wurde Ugolino noch auf zehn Jahre zum Podeſta erwählt. Dieſe Würde iſt unter den politiſchen Eigenthümlichkeiten des Mittelalters eine der merkwürdigſten; * doch ſcheint

* Mit gedankenreicher Kürze beſtimmt Gibbon das Weſen

ſie mehr eine Geburt des erfinderiſchen Bedürfniſſes geweſen zu ſeyn, als der vorſichtigen Staatskunde: gefährlicher für die Freyheit, als wirkſam gegen innre Zwietracht und Anarchie, die unheilbaren und zuletzt tödtlichen Krankheiten der meiſten damahligen Freyſtaaten Italiens. Schon der Nahme des Amtes deutet auf dictatoriſche Gewalt: aber nur auf Ein Jahr und nur einem Fremden, der ſeine Familienverbindungen daheim ließ, und wenig Verſuchung hatte, partheyiſch zu ſeyn, wurde das Recht anvertraut, zugleich als Heerführer und als Richter die öffentliche Sicherheit zu ſchützen, und ihre Störer zu bändigen oder zu beſtrafen. Durch die Wahl eines mächtigen Mitbürgers, durch ſeine Beſtätigung auf einen ſo langen Zeitraum hatten die Piſaner ſelbſt ſich Feſſeln angelegt: und wenn auch hiebey ihre wahren Wünſche durch den Guelfiſchen und Florentiniſchen Einfluß überſtimmt wurden, ſo gelangte der Graf doch ohne Gewaltthat, dem Aeußern nach rechtmäßig, zu einer faſt unumſchränkten Gewalt. Er wußte ſich unter den wühlenden Bewegungen oder dem offenbaren Gegenſtoß der Factionen, unerſchüttert darinn zu behaupten; und ein Nebenbuhler, der aus dem Schooße ſeiner Familie und ſeiner Parthey gegen ihn aufſtand, ſein Neffe Nino Visconti, * wagte umſonſt ihn zu ſtürzen.

derſelben. History of the decline etc. Chapt. 69. Vol. XII. p. 89. (Ed. of Basil.)

* Er war Giudice von Gallura in Sardinien. Aus einer Stelle des Purgatorio, VIII, 53. erhellet, daß Dante ihn perſönlich, und zwar genau gekannt. Giudice Nin gentil nennt er ihn.

Ugolino genoß alſo in ſtolzer Sicherheit ſeines Glückes. Ihn ſchmückte, auſſer dem Glanze des Reichthums und der Herrſchaft, ſein Geſchlecht, in Söhnen, Töchtern und Enkeln um ihn her verbreitet; und Vermählungen mit den angeſehenſten Häuſern vermehrten noch die blühende Fülle deſſelben. An dem prächtigen Hochzeitfeſte einer Tochter unterhielt er ſich mit Marco Lombardo, einem wegen ſeiner Weisheit berühmten Manne, * über die ſeltne und auserleſene Glückſeligkeit, die ſein Alter kröne. Er mahlte ſie mit erhöhten Farben, wies ihn gleichſam auf ihren glänzenden Anblick hin, und fragte ihn endlich: was ihm davon dünke? „Herr, ihr ſeyd ſo „beglückt," erwiederte Meiſter Marco, daß euch allein die Gnade Gottes fehlt. Bildlicher und ſchöner vielleicht, aber nicht mit mehr Wahrheit oder Nachdruck hätte ein Griechiſcher Weiſe geſagt: ehre die Nemeſis! Im Taumel der Hoheit, der jene Warnung veranlaßt hatte, ging ihr tiefer Sinn verloren: der verblendete Ugolino ſah die Wolken nicht, die dunkel über ihm aufzogen, und eilte ſelbſt ſeinem Falle entgegen. Er hätte vielleicht durch Theilung ſeiner Herrſchaft die Entwürfe eines unternehmenden Gegners entwaffnet, der nach ihm der mächtigſte Guelfe war. Statt deſſen war er mit dem Erzbiſchof Ruggieri Ubaldini, dem Haupte der Gibellinen, in einen Bund getreten, um Nino Viſconti aus der Stadt zu verjagen, wodurch ſeine eigne Parthey geſchwächt und zerriſſen ward. Während er allzu ſicher auf dieſe neue und trügeriſche Freundſchaft baute, wandten grauſame

* Man ſehe über ſeinen Charakter Landini's Kommentar zum ſechszehnten Geſange des Purgatorio, wo ihn Dante auftreten und mit Weisheit und Weltkenntniß reden läßt.

Thaten des Uebermuthes die Gemüther von ihm ab. Er ſoll den Grafen Anſelmo von Capraja, deſſen Popularität ſein einziges Verbrechen war, heimlich haben umbringen laſſen. Zornig über die Vorwürfe, welche ihm wegen ſeiner Verwaltung von zwey jungen Männern gemacht wurden; um ſo zorniger vielleicht, je gerechter ſie waren, verwundete er den einen von ihnen, erſchlug den andern: ſeine Wuth achtete es nicht, daß jener ſein eigner Neffe, dieſer ein Neffe des Erzbiſchofs war. Ruggieri ſtand lange ſtumm, als ihm die Leiche gebracht wurde; ſagte zuletzt mit angenommener oder wirklicher Gleichgültigkeit: er könne ſich nimmermehr überreden, daß dieß ſein Neffe, und die Ermordung deſſelben Ugolino's That ſey; und überließ ſich öffentlich an eben dem Tage der lauteſten Fröhlichkeit. Schwerlich hätte auch der geübteſte Meiſter in der Verſtellungskunſt vermocht, im Augenblicke einer tödtlichen Beleidigung ſich ſo gefaßt zu zeigen, wenn ſie nicht etwa geheime feindſelige Anſchläge, wodurch er ihr längſt zuvorkam, zur Reife bringen half. Es iſt alſo nicht unwahrſcheinlich, daß der junge Ubaldini mit Vorwiſſen ſeines Oheims dem Beherrſcher Piſa's Trotz geboten hatte. Wie dem auch ſey, der Erzbiſchof konnte nun um ſo leichter ſeinem eigennützigen Verrath edlere Triebfedern unterlegen, und die Gibelliniſchen Häuſer, welche, wie er ſelbſt, Freundſchaft für den Grafen nur heuchelten, die Lanfranchi, Qualandi, Sigismondi, in eine Verſchwörung gegen ihn ziehen. Wiederhohltes und vergebliches Andringen im Rath auf den Frieden mit Genua, deſſen vorzüglichſtes Hinderniß Ugolino ſchien, wurde zur Veranlaſſung gebraucht, die Menge gegen ihn aufzuwiegeln. Alles war vorbereitet; die Glocken läuteten Sturm; ein furchtbares

Geschrey: Tod dem Tyrannen! schallte durch die Straßen. Dennoch bot sich der Podesta entschlossen einem ungleichen Kampfe dar, und zog sich erst am Abend eines blutigen Tages in seine Burg zurück, welche im Umkreise der Stadt lag. Zu spät durch das nahende Ungewitter aufgeschreckt, hatte er im Stillen zu seinen auswärtigen Freunden um Hülfe gesandt; allein der schlaue oder glückliche Anführer der Verschwornen war ihm zuvorgekommen. Als die Mittel der Gegenwehr erschöpft waren, und noch kein Ersatz erschien, mußte Ugolino sein Schloß dem eindringenden Feinde und den Flammen Preis geben. Er suchte sich nach Lucca zu retten, * wurde aber nebst zwey Söhnen, Uguccione und Brigata, und zwey Enkeln, Anselmuccio und Gaddo ** unterwegs eingehohlt, und in den sogenannten Thurm der sieben Straßen geworfen. Die eroberte Burg wurde geschleift, und ewiger Verwüstung gewidmet. Man verfolgte mit Wuth seine noch nicht entflohenen Freunde und Anhänger; die, welche sich versteckt hatten, mußten auf den drohenden Befehl des Erzbischofs ausgeliefert werden. Eine treue weibliche That fodert mitten unter diesen Auftritten des Schreckens unsre Rührung: die That einer Amme, welche ihren Säugling, des Grafen Enkel, in

* Dieser von den meisten übergangne Umstand erhellt aus Dante's Erzählung Inf. XXXIII, 29. 30. Man vergleiche Borgo Dissertaz. Vol. I. p. 79. u. f.

** Andre nennen Gaddo unter den Söhnen, und Brigata unter den Enkeln des Grafen. Borgo's Angabe Vol. I. p. 133. scheint mehr mit Dante übereinzustimmen, welcher Gaddo als den jüngsten und zartesten zuerst erliegen läßt. Inf. XXXIII, 68.

einen Korb voll Leinwand verbarg, und mit Lebensgefahr aus der Stadt trug. Neun Monate lang wurde jenen unglücklichen Gefangnen das Leben gefristet. Zwar brauchte Ruggieri wahrscheinlich nicht so lange Zeit, um die unmenschlichste Rache zu ersinnen; sein Geiz verzögerte sie: er erpreßte von Ugolino's Freunden grosse Geldsummen für seine gehoffte Freylassung. Endlich (im März 1289) ward das Loos der Verurtheilten unwiderruflich entschieden; die Thür ihres Kerkers schloß sich für immer; die Schlüssel wurden in den Arno versenkt; und sie erriethen, daß sie bestimmt seyen, Hungers zu sterben. Der Erzbischof gefiel sich sonderlich in der Wahl dieser Todesart: zu milde und fromm, um Menschenblut zu vergießen, habe er den Schuldigen nur die Nahrung entzogen. Ein lautes Geschrey um Erbarmen, drang durch die dicken Mauern; aber aus Furcht (denn der Haß gegen den Nahmen Gherardesca war nun doch wohl versöhnt) regte sich keiner ihrer Mitbürger. Um einen Beichtiger wenigstens flehte der Graf; allein umsonst: der Erzbischof ließ ihn (eine priesterliche Rache) ohne das Sakrament der Buße zur Hölle fahren. Man verscharrte nachher ihre abgezehrten Leichname ohne Ehrenzeichen; der Thurm, das Werkzeug ihrer Qualen, wurde durch seinen veränderten Nahmen ihr einziges Denkmahl. *

Wenn Ugolino schuldig heissen kann; und er kann es gewiß eher durch den Misbrauch der ihm anvertrauten Gewalt, als durch seine angebliche Verrätherey beym Friedensschlusse mit Florenz: so war doch die Strafe

* La torre della fame stand noch zu Tronci's Zeit, aber im Umkreise des Ordenshauses von St. Stefan eingeschlossen.

ſelbſt für den ſchwärzeſten Miſſethäter zu grauſam. Was aber kein Schein des Rechtes beſchönigen kann; was ſeine Verfolger ewig zum Abſcheu der Menſchheit machen muß; was den Piſanern, nach der Meynung der Zeitgenoſſen, unmittelbar Gottes Gerichte zuzog, iſt die Mitverdammung der unſchuldigen Söhne und Enkel. Vergebens bemüht ſich der unermüdliche aber misverſtandne Patriotismus eines Piſaniſchen Gelehrten * zu beweiſen, ſie ſeyen nicht mehr im Knabenalter, ſondern völlig erwachſen geweſen, und haben für Ugolino gefochten. Ueberwögen auch ſeine Gründe die Menge entgegengeſetzter Zeugniſſe, ſo waren ſie doch weder Hochverräther noch Tyrannen, und konnten, auf das ſtrengſte genommen, nur Verbannung verdienen. Bloß aus grenzenloſer Rachgier, oder aus Furcht, es möchte aus Ugolino's Blut ein Rächer der Unthat aufſtehen, wünſchte man ſeine ganze Nachkommenſchaft zu vertilgen. Dieß mislang: zwey ältere Söhne, die Väter der mitgefangenen Enkel, waren beym Ausbruch des Aufſtandes nicht zugegen geweſen; jener gerettete Säugling durfte als Mann in ſeine Vaterſtadt zurückkehren; und noch jetzt blüht das Haus der Gherardeſchi.

Dieſe Begebenheit zog verderbliche Folgen für die Piſaner nach ſich. Der Sturz der Guelfiſchen Parthey verwickelte ſie in einen langwierigen Krieg mit den Toskaniſchen Guelfen, worin dieſe die Oberhand behielten. Mit Genua wurde zwar bald ein Nothfriede eingegangen; doch da die Härte der Bedingungen Piſa von ihrer Erfüllung abhielt, erneuerten ſich die Feindſeligkeiten, und

* Borgo Dissertaz. Vol. I. p. 40. u. f.

endigten erſt mit der entſchiednen Uebermacht des einen, und der gänzlichen Erſchöpfung des andern Staates. So ſank das reiche, mächtige, ruhmvolle Piſa, bis es ein Jahrhundert nachher, von den Florentinern unterjocht, zugleich mit der Freyheit ſein hiſtoriſches Daſeyn einbüßte.

Indem der Dichter die Antenora durchwandert, (hier verließen wir ſeine Erzählung) ſtößt er unverſehens mit dem Fuße an den Kopf eines Verdammten, der ſich weigert ihm zu entdecken, wer er ſey, worüber Dante in heftigen Zank mit ihm geräth. Es iſt Bocca degli Abati, ein Florentiner, durch deſſen Verrath die Niederlage bey Montaperti erfolte. Zufällig ruft ihn einer von ſeinen Mitgenoſſen bey Nahmen, und nun nennt er aus Rache dieſen ſowohl als die übrigen Verbrecher um ihn her. Hierauf fährt Dante fort:

Wir waren ſchon entfernt von dieſer Brut,
Da ſah ich zwey zuſammen eingefroren:
Der Kopf des Einen war des Andern Hut.
Und wo der Schädel gränzet an den Nacken,
Sah ich, wie man im Hunger Brot verſchlingt,
Des obern Kopfes Zahn den untern packen.
Nicht anders hat vor Wuth die Schläf und Stirn
Des Menalippus Tydeus einſt zerklaubet, *
Wie der des Andern Schädel, Haut und Hirn.

* Tydeus hatte den Menalippus umgebracht, war aber dabey ſelbſt tödtlich von ihm verwundet worden. Dante ſpielt hier auf eine Stelle des Statius an.

„O du," rief ich, deß viehiſche Geberden
Haß gegen den beweiſen, den du nagſt,
Sag mir den Grund davon; ich will auf Erden
Dein Schickſal kund thun, wenn du Wahrheit ſagſt;
Will rächen deinen Ruf an jenem dort,
Wofern du ihn mit Fug und Recht verklagſt,
Wenn die, womit ich ſpreche, * nicht verdorrt.

Drey und dreyßigſter Geſang.

Da hob vom angefreßnen Hinterkopfe
Der grauſe Sünder ſeinen Mund empor,
Und wiſcht' ihn ab in ſeines Feindes Schopfe.
Dann fing er an: Soll ich den grimmen Schmerz
Erneuern? Eh ich noch davon erzähle,
Zermalmt das Angedenken ſchon mein Herz.
Doch ſollen meine Worte dieſem ſchnöden
Verräther eine Saat der Schande ſeyn,
So wirſt zugleich mich weinen ſehn und reden.
Ich weiß nicht, wer du biſt, noch wie du hier
Herabgeſtiegen; doch ein Florentiner,
Wenn ich dich reden höre, ** ſcheinſt du mir.
Ich war Graf Ugolino, mußt du wiſſen,
Und Erzbiſchof Ruggieri dieſer da.
Nun hör', warum ich ſo ſein Hirn zerbiſſen.

* Die Zunge.

** Nehmlich nach dem Dialekte zu urtheilen.

Wie er, derweil er ſeine Treu mir bot,
Mit arger Feindestücke mich gefangen,
Dann umgebracht, iſt nicht zu ſagen Noth. *
Doch das, was niemand droben dir erzählet,
Wie grimm mein Tod geweſen, höre nun;
Dann wirſt du wiſſen, wie er mich gequälet.
Ich hatt' aus einer engen Luk' im Erker
Des Thurms, der jetzt vom Hunger wird benannt,
Und der für viele dienen wird zum Kerker,
Verſchiedner Monden Wechſel ſchon erkannt,
Als einſt im Schlaf der Zukunft Schleyer riſſen,
Und mein Geſchick vor meinen Augen ſtand.
Es ſchien mir, der da jagt' als Herr und Haupt
Den Wolf und ſeine Wölflein ** zu dem Berge, ***
Der den Piſanern Lucca's Anblick raubt.
Mit magern, auf den Fang erpichten Hunden
Hetzt' er ſie fort; es liefen vor ihm her
Gualande mit Lanfranken und Sismunden. ****

* Weil es allgemein bekannt iſt.

** Ich kann nicht ſagen, ob hierin vielleicht eine heraldiſche Anſpielung liegt, dergleichen häufig in der göttlichen Komödie vorkommen. Sonſt wäre das Bild eines ſchädlichen Raubthiers nicht günſtig für Ugolino gewählt.

*** Monte de San Giuliano, auch der Piſaniſche Berg genannt.

**** Die mächtigſten Gibelliniſchgeſinnten Familien. Durch die Hunde wird der Pöbel bezeichnet.

Nach kurzem Laufe ſah ich kraftlos keichen
Den Vater und die Söhne, ſah ich bald
Von ſcharfen Hauern bluten ihre Weichen.
Erwacht war ich vor Tages Anbruch kaum,
Da hört' ich um mich her die Söhne * weinen,
Und flehn um Brot in ihrem bangen Traum.
Denk, was mein ahnend Herz begann zu wähnen!
Wohl grauſam biſt du, wenn dich das nicht rührt,
Und weinſt du hier nicht, was entlockt dir Thränen?
Schon tagt' es; unſer Schlummer war dahin,
Die Stunde nahte, Speiſe zu empfangen,
Und jedem lag ſein Traum noch ſchwer im Sinn.
Und riegeln hört' ich unter uns die Pforte
Des grauſenvollen Thurms; drob ſchaut' ich ſtarr
Ins Antlitz meinen Söhnen ohne Worte.
Ich weinte nicht, alſo verſteint' ich mich.
Sie aber weinten; mein Anſelmo ſagte:
Du blickſt ſo, Vater lieb! was haſt du? ſprich!
Doch weint' ich nicht, und ſagt' auch nichts zu ihnen,
Den ganzen Tag noch auch die Nacht darauf,
Bis wiederum der Welt die Sonn' erſchienen.
Den bangen Kerker hatt' ein wenig Licht
Nunmehr erleuchtet: vierfach wiederhohlt
Sah ich mein Leid auf jedem Angeſicht.
Da biß ich beyde Hände mir vor Wehe.
Sie glaubten, daß mich Gier nach Speiſe trieb,
Und fuhren ſchnell vom Lager in die Höhe,

* Im unbeſtimmteren Sinne für Söhne und Enkel.

Und ſagten: Minder wird es weh uns thun
Wenn du von uns dich nährſt; du gabſt uns, Vater,
Dieß arme Fleiſch und Bein: nimm's wieder nun!
Um ſie zu ſchonen, ward ich ſtill hierauf;
Stumm blieben wir den Tag und dann noch Einen.
O Erde? warum thatſt du dich nicht auf?
Gekommen war des vierten Tages Licht,
Als Gaddo mir ſich vor die Füße ſtreckte,
Und rief: Mein Vater! warum hilfſt mir nicht?
Daſelbſt verſchied er; von den Andern allen
Sah ich je Einen, wie du hier mich ſiehſt,
Am fünften und am ſechſten Tage fallen.
Ich rief die Todten noch drey Tage lang,
Und tappte, blind ſchon, über jeder Leiche,
Dann that der Hunger, was dem Schmerz mislang. * —
Mit ſcheelen Augen, als er ſo geſprochen,
Biß er den Unglücksſchädel wieder an,
Zermürſend, wie ein Hund, die harten Knochen.
O Piſa! Piſa! Schande der Bewohner
Des ſchönen Landes, wo das Si ertönt, **
Sind deine Nachbarn nicht des Gräuels Lohner,
So komme bis vor deines Arno Kehlen
Capraja und Gorgona *** hergerückt,
Daß du ertrinken mögſt mit allen Seelen.

* Nehmlich meinem Leben ein Ende zu machen.

** Eine ſonderbare aber damahls gebräuchliche Bezeichnungsart der Länder und Sprachen nach dem Wörtlein der Bejahung; z. B. Lanque d'oc, Langue d'oyl.

*** Zwey Inſeln im Tyrrhaniſchen Meere, nicht weit von der Mündung des Arno entfernt.

Denn, ward Graf Ugolino auch verklagt
Er hab' um deine Burgen dich verrathen;
Warum haſt du die Söhne todt geplagt?
Sag', neue Thebe! * welche Bosheit kannte
Des Ugo ** und Brigata zartes Herz,
Und Jener, *** die mein Lied ſchon oben nannte? —

Meine Ueberſetzung dieſer Stelle bitte ich dem Schatten Dante's ab; aber ich möchte ſeine Vergebung nicht auch für die Schuld bedürfen, ihrem unwiderſtehlichen Gange durch mattere Umſchreibungen Schritt vor Schritt zu folgen. Die fürchterliche oder rührende Wahrheit einer Darſtellung macht eher ſtumm als beredt, weil man wieder zu ihren eignen Worten ſeine Zuflucht nehmen müßte, um den empfangenen Eindruck in ſeiner ganzen Kraft zurückzugeben; und die einfachſte Größe verſagt ſich allen Bemühungen ſie zu zergliedern. Jeden Zug beſeelt hier tiefes inniges Mitgefühl: keiner gehört der Abſicht oder ſelbſtgefälligen Kunſt. Welch ein beglaubigendes Gepräge drückt nicht die Einfalt, womit Ugolino anhebt, ſeiner ganzen Erzählung auf! Kaum ſcheint ſich der Dichter bewußt zu werden, daß er ihn redend

* Thebe iſt wegen der vielen im Hauſe des Oedipus verübten Unthaten in der alten Fabel berüchtigt.

** Im Original Uguccione. Eben ſo habe ich auch weiter oben, des Sylbenmaaßes wegen, Anſelmuccio in Anſelmo abgeändert. Dante hat, ſelbſt in ſolchen Kleinigkeiten, die hiſtoriſche Treue beobachtet.

*** Anſelmo und Gaddo.

einführt: für die Beſchreibung dieſer Sache hat er nur die Sache ſelbſt; er ſpricht die Laute des Schmerzes nach, wie ſie von den Lippen des Jammernden fallen, und legt ſie an unſer erſtauntes Herz. Wer hier untheilnehmend vorüberginge, müßte ſeine Natur verläugnen oder vergeſſen. Iſt es nicht, als ſtünde vor dem Anfange der Geſchichte von einer unſichtbaren Hand geſchrieben: an die Menſchheit? Wenn ſich auch das zartere Gefühl, durch den grauſenvollen Anblick empört, anfangs von dem Dichter, der es zu dieſen Auftritten hinzieht, faſt wie von den beyden Sündern ſelbſt, wegwendet, ſo wird doch die Regung, welche jenen beſeelt, es bald wieder ausſöhnen. Dieſe Schreckniſſe gehören nicht ihm; er hat ſie nicht erdacht: er fodert nur auf, über eine That zu richten und zu zittern, die von einem Menſchen an Menſchen verübt wurde. Eben da, wo er ſich nicht ſcheut, den ausgeartetſten Misbrauch der willkührlichen Gewalt ohne alle Schonung zu ſchildern, wird ſein eignes ſchuldloſes Gemüth, und ſeine unverrückte Menſchlichkeit offenbar. Der Nachruf, in den er unwillkührlich ausbricht, verräth was ihn drängte, mit einem nicht verhärteten, aber mit Schmerzen vertrauten und darin ſtark gewordnen Herzen der Geſchichtſchreiber ſolcher Leiden zu werden. Nur zu oft muß ſich der Glaube an eine über die menſchlichen Handlungen waltende Gerechtigkeit, um nicht zu erſterben, in ein künftiges Leben hinüberretten. Dieſe letzte Zuflucht der hülflos Unterdrückten genügt dem entbrannten Eifer Dante's nicht. Noch auf Erden, vor den Augen des Menſchengeſchlechts, auf dem Schauplatze der Miſſethat ſelbſt wünſcht er das Schickſal von dem Verdachte gereinigt zu ſehen, als begünſtige es die Anſchläge der Böſen.

So verworren ſind die Tiefen, in die wir genöthigt werden, hier hinabzuſchauen, daß wir über die menſchliche Natur verzagen möchten, daß unſer Geiſt ſich ſträubt zu begreifen, was ſie alles zu thun fähig und zu erdulden beſtimmt ſey. Es giebt kein Elend, welches die Menſchheit nicht erfahren, keine Qual, die ein Menſch dem andern nicht bereitet hätte. Dieſes Geſchöpf kennt keinen ärgern Feind, als ſeine eigne Gattung. Allein neben der furchtbaren Wahrheit liegt auch der tröſtende Erſatz. Wir ahnen in uns eine unzerſtörbare Kraft, durch die wir über jede äußre Gewalt erhaben, noch im Erliegen überwinden können. So wenig dürfen wir alſo ſagen, es ruhe ein nicht zu löſender Fluch auf unſerm Daſeyn, daß auch die ſchrecklichſte Erſcheinung noch wohlthätig und für unſre Veredlung wirkſam werden kann. Böte uns Ugolino's Geſchichte nichts anders dar, als die ungeheure Frevelthat eines herzloſen Unmenſchen, ſo möchte ein nie weggezogner Schleyer ſie decken, und ihr Andenken nur in den Jahrbüchern der Hölle aufbewahrt werden. Aber unter der todten Steinmaſſe, die ihn und ſeine Familie lebend begräbt, werden noch Tugenden, Heldenmuth und zärtliche Selbſtverläugnung, bewähret. Auf das Entſetzen folgt Bewunderung; die Wunden, welche ein zerreiſſendes Mitleid ſchlug, werden durch die Art geheilt, wie man uns dazu auffodert; und wir endigen mit einer Stimmung, die das ſchmerzlich aufgehobne Gleichgewicht in unſrer Seele wieder herſtellt.

Indeſſen gilt alles dieſes wohl am wenigſten von der erſten Eröffnung des Auftrittes, die doch ganz vorzüglich dem Dichter zugehört, weil er ſie, ohne einige Veranlaſſung in der Geſchichte, allein aus ſeinem eignen Geiſte

geſchöpft hat. In der kannibaliſchen Beſchäftigung Ugolino's liegt nichts, was dem menſchlichen Sinne nicht auf alle Weiſe widrig ſeyn müßte. Weſſen Einbildungskraft weit genug ausreichte, um hiebey verweilen zu können, den möchte nachher die folgende Erzählung geſtählt finden, wo ſie ihn erweichen ſollte. Mit körperlichen Leiden können wir uns in der Darſtellung ausſöhnen, mit den Wunden Philoktets und Laokoons Todesqual. Wir können das Bild ſelbſt dieſes Hungertodes ertragen, vielleicht mit deswegen, weil wir den Thäter nicht dabey vor Augen haben. Aber ein fortgeſetztes, phyſiſch grauſames Handeln erfüllt uns mit Ekel und Abſcheu, und gewährt keinen Erſatz für die Nothwendigkeit, es mit anzuſehn. Im erſten Augenblicke der lange entbehrten Befriedigung kann ſogar die entſetzlichſte Rache durch die Größe der erlittnen Beleidigung entſchuldigt werden. Allein ſo wie der Sturm der Leidenſchaft ſich legt, wird ſie gehäßiger; gegen eine Rache wie dieſe, welche in alle Ewigkeit hin gleich unerſättlich bleibt, würde ſich jedes Gefühl in uns empören, wenn ſich nicht ſchon zuvor der Begriff gegen ihre Möglichkeit auflehnte. Eben in dieſer Unerklärlichkeit aus den Geſetzen, wonach menſchliche Leidenſchaften wirken, liegt aber der Aufſchluß und des Dichters Rechtfertigung. Ugolino wird nicht durch eine freye Handlung der Prometheusgeyer ſeines Feindes, denn bey Verdammten findet weder Wahl noch Wechſel der Geſinnungen Statt. Er iſt bloß ein Werkzeug der vergeltenden Macht, die für eine ganz einzige That auch eine außerordentliche Strafe erſonnen hat. Sein Loos wird dadurch nicht erſchwert: vielmehr ſcheint ihm gleichſam zur Entſchädigung für die im Leben ausgeſtandnen Leiden (ich ſchaudre mich weiter in dieſe

Vorſtellungen zu vertiefen) ein Labſal der Hölle angewieſen zu ſeyn. Dante's Einrichtung, die Art der Verdammniß nach dem allgemeinen Namen der Schuld, nicht nach dem Grade der Ausartung, welchen ſie in einem einzelnen Falle vorausſetzt, zu beſtimmen, hat den Nachtheil, daß ſie oft ſehr verſchiedne Dinge mit demſelben Maaße mißt, und alſo eine unſrer Hauptfoderungen an die ſtrafende Gerechtigkeit nur unvollſtändig befriedigt. Hier mußte er ihr daher durch eine kühne Abweichung zu Hülfe kommen. Welch ein auffallendes Misverhältniß wäre es, wenn Ruggieri nicht mehr Strafe litte, als Ugolino, weil beyde Verräther heißen; beſonders da man ſie dicht neben einander ſieht! Und doch ſcheint dieſe Zuſammenſtellung ſo viel Reitz für den Dichter gehabt zu haben, daß er ſich, vermuthlich ihr zu Gefallen, ein etwas eigenmächtiges Verfahren erlaubt hat, ſo groß auch ſonſt ſeine Gewiſſenhaftigkeit in dieſem Stücke iſt. Ugolino büßt unter den Verräthern des Vaterlandes; Ruggieri's Verbrechen war die Verſchwörung gegen ſeinen Freund; die Geſchichte legt ihm keinen Hochverrath an Piſa zur Laſt: er hätte folglich erſt in der Tolommea (ſo heißt der nächſte Bezirk) ſeine Stelle finden ſollen.

Wie dem auch ſey, es iſt gewiß, daß das Atreiſche Gaſtmahl, wobey die Wanderer den Unglücklichen antreffen, der Theilnahme an ſeinen vorhergegangnen Schickſalen nicht den geringſten Eintrag thut. Dieß iſt nicht Ugolino ſelbſt, ſondern nur ſein verworfner Schatte. Erſt mit der Erinnerung an die Leiden ſeines Todes kehrt die ganze Menſchheit in ſeinen Buſen zurück, und verläßt ihn wieder, ſobald er ſie in Gedanken noch einmahl durchgelitten hat. Die Uebelthat, deren er durch ſeinen

Platz im unterſten Höllenkreiſe für ſchuldig erkannt wird, kömmt bey jener Kataſtrophe, welche die Schrecken der Verdammniß ſo weit überwiegt, vollends in keine Betrachtung. War auch zwiſchen ihr und ſeinem Falle einiger Zuſammenhang, ſo wird doch dieſer hier unſern Augen gänzlich entzogen. Der Schauplatz der Begebenheit iſt von der Erde geſchieden, ob er gleich noch auf ihr liegt. Mit dem letzten Schließen der Pforte, welches die Gemeinſchaft der Bewohner des Thurmes mit den Lebendigen aufhebt, wird auch jeder Rückblick auf das vergangne Leben gehemmt; und wenn wir noch des glücklich herrſchenden Ugolino gedenken, ſo muß dieß eher den Eindruck verſtärken. Je heftiger dieſer Mann war, je feuriger er die Plane ſeiner Ehrſucht verfolgte, um ſo fürchterlicher iſt es nun, ihn in dem engen Kerker eingeſchloſſen zu ſehen, wo ſeine Kraft an den Mauern ohne Ausgang ſich bricht, und zu ſchweigender Verzweifelung erſtarrt. Während des unermeßlichen Leidens ſcheint er den Urheber deſſelben vergeſſen zu haben. Er flucht dem Ruggieri nicht, an dem er doch nicht hoffen kann, ſich zu rächen: die Erde fleht er um das Erbarmen an, ſich unter ihm zu öffnen. Der Jammer über ſeine Kinder verſchlingt die Wuth, die ſich ſeiner Seele bemeiſtern würde, wenn er allein unter der Bosheit des Feindes litte. Die väterliche Wehmuth, das ſich ſelbſt vergeſſende Mitgefühl verdoppeln und adeln ſeinen Schmerz. Warum ſollte er ſolcher Regungen nicht fähig ſeyn, wenn ihn die Ehrſucht auch zum Verbrecher gemacht hatte? Dieſe Leidenſchaft erweitert ſich wenigſtens in ihrem Egoismus; ſie konnte ihm für ſeine Familie, ſeine Kinder einen Grad der Vorliebe und Zärtlichkeit mehr gegeben haben. Er hatte für ihren Glanz wie für den ſeinigen gearbeitet,

Gewiß hatte er ſie geliebt: dieſe Empfindung iſt ihm nicht neu. Liebten ſie ihn nicht? Die Kleinen boten ſich ja ſelbſt zu ſeiner Nahrung an.

Erwähnt wird das zarte Alter der Söhne und Enkel erſt am Ende; aber es mahlt ſich rührend in der kindlichen Unſchuld ihrer Reden. Die Aufzählung ihrer Nahmen und die Zurückweiſung auf die vorher erwähnten in der letzten Terzine beleidigt unfehlbar einen verzärtelten Geſchmack; ſelbſt einer männlicheren Beurtheilung könnte ſie von dem emphatiſchen Schwunge der Nachrede herabzuſinken ſcheinen. Nach meinem Gefühl iſt ſie völlig in dem Wahrheit-zeugenden Geiſte, der überall und vorzüglich hier des Dichters ernſte und unbeſtechliche Muſe war: ſie giebt dem Beſchluſſe gleichſam ein urkundliches Anſehen.

So wie Ugolino, während er noch mit dem Hungertode kämpfte, das Andenken an Ruggieri verlohren zu haben ſchien, ſo übergehen ihn Dante's Verwünſchungen. Alle erſinnlichen wären zu ſchwach. Dagegen ſieht er einen Thäter der gräßlichen That in jedem, der nicht aufſtand ihr zu wehren, und wendet ſich daher an die Stadt, deren Bewohner zu fühllos oder zu feig dazu waren.

Ehe wir dieſe Stelle verlaſſen, ſey es mir erlaubt, einige andre Behandlungen derſelben Geſchichte zu erwähnen, und nur mit wenigen Winken Geſichtspunkte anzudeuten, aus welchen ſich dem denkenden Betrachter des Schönen und Erhabnen weite Ausſichten öffnen. Denn zwiſchen Werken, die verſchiednen Künſten oder

auch nur verſchiednen Gattungen in Einer Kunſt angehören, eine eigentliche ins Einzelne gehende Vergleichung anſtellen; in dieſem Stücke dem einen Künſtler, in jenem dem andern den Vorzug zuſprechen; dieß iſt vielleicht immer ein gewagtes Unternehmen. Da die Geſetze jeder Form und jedes Mediums der Darſtellung aus der beſondern Eigenthümlichkeit deſſelben entſpringen, ſo giebt es kaum einen gemeinſchaftlichen Maaßſtab für alle. Daß zwey Schöpfungen des Geiſtes einerley Stoff bearbeiten, richtiger geſprochen, daß ſie denſelben Nahmen tragen, iſt nur eine zufällige Uebereinkunft. Das Weſentliche eines Kunſtwerkes iſt die Form, nicht der Inhalt; und wenn unter dieſem, wie billig, nicht der nackte Begriff des Gegenſtandes verſtanden wird, ſondern das Gewebe von Vorſtellungen, welche ein beſtimmtes Individuum aus ihm gezogen, und durch die untheilbare, oft unwillkührliche Wirkſamkeit ſeiner Seelenkräfte und ſeiner innern Organiſation ſo oder anders gebildet hat, ſo fehlt ihm nur mehr Entwickelung um eins mit der Form zu ſeyn, deren Embryo er iſt. In dieſem Sinne kann man ſagen, daß niemahls mehrere Kunſtwerke ihren Stoff mit einander gemein haben.

Man ſollte ſich von der belebenden Kraft des Dialogs, auf ſo tragiſche Auftritte angewandt, eine erhöhte und ganz unwiderſtehliche Wirkung verſprechen. Doch eine nähere Betrachtung entdeckt in der Natur dieſer Geſchichte mancherley Unbequemlichkeiten für die dramatiſche Form, welche ſie mehr für die erzählende Gattung zu beſtimmen ſcheinen; und das bekannte Trauerſpiel von Gerſtenberg widerlegt, ungeachtet ſeines Reichthums an kühnen und originellen Zügen, dieſen Gedanken nicht. Gleich vom

Anfange an iſt das Schickſal aller auftretenden Perſonen unwiderruflich entſchieden: alſo findet eigentlich weder Verwickelung noch Auflöſung Statt; was nur Kataſtrophe hätte ſeyn ſollen, iſt zum dramatiſchen Ganzen ausgedehnt. Mit aller Erfindung und aller Kunſt, die der Dichter aufgewandt hat, um die Einförmigkeit hoffnungsloſen Elendes zu unterbrechen, und einen Schein von Handlung hervorzubringen, war es dennoch unmöglich zu verbergen, daß ſeine Perſonen nur leiden. Sie ergieſſen ſich entweder in unnütze Klagen, oder ihre Seele beſtrebt ſich, mit ihrer ganzen, in ſich geſammelten, Willenskraft, nicht zu erliegen. Solch eine Verfaſſung des Gemüths hemmt aber die Mittheilung, und drängt jeden Strom des Gefühls zu ſeiner innern Quelle zurück; ſie kann alſo nicht mit vollkommner Wahrheit in Geſprächen und noch weniger in Monologen ausgedrückt werden. Keine Rede kann ſo erhaben ſeyn als das Verſtummen Ugolino's, das ſich freylich nicht auf die Bühne übertragen ließ. Dem neuern Dichter fehlte das Hülfsmittel des Chorgeſanges, wodurch Aeſchylus die Zuſchauer beſchäftigte, während ſeine verhüllte Niobe ſchweigend und unbeweglich da ſaß; *

* Euripides klagt ihn in den Fröſchen des Ariſtofanes (Ed. Brunk. p. 191. 192) heftig darüber an. „Er ſetzte," ſagt er, „irgend einen Achilles oder eine Niobe auf das Thea„ter, und hüllte ſie ein, ſo daß man nicht einmahl ihr „Angeſicht ſehen konnte. Sie dienten ihm nur, ſeiner „Tragödie einen prächtigen Nahmen zu geben, denn ſie „ließen nicht den geringſten Laut vernehmen. Der Chor „reihte unterdeſſen ſeine Geſänge ununterbrochen an einan„der und der Zuſchauer ſaß und wartete, wann doch

und, geſetzt, er hätte der alten Sitte folgen wollen: wie wäre hier ein Chor anzubringen geweſen? Wollte er hingegen den ganz entgegengeſetzten Weg wählen, und den Kreis ſeiner Darſtellung von der Einfachheit des Griechiſchen Drama bis zum hiſtoriſchen Schauſpiele erweitern, ſo brauchte nur ein Theil der Handlung im Kerker vorzugehen; Ugolino's Leben bot reichen Stoff zu Sitten- und Charaktergemählden dar, den der Schöpfer der Minona gewiß zu benutzen gewußt hätte. Es iſt ein unterhaltendes Spiel für die Einbildungskraft, ſich vorzuſtellen, was etwa Shakeſpeare, wenn ihm die Geſchichte in irgend einer Chronik vorgekommen wäre, und ſeinen Geiſt getroffen hätte, daraus gebildet haben möchte.

Ein Künſtler, der, wie Dante, eine allumfaſſende Phantaſie forſchendem Tiefſinne unterwarf, Michelangelo Buonarotti, konnte die Größe dieſes Dichters ganz verſtehn. Auch bewunderte er ihn vor allen Andern, und

„wohl die Niobe einmahl ſprechen würde. Wann er ihn „nun lange genug zum Beſten gehabt hatte, und das Stück „ſchon zur Hälfte vorüber war, ſo ſtieß die Heldin ein „Dutzend Rieſenworte hervor, Worte mit finſtern Augen„braunen, mit Helmbüſchen und fürchterlichen Angeſich„tern, welche keiner von den Zuhörern kannte." — Es iſt Schade, daß wir dieſe Niobe nicht mehr haben, um zu wiſſen, ob ſie auf dem Theater verſteinert worden, wie man beinah vermuthen muß. Hätte der überweiſe Euripides das Trauerſpiel Ugolino beurtheilt, ſo möchte er dem Teutſchen Dichter auch wohl einige ἱππικηματα vorgeworfen haben.

belebte ſeine feſt gezeichneten Gruppen gern von neuem durch flüchtige Entwürfe der Feder, * oder durch ausgeführte Werke des Pinſels und Meißels. Eine erhobene Arbeit von ihm, welche den Ugolino mit ſeinen Söhnen vorſtellt, iſt weniger bekannt, als ſie es zu ſeyn verdiente. Selbſt Vaſari erwähnt ihrer nicht. Dennoch läßt ſich an der Aechtheit des Werkes nicht zweifeln, weil es den Beweis derſelben unverkennbar an ſich trägt. **

Dieſes Basrelief enthält ſieben Figuren, wovon fünf, welche die Hauptgruppe bilden, hiſtoriſch, die beyden übrigen allegoriſch ſind. Ungeachtet ſeiner Verehrung für

* Michelangelo beſaß einen Abdruck der göttlichen Komödie mit einem breiten Rande, den er dazu gebrauchte, die für die Zeichnung günſtigen Stellen des Gedichts (ſie ſind in groſſer Anzahl) mit Skizzen zu begleiten. Dieſer Schatz für die Kunſt ſoll bey einer Verſendung auf dem Meere untergegangen ſeyn. Es iſt mir entfallen, wo ich dieſe Nachricht gefunden.

** Es iſt ein viereckiges Basrelief ausgebrannter Erde. In den Ritr. d'uom. illustri di Tosc. wo man hinter Ugolino's Lebensbeſchreibung eine Abbildung davon findet, wird geſagt, die Familie Gherardesca ſey im Beſitz deſſelben. Die Genauigkeit der Zeichnung von Trabaleſi, und die Eleganz des Stiches von Fauci läßt mich hoffen, daß die folgende Beſchreibung, welche darnach ohne eigne Anſicht des Originals entworfen iſt, keine Irrthümer enthalten wird. Ich folge dabey einem Italiäniſchen Aufſatze, welchen ich der Freundſchaft eines einſichtsvollen und gelehrten Künſtlers, des Herrn Fiorillo zu Göttingen, verdanke.

Dante verlor Michelangelo doch die Betrachtung nicht aus den Augen, daß die bildenden Künste Schweſtern, nicht Dienerinnen der Poeſie ſind, und ſtellte nach dem Beyſpiele jener Rhodiſchen Bildner des Laokoon ſeine Perſonen unbekleidet dar.

Zur Rechten des Anſchauers ſitzt Ugolino, der, als die Hauptfigur, am meiſten erhoben iſt, mit der Linken auf den Stein geſtützt, der ihm zum Size dient, die Rechte feſt auf die Gegend des Herzens gedrückt. Er ſcheint ſtumm bey den Drangſalen, die ihn umgaben, und gefaßt auf alle, die ihn noch treffen möchten. Edler Trotz iſt in ſeiner Miene; die ganze Geſtalt verräth ſeinen innern Schmerz. Wenn gleich der Ausdruck der Leidenſchaft weniger heftig iſt als beym Laokoon, ſo hatte doch Michelangelo dieſen gewiß dabey vor Augen. Aus der rechten Hand fällt ein Tuch, worauf er ſitzt, und welches nur der Anſtändigkeit wegen da zu ſeyn ſcheint. Doch könnte der Künſtler auch die Abſicht gehabt haben, ihm etwas zum Druck in die Hand zu geben, weil dieß eine dem Zorne und verbißnen Schmerze natürliche Handlung iſt.

Ihm zur Rechten, und zum Theil durch den Schenkel des Vaters bedeckt, liegt einer der Söhne, mit dem rechten Arme ſich auf ſein linkes Knie ſtützend. Er wendet ſich nach ſeinem Vater, und haucht ſeine Qual in laute Klagen aus. Er iſt unter den Söhnen derjenige, in deſſen Geberden und Geſicht ſich noch das ſtärkſte Leben offenbart.

Die Mitte des Basreliefs nimmt ein andrer Sohn

ein, der ſchon todt oder im Sterben, das Haupt gegen die linke Seite des Anſchauers gekehrt, ausgeſtreckt daliegt. Der obere Theil des Geſichts, ungefähr bis zu den Augenbraunen, wird durch einen ſeiner Brüder bedeckt, der mit zurückgezognen Beinen ſitzt, den geſtorbnen Bruder anblickt, und daſſelbe Loos zu erwarten ſcheint. Dieſe letzte Figur iſt ſehr erhoben.

Der vierte Sohn endlich, welcher vom Rücken her erſcheint, und auf die Linke geſtützt, den Vater anſieht, beſchließt die Gruppe. Er iſt wie ſein zuerſt beſchriebener Bruder nur flach gehalten.

Obgleich Michelangelo den Ausdruck in den Bewegungen hier ſehr zu mäßigen geſucht hat, ſo giebt doch ſeine Gewohnheit, das Spiel der Muskeln ſtark zu beleben, dieſen Figuren einen gewiſſen Reichthum. Sie haben unter ihren Leiden die Schönheit der Formen nicht verloren, und ſcheinen nach der Kraft der Muskeln zu urtheilen, in der Blüthe ihrer Jahre, nicht krank noch erſchöpft. An dem Vater allein erkennt man, auch ohne Hülfe des ehrwürdigen Bartes, das Alter eines Greiſes, und ſolche Formen, wie man ſie dem Saturnus geben würde.

In allem bisher Beſchriebnen iſt zwar Michelangelo's Hand und Geiſt ſehr ſichtbar, doch hat ihn die Geſchichte einigermaaßen gefeſſelt. In der Bildung des Fluſſes Arno hingegen, der unten zur rechten Hand ſich auf ſeine Urne lehnt, und die vorderſte Fläche einnimmt, konnte er ſeiner Einbildungskraft einen ungehemmten Flug erlauben. Sie hat einen Flußgott erſchaffen, der den ſchönſten der Alten

nicht nachsteht. Daß er ihm nur dieselbe Größe gegeben wie den übrigen Figuren, ob diese gleich entfernter sind, ist gewiß in der Absicht geschehen, der des Ugolino nichts von ihrer Großheit zu entziehen.

Ueber dem Ganzen schwebt ein weibliches Bild des Hungers mit hangenden Brüsten. Ihr verzerrtes Gesicht ist auf Ugolino hingewandt; sie weis't mit ausgestrecktem Arm auf die andre Seite: eine Geberde, deren Bedeutung nicht ganz deutlich ist. Dieses Ungeheuer scheint für die Schönheit des Werkes eher nachtheilig als vortheilhaft, ist aber auch durch die sehr flache Arbeit bloß zum Nebenwerke bestimmt. Es ist eine häßliche Hieroglyphe, die indessen, ausser daß sie jeden Irrthum bey Auslegung des Werkes verhütet, den Künstler der Nothwendigkeit überhoben hat, an den zur Gruppe gehörigen Körpern selbst den Hungerstod, der ihnen bevorsteht, zu bezeichnen.

Die Sculptur erkauft die Vollkommenheit ihrer Zeichensprache durch die Eingeschränktheit derselben. Will der Bildner daher ihrem Wesen getreu bleiben, so wird er, mit Hinweglassung alles Zufälligen, nur die wesentlichen Verhältnisse zu ergründen und auszudrücken suchen. Täuschung kann nie seine Absicht seyn: er übergiebt seine Werke der stillen und nüchternen Betrachtung. Was nur jene hervorzuzaubern dient, was uns die Gegenstände näher rückt, ohne sie eigentlich an sich selbst zu erhöhen: Ausführlichkeit in den individuell bezeichnenden Umständen der Handlung, Kostum der Völker und Zeiten, Dekoration des Schauplatzes; alles dieses behandelt er entweder nur als Nebensache, oder übergeht es ganz,

um den einfachen Hauptgedanken jedes ſtörenden Zierrathes zu entladen. Eben dieſe Wendung ſeiner Kunſt leitet ihn auch auf das Ideale. Was er ſeinen Perſonen an beſondern Beziehungen und näherem Intereſſe für den Anſchauer nimmt, muß er ihnen an innerm Werthe, an Adel der Geſtalt und der in ihr ſich offenbarenden Seele wiederzugeben ſuchen. Es kümmert uns wenig, zu wiſſen wer ſie ſind; wir fragen nur, was ſie ſind. Bey vielen Griechiſchen Werken der Plaſtik und Glyphik iſt zwar auch jenes, ſogar ohne Hülfe der Attribute, welche meiſtens, mit geſchmackvoller Sparſamkeit für Götter oder Helden gewählt, ihre Schönheit nicht verhüllen, dem erſten Blike kenntlich, weil dieſe Künſte ſich in einem engen mythiſchen Kreiſe, wie in ihrem Eigenthum angepflanzt haben. Michelangelo hingegen, der ſich dießmahl in eine ganz fremde Gegend gewagt hatte, mußte, um mit völliger Sicherheit verſtanden zu werden, auf den Dienſt des Dichters als ſeines Auslegers rechnen. Wäre aber auch das Andenken der Begebenheit weder hiſtoriſch noch poetiſch aufbewahrt worden, ſo daß wir Ugolino's Familie in der Gruppe nicht erkennen könnten, ſo würde das Kunſtwerk dadurch an ſeinem Werthe nichts einbüßen. Als das Bild eines hoffnungsloſen, tödtlich ruhigen Zuſtandes; dem Schmerze hingegebner Jünglinge, welche vergebens von einem Greiſe Hülfe hoffen; des Greiſes, der, ſtandhaft oder erſtarrt, in verſchloßner Seele für ſie alle leidet; alſo in den weſentlichen Zügen, würde es nie zweydeutig ſeyn.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Mahler. Wiewohl er im Ausdrucke der Gefühle ebenfalls nach dem Edelſten und Höchſten ſtrebt, ſo darf er doch in allem

Uebrigen der Wirklichkeit näher treten, auch wo ſie erſchütternd iſt. Man verlangt von ihm Umſtändlichkeit der Erzählung. Er wird vielleicht das Koſtum des Zeitalters, doch ohne antiquariſche Genauigkeit, an der zerrißnen Kleidung der Gefangnen noch zu bezeichnen wiſſen. Er wird den Hunger nicht perſonifizirt und abgeſondert, ſondern auf ihren bleichen Wangen, in ihren hohlen Augen mahlen. Er wird uns in das Innre des dumpfen Kerkergewölbes führen, und die gegenwärtige Szene, worauf dort der Flußgott und einige Felſenſtücke nur anſpielen, furchtbar durch jenen Lichtſtral beleuchten, bey welchem jeder der Unglücklichen eine vierfache Wiederhohlung ſeiner Qual um ſich her ſieht. Solche Erwartungen etwa würde ich zu Reynolds Ugolino hinzubringen, den ich nur aus Beſchreibungen kenne, welchen zufolge er ihnen in hohem Grade entſprechen muß. *

Nur wenig, aber nicht das leichteſte von ſeiner Höllenfahrt iſt dem Dichter nun noch zu vollbringen übrig. Er durchwandert die Tolommea und Giudecca: in jener ſind die Verdammten rücklings eingefroren; in dieſer ganz unter dem durchſichtigen Eiſe begraben. Itzt erblickt er den Fürſten der Finſterniß, den erſten Abtrünnigen, ungeheuer von Größe, mit der Bruſt über die Fläche hervorragend. Von den drey Angeſichtern ſeines Kopfes iſt

* Wohl nur durch ein Verſehen wird in Forſters Geſchichte der Kunſt in England (Anſichten 3ter Theil, S. 43.) dieſes Gemählde unter Weſt's Nahmen angeführt und gerühmt. Wenigſtens findet es ſich in einem Verzeichniſſe der hiſtoriſchen Kompoſizionen von Reynolds im European Magazine. Febr. 1794.

das mittelſte roth, eines gelblich und eines ſchwarz; unter jedem ſchwingt er ein Paar Fledermausflittige, die einen kalten Wind erregen, wodurch der ganze Cocytus gefriert: lauter häßliche und zugleich ungeſchickte Allegorien. In jedem ſeiner Rachen zerfleiſcht er einen Erzverräther: Judas Iſcharioth im mittelſten, auf beyden Seiten Caſſius und Brutus. Es iſt ſchwer, hier ernſthaft zu bleiben, und vielleicht ſind die letzten Römer ſonſt nirgends in einer ſo abentheuerlichen Verbindung genannt worden. Nach den Begriffen des Gibellinen Dante hatten ſie ſich in der Perſon Cäſars an dem heiligſten aller irdiſchen Dinge, an der Majeſtät des Römiſchen Reichs, vergriffen. Virgil nimmt ſeinen Freund auf den Rücken, und ſteigt ſo zwiſchen dem haarigen Leibe des Ungeheuers und dem Eiſe hinab. Auf einmahl dreht er ſich völlig um, ſo daß ſein Kopf dahin gerichtet iſt, wo vorher ſeine Füße ſtanden, und fängt an mühſam aufwärts zu klimmen. Dante erſchrickt, und glaubt noch einmahl in die Hölle zurückzukehren. Er weiß nehmlich nicht, daß er ſchon jenſeit des allgemeinen Schwerpunktes in der andern Halbkugel iſt. Endlich ſieht er Satan unter ſich auf den Kopf geſtürzt; ſich in einer vom Mittelpunkte der Erde bis zu ihrer Oberfläche reichenden Höhle; und ſteigt, längs einem Bache, der ſich nach Art einer Wendelſtiege um ſie her ergießt, bis zum wohlthätigen Tageslichte hinauf.

III

Ueber die Idee der Alten vom Schicksal.

Eines der anziehendsten und belehrendsten Schauspiele, welche uns die Geschichte des menschlichen Geistes in so reichem Maase darbietet, ist die Beobachtung des ununterbrochenen Einflusses, welchen die Forderungen der praktischen Vernunft auf die Speculationen der theoretischen behaupten. Ueberall zeigen sich die Aussprüche des natürlichen moralischen Gefühls als unveränderliche Leitungsbegriffe, die bey allen Verirrungen, welche die Bahn der Wahrheit in jeder Richtung durchkreuzen, eine gänzliche Abweichung von dem Ziele, welches die Natur dem forschenden Geist aufgesteckt hat, unmöglich machen. Diesen Spuren nachzugehen, und so die widersprechendsten Systeme an der Quelle, woraus sie gemeinschaftlich abflossen, wieder zu vereinigen, ist das Geschäfte der Geschichte der Philosophie, welche sich nur auf diesem Wege von einer trockenen und wenig belehrenden Herzählung ungleichartigen Fragmente (und als Fragmente erscheinen ausser diesem Standpunkte die consequentesten Lehrgebäude so gut wie einzelne Hypothesen) zu einem Ganzen der Vernunfterkenntniß erheben, und in den ehrwürdigen Rang einer Wissenschaft eintreten kann. Nach dieser Idee bearbeitet, liefert die Geschichte der Philosophie zugleich die Belege, welche einer aus Vernunft-

gründen durchgeführten Kritik des menſchlichen Vorſtellungsvermögen zur Beſtätigung und gleichſam zur Probe dienen. Mit Bewunderung entdeckt hier der Forſcher als Reſultat der tiefſinnigſten und mühſamſten Prüfung aufgeſtellt, was ſich frühe ſchon dem ahnenden Wahrheitsſinn aufdrang, und unvergänglich, wie ein geiſtiges Weſen, die verſchiedenen Geſtalten der Mythen und Syſteme durchwanderte.

Vielleicht gibt es kein Dogma, das dem Intereſſe der moraliſchen Vernunft dem erſten Anblick nach mehr entgegen ſcheint, als die Lehre der Alten vom Schickſal. Die Idee einer blinden Nothwendigkeit, welche mit gleicher Strenge über dem Böſen und Guten waltet, ſcheint eine unendliche Kluft zwiſchen der phyſiſchen und moraliſchen Welt zu eröffnen, und, indem ſie auch die Handlungen der Menſchen, wie jede andere Begebenheit in der Sinnenwelt, an die ſtetig fortlaufende Naturkette anreyht, mit der Idee von Freyheit auch den Begriff von Zurechnung und Strafe zu zernichten. Da nun gleichwohl das moraliſche Gefühl ſeine Forderungen nicht zurücknimmt, ſo werden wir uns kaum wundern, wenn wir finden, daß die Vernunft im Gedränge widerſprechender Vorſtellungsarten ſich genöthigt ſieht, auch diejenige Vergehungen, welche durch die Gewalt des Schickſals nothwendig gemacht werden, für ſtrafwürdig zu erklären. Wirklich zeigt uns die Geſchichte des Oedipus, daß die Griechen es keineswegs für unnatürlich und ungerecht hielten, wenn die Götter auch ſolche Miſſethaten beſtraften, welche ohne Vorſatz begangen worden waren. Jener Unglückliche ermordet, ohne es zu wiſſen, ſeinen Vater, und heyrathet ſeine Mutter, weil eine höhere Macht, die

ſeine Augen blendet, ihn von Verbrechen zu Verbrechen fortreißt; und dennoch wird er von den Furien in raſtloſer Qual von einem Ende der Erde zum andern verfolgt. — Sollte nicht hier eine irrige Theorie zum Grunde liegen, welche, um einem Widerſpruch auszuweichen, in einen weit gröſern ſich verwickelt, und in der Verzweiflung, zwiſchen der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft eine Harmonie zu ſtiften, das Intereſſe der einen an die andere verräth? — Man kann nicht ſagen, daß blos die zu weit ausgedehnte Verbindung, welche die Vernunft, wie durch einen Machtſpruch, zwiſchen Verbrechen und Strafe feſtſetzt, auf dieſe Theorie geleitet habe; denn gerade dieſe zu weite Ausdehnung wäre dem Zwecke der Idee ſelbſt entgegen, weil die Vernunft entweder den Begriff von Strafwürdigkeit ganz aufgeben, oder mit eben der Nothwendigkeit, womit ſie ihn überhaupt aufſtellt, unvorſätzliche Handlungen davon ausnehmen muß. Es ſcheint vielmehr der Urſprung dieſer befremdenden Vorſtellungsart tiefer zu liegen, und vielleicht entdeckt ſich auch hier wieder, daß unter der harten Schaale des Syſtems ein zarter Keim von Wahrheit verborgen lag, der zwar durch den Schutz des gemeinen und unverdorbenen Menſchenverſtandes vor der Zerſtörung bewahrt, aber erſt ſpäter durch die Pflege einer mit ſich ſelbſt einig gewordenen Philoſophie zur Reife gebracht werden konnte.

Wird die Idee von Schickſal blos auf Naturbegebenheiten, ohne Rückſicht auf menſchliche Handlungen, bezogen, ſo läßt ſich ihr wohlthätiger Einfluß auf das menſchliche Gemüth nicht verkennen. Soll ſie nur dazu dienen, den Menſchen bey den mannigfaltigen Uebeln

dieſes Lebens zu beruhigen, ſo gebührt ihr wenigſtens der Vorzug vor manchen, in neuern Zeiten beliebten Theodiceen, welche bald dadurch, daß ſie alles Uebel aus der Welt wegvernünfteln, dem natürlichen Gefühle Hohn ſprechen, bald durch weitausſehende Berechnungen, die ſich auf den unbegreiflichen Zuſammenhang des Ganzen berufen, oder auf künftige Perioden des Daſeyns verweiſen, eine erkünſtelte Ruhe hervorzubringen ſtreben. Die Idee von einem nothwendigen Schickſal hingegen giebt der Seele eine männliche Feſtigkeit, welche jedes Sträuben gegen unvermeidliche Zufälle als kindiſch verſchmäht, und ſchweigend duldet, was nicht zu ändern iſt; ſie mäßigt den unbegränzten Anſpruch auf Glückſeligkeit, und bereitet dadurch der Vernunft, welche denſelben der Bedingung der Würdigkeit unterwirft, ihren Weg zum menſchlichen Herzen; ſie erleichtert endlich jene erhabene Denkungsart, welche die Pflicht über alles achtet, und unter jedem Wechſel des Glücks, unter allem Ungemach, womit dieß Leben umringt iſt, ſelbſt unter Gefahren, welche die Vernichtung der ſinnlichen Natur drohen, unſere Perſönlichkeit ungebeugt erhält.

So vortheilhaft aber dieſe Idee für die Gründung einer immer gleichen Zufriedenheit, welche dem Weiſen ziemt, und ſelbſt für die Bildung einer der Sittlichkeit günſtigen Seelenſtimmung iſt, ſo wenig ſcheint ſie ſich gleichwohl mit dem eigentlichen Intereſſe der moraliſchen Vernunft zu vertragen. Zwar ſtellt dieſe ihr Geſetz ganz unbedingt auf; ſie bedarf weder zur Anerkennung noch ſelbſt zur Ausübung deſſelben irgend einen Zweck, der auſſer ihr liegt, und durch jede Beymiſchung eines fremden Beweggrunds wird ihre ſelbſtſtändige Würde beein-

trächtigt. Handelte alſo der Menſch wirklich als rein-moraliſches Weſen, wären nicht in ihm zwey Naturen vereinigt, deren Forderungen nicht aufgehoben, ſondern nur einander untergeordnet, und in einer dem Endzwecke ſeines Daſeyns angemeſſene Harmonie geſetzt werden ſollen, ſo würde jene Idee, indem ſie die Uneigennützigkeit und Reinheit der Geſinnung beförderte, der Sittlichkeit ſelbſt eher günſtig als nachtheilig ſeyn. Aber da bey allen Handlungen, ſelbſt auch bey ſolchen, deren Beſtimmungsgrund von allen durch ſie möglichen Zwecken unabhängig ſeyn ſoll, Rückſicht auf ihren Erfolg für ein ſinnlich-vernünftiges Weſen unumgänglich nöthig iſt; ſo würde die Vorſtellung einer blinden Nothwendigkeit, auf welche ſich der Weltlauf gründete, die Achtung für das Geſetz ſelbſt, ſo unbedingt dieſes immer gebieten mag, und mithin auch ſeine Wirkſamkeit auf den menſchlichen Willen zerſtören.

Es ſcheint daher kaum begreiflich, wie die Alten an ein blindes Schickſal glauben konnten, ohne zugleich das Intereſſe der moraliſchen Vernunft aufzugeben. Und in der That, hätten ſie ſich unter dem Schickſal wirklich eine völlig verſtandloſe Nothwendigkeit gedacht, wie man gewöhnlich, beſonders durch Ausdrücke der Dichter verleitet, glaubt, ſo wäre jenes Intereſſe gar nicht zu retten geweſen. Die Vernunft mußte unter dieſer Vorausſetzung zwar nicht ihr Geſetz, aber doch die Erreichbarkeit ihres Endzwecks als einen ſchönen Traum aufgeben, weil der bloße Mechanismus der Natur keine Hoffnung auf Uebereinſtimmung mit den Anſprüchen der Freyheit übrig läßt. Aber dieſer Idee ſtrebte ſchon das äſthetiſche Gefühl entgegen; und eine Nation, welche für alles

Schöne ſo empfänglich war, als die Griechen, hätte, wie es ſcheint, wenigſtens mittelbar durch den Geſchmack dagegen verwahrt werden können. Der Geſchmack beurtheilt nämlich das Schöne ſowohl in der Natur als Kunſt nur vermittelſt der Zweckmäßigkeit, welche ohne beſtimmten Zweck vorgeſtellt wird. Nun ſetzt aber die Zweckmäßigkeit der Natur nothwendig die Zufälligkeit ihrer Formen voraus, und durch dieſe wird der Mechanismus blind wirkender Kräfte ausgeſchloſſen. Hierauf beruht auch in der That der wichtigſte Theil des Wohlgefallens an der ſchönen Natur, worin ſich auf eine wunderbare Weiſe dem Gemüth eine Ausſicht in eine dem ſittlichen Intereſſe günſtige Ordnung der Dinge aufſchließt. Gleichwohl würde der Ausſpruch eines Gefühls, das auf einem blos ſubjectiven Grundſatz der reflectirenden Urtheilskraft beruht, ſich gegen eine aus ſpeculativen Gründen unwiderlegbare Theorie nicht behauptet haben, wenn nicht die praktiſche Vernunft ins Mittel getreten wäre, und ihr Recht, über Dinge, wohin keine Erfahrung reicht, die letzte entſcheidende Stimme zu haben, geltend gemacht hätte. Diß geſchah durch Aufſtellung des Begriffs von Strafe. Indem die Vernunft durch dieſen Begriff die Begebenheiten der Welt mit den freywilligen Handlungen der Menſchen als Folgen verknüpfte, mußte ſie zugleich die urſprüngliche Anordnung des Weltlaufs einer Cauſalität anvertrauen, welche nach andern als Naturgeſetzen beſtimmt wird. Die Begebenheiten ſelbſt, ſoweit ſie dem Verſtand begreiflich ſind, blieben dabey immer noch der gleichen Nothwendigkeit unterworfen, aber der letzte Grund derſelben, der nicht mehr erſcheint, der nur gedacht, nicht begriffen werden kann, wurde der Macht des Schickſals entzogen, und ſo die Ver-

nunft bey den verſchiedenen Aeuſſerungen ihrer Thätigkeit, wo ſie ſelbſt Geſetze gibt, und wo ſie den Verſtand blos in Anwendung der ihm gegebenen leitet, mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung geſetzt. Die Idee einer blinden Nothwendigkeit mußte nun diejenige Bedeutung annehmen, welche allein mit dem Intereſſe der moraliſchen Vernunft verträglich iſt: jene Nothwendigkeit war eine blinde, das heißt, verſtandloſe Nothwendigkeit, nicht in ſoferne ſie nach ihrem letzten Grund durch keinen Verſtand, ſondern nur inſoferne ſie durch keinen menſchlichen oder dieſem ähnlichen möglich gedacht wurde. Die unendliche Kette, welche alle Naturweſen zuſammenhält, wurde an dem Throne der Gottheit befeſtigt; jenſeits des Mechanismus der Sinnenwelt, wodurch jede Veränderung in der Zeit mit einer frühern nothwendig zuſammenhängt, eröffnete ſich der gläubigen Vernunft ein mit Weißheit entworfener Plan einer ewigen Vorſehung.

Wenn nun aber auf dieſe Art Gott zum Urheber des Schickſals gemacht wurde, wie läßt ſich damit ein anderer Grundſatz ebendeſſelben Syſtems zuſammenreimen, dieſer nämlich: daß Gott ſelbſt unter dem Schickſal ſteht? Was nützt es der Vernunft, den letzten Grund der Natur, und damit auch den Glauben an die Erreichbarkeit ihres höchſten Zwecks in eine überſinnliche Welt hinüber zu retten, wenn auch hier dieſelbe Nothwendigkeit herrſcht, welcher die Sinnenwelt gehorcht? — Wäre blos von den Göttern die Rede, womit der Volksglaube und eine dichteriſche Mythologie den Olymp bevölkert, ſo lieſſe ſich die ganze Schwierigkeit dadurch löſen, daß man jene Götter als Agenten einer höhern Macht betrachtete, welche einen ihnen ſelbſt unbekannten Plan nach unab-

änderlichen Geſetzen auszurichten hätten. Allein nach dem Lehrgebäude der Stoiker iſt das Schickſal das Werk eines ewigen, denkenden und weiſen Weſens, und dieſes ewige, denkende und weiſe Weſen iſt ſelbſt wieder dem Schickſal unterworfen. Soll dieſer Satz keinen Widerſpruch in ſich enthalten, ſo kann er ſich blos darauf beziehen, daß der Urheber des Schickſals die ſtetige Naturkette nie unterbricht, und von den Wirkungen ſeines erſten Entſchluſſes, welcher, als der beſte, nur dieſer und kein anderer ſeyn konnte, nicht abweicht. Nur führt alsdann die Nothwendigkeit der Welt wiederum auf Nothwendigkeit in ihrem Urheber, und gleichwohl ſprechen die Stoiker von dem Antheile des freyen Willens der Gottheit an dem Weltbau. Aber auch hier zeigt ſich eine unverkennbare Spur der nach Einheit und Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt ſtrebenden Vernunft. Die Anordnung des Schickſals iſt das Werk der Freyheit, inſoferne der abſolute Grund der Naturnothwendigkeit nicht wieder in der Natur, ſondern nur in der Freyheit enthalten ſeyn kann; aber dieſe Freyheit wird gleichfalls wieder als Nothwendigkeit gedacht, weil ſie einem Weſen zukömmt, das, nach dem Ausdruck eines ſtoiſchen Weltweiſen, ſelbſt eine Nothwendigkeit iſt.

Der Begriff der Strafe war es, den wir als Standpunkt annehmen, von welchem aus die Vernunft ſich den Weg aus dem Gebiete der Natur in eine überſinnliche Welt eröffnete, um ihre eigene Cauſalität gegen die Gewalt des Schickſals ſicher zu ſtellen. Strafe aber ſetzt ein Verbrechen, das heißt, eine willkührliche Uebertretung des Geſetzes voraus, und läßt ſich mithin nur auf ſolche Handlungen anwenden, welche wirklich mit Vorſatz und

Bewußtſeyn begangen worden ſind. Wären auch diejenige illegale Handlungen, welche ganz von dem Einfluß eines unüberwindlichen Schickſals abhängen, der Strafe unterworfen, ſo würde die moraliſche Vernunft eine ſolche Einrichtung noch ſtärker misbilligen, als ein völlig planloſes Spiel des Zufalls, worin gar keine Beziehung auf den Werth der menſchlichen Handlungen zu entdecken wäre. Selbſt in der dichteriſchen Darſtellung mußte die Geſchichte eines Unglücklichen, den eine unwiderſtehliche Gewalt erſt zum Verbrecher macht, und nachher für ebendieſe Vergehungen mit ſchweren Strafen büſſen läßt, für das ſittliche Gefühl durchaus empörend ſeyn, wenn nicht etwa unter der Hülle der Fabel ein tieferer Sinn verſteckt war, wodurch ſich dem Gemüth eine für die Moralität wichtige Wahrheit in dunkler Ahnung offenbarte. In der That ſcheint dieſer Geſchichte eine Idee zum Grunde zu liegen, welche ſich auf eines der ſchwerſten Probleme für die philoſophirende Vernunft bezieht, und wir finden hier vielleicht eine Auflöſung deſſelben, die um ſo mehr unſrer Aufmerkſamkeit würdig iſt, da ſie auf einem Weg unternommen wird, der gerade am weiteſten vom Ziel abzuführen ſcheint, und gleichwohl mit derjenigen Bahn zuſammentrifft, welche durch eine lange nachher entworfene Verzeichnung aller möglichen Directionen als die einzig richtige beſtimmt worden iſt.

Um die Natur-Nothwendigkeit mit der moraliſchen Freyheit in einem und ebendemſelben Weſen, und ſogar in einer und ebenderſelben Handlung vereinigt zu denken, ſieht ſich die Vernunft genöthigt, in dem Menſchen einen gedoppelten Charakter anzunehmen. Der eine kömmt ihm als Erſcheinung zu; der andere gehört ſeiner höhern

Natur an, die ihn zum Bürger einer überſinnlichen Welt macht. Inſoferne ſeine Handlungen in der Zeit geſchehen, ſtehen ſie unter dem Geſetze der ſinnlichen Natur, dem jede andere Begebenheit unterworfen iſt. Aus dieſem Geſichtspunkt erſcheinen ſie als Wirkungen einer höhern Macht, eines unüberwindlichen Schickſals, das allen Antheil der Willkühr ausſchließt. In jedem Augenblick, da der Menſch handelt, findet er ſich ſchon in einer bereits angefangenen Reyhe begriffen, worinn jede Aeuſſerung ſeiner Thätigkeit durch etwas, was nicht mehr in ſeiner Gewalt ſteht, nothwendig beſtimmt iſt. Wäre nun ſein ganzes Daſeyn in den engen Kreis der Naturwirkungen beſchränkt, ſo würde die erhabene Idee von Freyheit mit allen darauf gebauten Begriffen zum leeren Traumbild heruntersinken. Selbſt das Gefühl eigener, innerer Kraft könnte ihn nicht berechtigen, ſich von der Naturkette losgefeſſelt zu glauben: es wäre die Täuſchung einer mit Bewußtſeyn begabten Maſchine, welche ihre Bewegung für frey hält, weil ſich dabey kein Stoß oder Druck von auſſen, ſondern nur die Kraft des eigenen Räderwerks wirkſam zeigt. Sobald aber der Menſch das, was an ihm der Erſcheinung angehört, von ſeinem eigentlichen Selbſt inſoferne dieſes von den Geſetzen der Erſcheinung unabhängig iſt, unterſcheidet, ſo gewinnt er einen Standpunkt, auf welchem die Naturnothwendigkeit keine Macht über ihn hat. Dann erſt iſt es ihm möglich, ſeine Handlungen als nothwendig in der Zeit beſtimmt, und doch zugleich als Wirkungen der Freyheit ohne Widerſpruch zu denken, und die ſittliche Zurechnung wird nun durch die Erklärbarkeit jeder einzelnen Handlung aus dem, was ihr vorangieng, nicht aufgehoben, weil jene ſich an ein Vermögen wendet, das über

alle Zeitbedingungen erhaben und eine Reyhe von Wirkungen durch ſich ſelbſt anzufangen fähig iſt.

Dieſe Unterſcheidung des ſinnlichen und überſinnlichen Charakters im Menſchen findet ſich auch wirklich durch die Ausſprüche des moraliſchen Gemeinſinns beſtätigt. Die klarſte Einſicht in den Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen, wovon eine unerlaubte Handlung abhängt, vermag weder den Vorwurf des eigenen Gewiſſens noch die Strenge des fremden Urtheils zu mildern. Vor der richtenden Vernunft erſcheint der Menſch immer als ein Weſen, deſſen Exiſtenz nicht in der Zeit beſtimmbar iſt, und in dieſer Eigenſchaft kann ihm keine Naturnothwendigkeit zu Statten kommen. Nichts anders als dieſe, dem ſittlichen Gefühle ſo natürliche Vorſtellungsart iſt es auch, was die Geſchichte des Oedipus ſinnlich darſtellt: die Vergehungen deſſelben ſind in Umſtänden gegründet, welche nicht in ſeiner Gewalt ſtehen; dennoch wird er von den ſtrafenden Göttern den Geiſſeln der Furien übergeben, nachdem ihn ſeine eigene Hand des Tageslichts, deſſen er ſich ſelbſt für unwürdig hielt, beraubt hatte. Im Allgemeinen betrachtet, wird hier blos die Vereinbarkeit der moraliſchen Zurechnung mit dem nothwendigen Zuſammenhange der Weltbegebenheiten in einem concreten Falle dargeſtellt. Nun iſt es aber ein weſentliches Erforderniß der moraliſchen Zurechnung, daß eine Handlung mit Bewußtſeyn und mit Kenntnis ihres Verhältniſſes zum Geſetz unternommen ſey. Oedipus hingegen wird Verbrecher, weil er die Perſonen, an welchen er ſündigt, nicht kennt, und inſoferne muß ihn die Vernunft von Schuld und Strafe freyſprechen. Allein dieſer Umſtand gehört blos zur dichteriſchen Dar-

ſtellung, welche einzig auf Erregung des Mitleids über das traurige Schickſal eines Unglücklichen berechnet iſt; jene Vernunftidee, ſo wenig ihr das einzelne Beyſpiel in ſeiner individuellen Beſtimmung angemeſſen iſt, behauptet im Allgemeinen doch ihre Realität, und ohne den geheimen Einfluß derſelben würde die Geſchichte nur empörend, nicht rührend ſeyn. Das moraliſche Gefühl findet ſich befriedigt durch Verſinnlichung des allgemeinen Satzes, daß die Freyheit des menſchlichen Willens durch Naturnothwendigkeit nicht aufgehoben wird; die beſondere Art, wie in dem einzelnen Falle dieſe Naturnothwendigkeit beſtimmt iſt, fällt in das Gebiet der Dichtkunſt, welche auf die Empfindung zu wirken hat. Auf dieſe Art läßt es ſich erklären, wie die Zuſchauer des Griechiſchen Trauerſpiels das ſchreckliche Ende des Oedipus als ein unglückliches Schickſal beweinen und doch zugleich als verdiente Strafe billigen konnten.

IV

Ueber griechiſche und gothiſche Baukunſt.

Ich habe einſt bei einem, ich weiß nicht welchem, franzöſiſchen Schriftſteller folgende Worte geleſen: „le but de toute architecture est d'imiter la nature: mais pendant que l'architecte grec représente la nature portante, le goth nous fait voir celle, qui germe.“ Es liegt etwas Feines in dieſer Bemerkung, ob man gleich von der Natur gar nicht ſagen kann, daß ſie trage. Es liegt etwas darin, denn in der That ſieht jeder altgothiſche Thurm mit ſeinen Ecken und Spitzen einem Baum ähnlich, von dem ſich Zweige gewaltſam abreiſſen, auch ſcheinen alle Verzierungen des Hauptgebäudes aus der Natur geſchöpft zu ſeyn. Wenn des Griechen ganzes Augenmerk auf Sicherheit geht, wenn ſelbſt ſeine Verzierungen in dem Princip der Sicherheit ihren Grund zu finden ſcheinen, wenn die Trygliphen unterſtützen, die Hohlleiſten und Wülſte nur ſoweit hineingehen oder hervorragen müſſen, als die ſichere Ruhe des Ganzen es erfordert; errichtet der Gothe auf dünne Pfeiler ungeheure, bis in die Wolken reichende Gewölber, bauet er ſo, daß alles zu fallen ſcheint, und doch nicht fällt, und bringt Fenſter, Spitzen und Roſen häufig zur Zierde an.*

* Un edifice grec n'a aucun ornement, qui ne serve à augmenter la beauté de l'ouvrage. Les pieces necessaires pour le soutenir ou pour le mettre à couvert, comme les co-

Dieſer ſo auffallende Unterſchied zwiſchen dem Griechiſchen und Gothiſchen Gebäude, leitet natürlich auf die Erörterung folgender Fragen:

1) Was beabſichtigten beyde Künſtler?

2) Wie kommt es, daß bey einerley Zweck der nützlichen Bauerey, die Baukunſt, als Schönheit ſo verſchieden ausfiel? und

3) Wenn es für die Schönheit eines Kunſtwerks ein regulatives Princip á priori giebt,* welches wird daſſelbe für die Baukunſt ſeyn?

lonnes et la corniche, tirent leur beauté de leur proportion: tout est simple, tout est mesuré, tout est borné à l'usage. On n'y voit ni hardiesse, ni caprice qui impose aux yeux. Les proportions sont si justes, que rien ne parait fort grand, quoique tout le soit. Au contraire l'architecte gothique elève sur des piliers très minces une voute immense, qui monte jusqu'aux nues: on croit que tout va tomber, mais tout dure pendant bien des siecles. Tout est plein de fenètres, de roses et de pointes; la pierre semble decoupée comme du carton, tout est à jour, tout est à l'air. (Lettr. de Mr. de Fenelon sur l'eloquence.)

* Ludwig XIV hatte einen Preiß für den ausgeſezt, der eine neue Säulenordnung erfinden würde. Sturms deutſcher Fleiß zeigte durch die Combinationsrechnung, daß es noch eine, aber weiter keine Ordnung gäbe. Ob nun gleich Sturm von keinem Princip ausgieng, indem er blos die

Zur Beantwortung dieſer Fragen, ja ſelbſt zum beſſern Verſtändniß derſelben, glaube ich einige Betrachtungen über Kunſtwerke vorausſchicken zu dürfen.

Einige Kunſtrichter ſind der Meinung, daß ein Werk der Kunſt drey Einheiten habe: Einheit des Zweckes, der Regel und des Begriffes. Bleiben wir bey unſerm Gegenſtande: ſo gäbe die Bequemlichkeit des Gebäudes die Einheit des Zweckes, deſſen Symmetrie die der Regel, und die Wahl der Verzierungen die des Begriffes.

Ich weiß nicht, ob dieſes ſo ganz richtig iſt. Bequemlichkeit des Gebäudes ſcheint mehr die Brauchbarkeit als die Schönheit deſſelben zu betreffen: ein Bauernhauß kann ſehr bequem eingerichtet ſeyn, ohne ſich es je beykommen zu laſſen, auf Schönheit Anſprüche zu machen; und Symmetrie iſt an und für ſich eine ſo ſchwankende Vorſtellung, daß, wenn man ihren Grund nicht etwas tiefer ſucht, man Alles und Nichts für Symmetrie halten kann. Sie beſteht nicht bloß in dem Verhältniß der Gleichheit der Theile des Gebäudes zu einander; ſondern in dem leicht zu überſehenden Verhältniß einer Zahl zu einer andern überhaupt. So gehört es z. B. auch zur Symmetrie, daß die Höhe der Thüren zu ihrer Breite, ſich wie 5 : 2 verhalte; und da entſteht dann die Frage: welche Symmetrie iſt ſchön? Fenſter je zwey und zwey dicht nebeneinander, ohne Zwiſchenpfeiler, aber Paar-

Hohl- und Kehlleiſten als weſentlich anſah, und darauf ſeinen Calcul fußte, ſo ſcheint mir doch daraus zu erhellen, daß die Säulenordnungen ſich auf ein Princip zurückführen laſſen müſſen.

weiſe mit einem Zwiſchenraum von drey Fuß angebracht, geben eine ſehr ſymmetriſche, aber bey aller Symmetrie, eine unerträglich häßliche Façade. Dieſe Frage, die zu beantworten gar nicht zu meinem Plane gehört, zeigt aber, wie ich glaube, doch ſo viel an, daß die Einheit des Zweckes und der Symmetrie, wo nicht zur Schönheit des Gebäudes ganz auſſerweſentliche, doch gewiß nur der Einheit des Begriffes untergeordnete Bedingungen ſind.

Es läßt ſich aber, meiner Meinung nach, zeigen, daß die Schönheit des Gebäudes, ſo wie aller Kunſtwerke überhaupt, nur auf der Einheit des Begriffes beruhe, und die übrigen Dinge nur die Ueberſicht dieſer Einheit erleichtern, nicht ſie ſelbſt vergrößern.

Zu dieſem Behufe aber müſſen wir den Unterſchied beſtimmt angeben, der ſich zwiſchen einem Werke des Künſtlers und dem des Handwerkers, oder zwiſchen dem Künſtler und Handwerker vorfindet.

Man nennt den im ſtrengſten Sinne des Wortes einen Handwerker, deſſen Erzeugniſſe nur zum Gebrauche eines beſtimmten Individuums verfertigt werden, und die auch nur für daſſelbe vollkommen paſſen. Schuſter, Schneider ſind im ſtrengſten Verſtande Handwerker: ſie arbeiten für einen beſtimmten Fuß, einen beſtimmten Körper, und ihre Arbeit paßt niemand anders genau, als dem Subjekt, für das ſie gemacht worden.

Hingegen ſind die Erzeugniſſe des eigentlichen Künſtlers für gar niemand beſtimmt gemacht, müſſen aber allen paſſen, die davon den Gebrauch machen, den man von

Kunſtſachen machen kann. Wer ſie ſieht, muß von ihrer Schönheit eingenommen werden, muß die Behaglichkeit dadurch empfinden, die der Anblick des Schönen gewährt, und muß es fühlen, daß des Künſtlers Hand das für den äuſſern Sinn ſchuf, wovon der innere Sinn des Kenners ſchon längſt belebt und erfüllt war. *

Je mehr Menſchen an dem Werke zu tadeln finden, je weniger man mit jedem beſondern Theile zufrieden ſeyn kann, und je enger der Künſtler ſich auf eine beſondere Claſſe von Menſchen beſchränkt, für die er arbeiten, denen er gefallen will, deſto mehr ſinkt derſelbe zum Handwerker herab; und Gegenſtände der Kunſt können handwerksmäſig betrieben werden, wenn ſie nur zu irgend einem beſtimmten Gebrauche tauglich ſind, aber übrigens keinem Menſchen paſſen. Beiſpiele hierzu liefern die Schilder an den Gaſthäuſern u. ſ. w.

Dieſer hohe Anſpruch an den Künſtler, daß ſein Werk allen gefallen ſoll, iſt freylich nur eine Idee. In dieſem Verſtande wird es nie einen Künſtler gegeben haben, noch geben können: an Apelles Meiſterſtück fand

* In den meiſten mir bekannten Sprachen geht die Stufenleiter folgender Geſtalt: Handwerker, Arbeiter, Mechanicus, Künſtler. Der Arbeiter iſt, dem Stoff nach Künſtler, der Form nach, Handwerker; der Mechanicus das Gegentheil. Der Erfinder einer jeden Sache iſt ſtets ein Künſtler; und Vulkan wird auch deshalb ein Künſtler bey den Alten genannt, obgleich unſere heutigen Vulkane, ſelbſt die Goldſchmiede nur Arbeiter oder Mechanici ſind.

ein Schuſter etwas auszuſetzen. Aber ſie dient uns eben deshalb, wie jede Idee, als regulatives Princip. Der Künſtler ſoll *ſtreben*, allen zu gefallen, gelänge ihm auch dieß nie.

Dieß Streben nach allgemeinem Beyfall, das dem Künſtler ſeinen Namen erwirbt, ſetzt aber voraus, daß er ſich bey dem Entwurf ſeiner Arbeit, bey dem ſeiner Einbildungskraft vorſchwebenden Ideal das geſammte Urtheil aller Menſchen über den darzuſtellenden Gegenſtand zur Einheit gemacht habe. Der Künſtler *ſoll* allen gefallen, und er muß allen gefallen *können*; aber ohne dieſe in der Vernunft gehegte Einheit wäre es dem Künſtler ſchlechterdings unmöglich, durch bloſſe Abſtraktion von einzelnen Urtheilen, den Gegenſtand ſo darzuſtellen, daß er wenigſtens das Streben allen Menſchen zu gefallen verrathe. Praktiſch läßt ſich ohne Einheit des Begriffs nichts bewirken; und der Künſtler, der nicht von einem Begriffe ausgeht, der nicht die Abſicht hat, einen Begriff dem *Inhalte* ſeiner Arbeit zum Grunde zu legen, der daher bloß gefällige *Formen* willkührlich zuſammenträgt, in denen er und der Beobachter die Einheit hintennach hineinlegen, ein ſolcher Künſtler wird ſtets — wenn er gar den Namen Künſtler verdient — mehr Copiſt, als Originalkünſtler ſeyn: er hat abgeſchrieben, ohne zu wiſſen, was in der Urſchrift ſteht. *

* Ex hac templorum definitione (nempe a verbe contemplari) colligimus, ipsa absque ullo tecto fuisse, unde cœlum facillime aspici posset. (Ciampini vetera monum. Roman. Romæ, 1690. p. 4.) Das war alſo die Einheit des Begriffes bey den Tempeln und wenn wir auch keinen völlig

Auf dieſer Einheit des Begriffs beruht auch die Möglichkeit des Geſchmacks á priori beym Kenner. So ſehr nehmlich der empiriſche Geſchmack in jedem Menſchen verſchieden ſeyn kann, und wirklich verſchieden iſt; ſo heißt doch Geſchmack á priori nichts anders, als die Gabe die Einheit des Begriffes, die der Künſtler aufgeſtellt, leicht, wenn auch nicht deutlich zu erkennen, und davon gerührt zu werden. Hat daher der Künſtler keine Einheit des Begriffes zum Innhalte ſeiner Arbeit gewählt, wie ſoll ſie der Kenner herausfinden können? Einzelne Theile wird er bewundern, ohne zu wiſſen, was er aus dem Ganzen machen ſoll.

Rubens fleiſchigte Maßen, und der Angelica Kaufmann ſchlanke, ſvelte Figuren, gefallen beyde; und ſo verſchieden die Darſtellung ähnlicher Objekte von beyden Künſtlern bewirkt worden, ſo verſchieden auch das Urtheil des Beobachters ſeyn mag, wenn er ſich eine Freundinn nach dem Ideale Rubens oder nach dem der Angelica Kaufmann wählen ſollte, ſo ſehr kann er doch, als ein Mann von Geſchmack, beyde gleich ſchön finden. Er ſieht die Einheit des Begriffes, die beyde Künſtler für Weiberſchönheit feſtgeſetzt haben, und findet die Darſtellungen ſchön, weil ſie dieſem Begriffe entſprechen.

Rubens ſah die Fülle des üppigen Genuſſes, als den höchſten Zweck für Weiberſchönheit an; und von der

offnen, wie C geſehen haben will, antreffen, ſo läßt ſich doch wenigſtens erklären, warum in vielen Tempeln das Licht von oben durch die Kuppel fällt.

äuſerſten Fußſpitze bis zur Bruſtwarze ſtellen ſeine Weiber dieſe Schönheit dem Auge des Beobachters dar. Angelica hingegen, ſelbſt Weib, und daher die Würde ihres Geſchlechts etwas höher ſetzend, als bloß die thieriſche Hälfte des Mannes zu ſeyn, Angelica ſah die weichgeſchaffene Seele des Weibes, deſſen Geſchmeidigkeit, deſſen Stärke beym Vorſatze, deſſen Schwäche in der Leidenſchaft, als den vorzüglichen Charakter der Weiberſchönheit an; und jede ihrer Figuren zeigt dem, nur mittelmäſig geübten Auge, dieſen Charakter aufs deutlichſte. Man eilt ungeduldig von Theil zu Theil des graciöſen Körpers, bis zum Mund, bis zum Auge, und wünſcht von jenem ein holdes Wort zu hören, in dieſem einen Funken von Leidenſchaft glühen zu ſehen.

Mit dem Verluſte der Einheit des Begriffes — die ich auch die Geſchmackseinheit nenne — fängt auch der gute Geſchmack an, zu ſinken, und er geht entweder gänzlich zu Grabe, oder es wird eine neue Geſchmackseinheit erfunden werden müſſen, oder endlich wird der alte Geſchmack durch vorgefundene Bilder und Muſter wieder aufs neue organiſirt, aber nicht eher beſeelt werden können, als bis man der alten Geſchmackseinheit wieder auf die Spur gekommen iſt.

Daß dieß der Erfahrung gemäß ſey, wird jeder einſehen, der nur im mindeſten über das nachgedacht hat, was man den Verfall des Geſchmacks nennt. Unſere Muſik und unſere Tanzkunſt, ſind ganz was anders, als ſie bey den Griechen geweſen. Ihre Geſchmackseinheit in dieſen beyden Künſten iſt für uns ganz verloren gegangen, und es lag wohl eine Kluft von mehrern Jahrhunderten da-

zwiſchen, ehe es einer neuer Schöpferkraft gelang, beyde Künſte wieder einiger Maaſen zu beleben.

In den übrigen bildenden Künſten arbeiten wir noch jetzt bloß nach dem Vorbilde der Alten, ohne ſie ſo eigentlich recht zu verſtehen; und der Künſtler muß ſich ſtreng an die Begriffe der Mythologie binden, wenn er bey dem Inhalte mythologiſcher Arbeiten verſtändlich werden will. Es wäre vielleicht nicht ſchwer aus der Geſchichte den Zeitpunkt zu beſtimmen, wann die Geſchmackseinheit in dieſer oder jener Kunſt verloren gegangen und warum ſie verloren gegangen.

Aber vorzüglich werde ich mich beſtreben in Anſehung der Baukunſt zu zeigen, was für eine Geſchmackseinheit ihr überhaupt zum Grunde liege, warum der griechiſche Geſchmack ſchon zu Konſtantin des groſen * Zeiten zu verſchwinden angefangen, und der Gothe lieber nach arabiſchen ** als nach griechiſchen Muſtern gebauet habe.

Die Geſchmackseinheit wird nun entweder an und für ſich, oder ſymboliſch, oder bloß analog dargeſtellt. Die Tanzkunſt, inſofern ſie etwas mehr bedeutet, als herum-

* Quo argumento satis docemur, quantam cladem tractu temporis passa fuerit cum cæteris artibus Architectura, cum quarto nostræ salutis sæculo adeo a veteri sua dignitate prolapsa jaceret. Ciampini l. c. C. II. p. 23.

** S. Schmidts Geſch. d. Deutſch. Theil 1, S. 12. und Herders Ideen zur Philoſ. der Geſch. der Menſchh. Theil 4. S. 327.

hüpfen in durcheinanderlaufenden Linien, insofern ſie auch einen Inhalt hat, ſtellt dieſe Einheit an und für ſich dar. Die Geſchichte wird vor unſern Augen aufgeführt; jede Gruppe, jede Bewegung iſt, oder ſoll ſeyn Ausdruck deſſen, was die handelnden Perſonen in dieſem Augenblicke fühlen: es ſind Perſonen aus verſchiedenen Ländern, mit verſchiedener Mutterſprache, denen nur die allgemein verſtändliche Sprache der Natur, die Mimik, zu Gebote ſteht.

Der Mahler oder Bildhauer des Alterthums, der das kindiſche Betragen, die blinde Partheylichkeit, die faſt nothwendige Unbeſtändigkeit, die ſchmerzhafte Freude, und den fröhlichen Schmerz der Liebenden als Einheit faßte, um darnach das Bild der Liebe zu perſonificiren, ſtellte alle dieſe Merkmahle ſymboliſch in Amor dar: ein Kind, mit einer Binde vor den Augen, Flügeln auf dem Rücken, mit goldnen aber ſpitzigen Pfeilen im Köcher.

Hingegen kann die Muſik die Geſchmackseinheit nur analog darſtellen. Wie der Gang der Leidenſchaft in der Zeit nach und nach wahrgenommen wird, entweder ſtets feyerlich wie die Liebe des Spaniers, oder zudringlich und tändelnd, wie die des Franzoſen, muß der Gang der Muſik ſeyn, die dieſe Leidenſchaft darſtellen ſoll. Daher wird man aus der Muſik, ohne Beyhilfe geſungener Worte, wohl wiſſen, ob ſie Traurigkeit oder Freude bezeichnen, nie aber den Grund zu dieſen Empfindungen.

Sind dieſe Vorausſetzungen gegründet, ſo ſchreite ich zu meinem Gegenſtande, woraus dann noch erhellen

wird, daß die Baukunſt, eben ſo wie Mahler- und Bildhauerkunſt, die Geſchmackseinheit ſymboliſch darſtelle.

„Wie die Menſchen denken und leben, ſo bauen und wohnen ſie" ſagt unſer Herder; und das iſt gewiß wahr. Denn bey allen Menſchen hat Bauerey mit Geſetzgebung die ſtärkſte Aehnlichkeit: durch beyde ſoll der Menſch Sicherheit und Schutz erhalten. Unter ſein Dach rettet er ſich vor Wind, Wetter und Kälte; unter das Obdach der Geſetze vor dem Sturme boshafter Menſchen, vor ihren wetterwendiſchen Geſinnungen, und verwandelt ihre theilnehmungsloſe Kälte in thätige Wärme zum Heil und Frommen des Mitmenſchen. Hier wie dort wird er in den Stand geſetzt, Herr deſſen zu bleiben, was er rechtmäſig beſitzt, und ſein Eigenthum im Schooße ſeiner Familie ruhig genießen zu können.

Eine Art von Geſetzgebung hatten alle Völker der Erde: gut oder ſchlecht, gleichviel, wenn ſie nur für das Volk in ſeiner Lage paßte; auch baute jeder ſein Hüttchen ſo gut oder ſo ſchlecht er konnte, aber allemal gewiß ſo gut, als er es brauchte. Dort Schiedsrichter in jedem beſondern Falle, ein Anführer im Kriege, und wenn es hoch kam, ein Wahrſager, der auch zugleich Moraliſt war; hier ein Paar Lanzen in die Erde geſteckt, mit Kleidern zum Dache, ein Stein zur Lagerſtelle, und wenn es hoch kam, ein Graben um das Hauß zur Vorſicht und zur Grenzſcheidung — dies war blos nützliche Geſetzgebung, nützliche Bauerey, ohne Kunſt in beyden.

Solange die Menſchen nomadiſch lebten, brauchte man wohl ſchwerlich etwas beſſeres in dem einen Falle,

konnte man schwerlich was schöneres denken in dem andern: hier wie dort sorgte man nicht für die künftige Generation, kaum für den künftigen Frühling.

Sobald aber die Menschen anfiengen stät zu werden, und sich in ihre Gesetzgebung Kunst mischte, konnte sich auch ihre Bauerey in Baukunst verwandeln. Begeistert von der Schönheit der Gesetze, konnte es ihnen einfallen, ihre Empfindung für diese Schönheit symbolisch darzustellen; und sie führten ein schönes Gebäude auf. Der schöne Gesetzgeber Numa war auch in Rom der erste, der auf Schönheit der Gebäude sein Augenmerk richtete.

Aber nur eben die Empfindung des Künstlichen in der Gesetzgebung, die der Mensch als schön erkennt, und die sich seinem Gemüthe einprägt, kann er auch in seinem Gebäude als schön abbilden. Die symbolische Darstellung als Wirkung, wird nicht über die Ursache, die sie aus der Gesetzgebung schöpfte, hinaus gehen; und so mußten denn Griechen und Gothen freylich ganz verschiedene Geschmackseinheiten in Betracht der Architektonischen Schönheit haben.

Schon von Dracos Zeiten an, verwandte der Grieche seinen ganzen Kunstfleiß in der Gesetzgebung, auf die Haltbarkeit des Staatskörpers; jeder Theil mußte tragen, jeder Mittel werden, den Hauptzweck der Gesetzgebung, das Ganze zu erhalten, und jeder sollte nur seines Daseyns so weit froh werden, als es diesen Zweck verherrlicht. Dieß war die Schönheit in der Gesetzgebung, dieß die Geschmackseinheit in dem Griechischen Gebäude. Auf Fußgestellen ruhen Säulen, diese tragen

Capitäle, und beyde tragen die Kuppel, das Obdach des Gebäudes, den Endzweck des Ganzen.

Mit dem Verfall der griechiſchen Staaten, fieng die Geſchmackseinheit der Gebäude an, undeutlich zu werden, wurde nur von ſehr guten Augen noch zu Nero's Zeiten bemerkt, und verſchwand gänzlich aus dem Geſichte unter Conſtantin dem Groſen. Nun das Syſtem des griechiſchen Staatskörpers nur noch durch äuſſere Stützen zuſammenhielt, Nero mehr durch Grillen und Launen, als mit Bedachtſamkeit und Hinſicht auf die Erhaltung des Ganzen herrſchte, und endlich Conſtantin durch Verlegung der Reſidenz nach Byzanz, die erſte Urſache zu jenem Unheil des doppelten Kaiſerthums ward, nun konnte wohl auch ſchwerlich der Künſtler die Schönheit der Regierungsform in ſein Werk übertragen, und das Räthſel iſt ziemlich gelößt, weßhalb ſich auf dem von Conſtantin benannten Bogen ſo widerſprechende Dinge, und in allen ſeinen Gebäuden Säulen von aller Ordnung, ohne die mindeſte Auswahl vorfanden. So war ſeine Regierung, ſo mußten ſeine Kunſtwerke ſeyn. Der ſchöne griechiſche Einklang hatte aufgehört zu tönen, und ſchreckliche Diſſonanzen gellten in den Ohren der Künſtler.

Nun erſchien der Gothe, der, zu Anfange des fünften Jahrhunderts, ſich mit Macht von der römiſchen Oberherrſchaft losreiſſen wollte, deſſen ganzes Beſtreben, deſſen ganze Verbindung zu einem Körper auf Freyheit und Erweiterung gieng, und der daher keine andere Schönheit in der Regierungsform kannte, als die jenen Zweck beförderte. Die politiſche Verbindung zu dieſem Endzwecke war der ſchönſte Anblick für ihn, und auch

ſeine Gebäude mußten dieſen Geſchmack an den Tag legen. Alles reißt ſich, in den altgothiſchen Gebäuden, von dem Hauptſtamm ab, nichts trägt, alles iſt offen, alles, bis auf die Zierrathen, aus der Natur entlehnt, alles nach Eigenwillen verbunden, nichts ſoll dem Zwange unterliegen.

Seine Freyheit mitten unter einengenden Schwierigkeiten durchzuſetzen, kann durch kein Bild ſo ſchön ſymboliſch dargeſtellt werden, als durch die Tulpenblättrige Form, welche die Gothen ihren Bogen gaben, und die das Charakteriſtiſche der alten ſowohl als neuen gothiſchen Bauart iſt. Der Bogen iſt oben nicht zuſammengedruckt: er hat noch Spitze, noch Kraft durchzudringen und wartet nur gleichſam auf eine Gelegenheit auszubrechen, voneinander zu platzen, und ſeine, faſt bis oben parallel laufenden Schenkel ins Unendliche auszubreiten. Wo nichts die Kraft des nach Freyheit ſtrebenden Menſchen einengt, da erhebt er ſich ſo weit er kann, ohne Rückſicht auf die Frage: wie wird das halten? Er verläßt ſich auf ſeine Kraft. Daher des Gothen hohe Thürme, die die Athmosphäre durchbohren, und fallen müßten, wenn die Materialien nicht ſo gut wären; daher keine Kuppel, keine Spiegelgewölber, keine Säulen, keine Capitäle — nichts trägt, nichts drückt, alles geht vorwärts.

Welche Schönheit konnte der Gothe in dem griechiſchen Gebäude finden, da er dieſe Schönheit in ſeiner Geſetzgebung nicht vor Augen hatte? Nach ſeinem Willen hätte hier das Oberſte von den Theilen zertrümmert werden ſollen; und nach ſeinem Geſchmacke brauchte es auch dort nicht mehr von ihnen ſo ängſtlich getragen zu

werden. Nur in dem arabiſchen Geſchmacke fand er Bedeutung, nur von einem Volke, das über Geſetzgebung ſo ziemlich gleich mit ihm dachte, konnte er die Geſchmackseinheit entlehnen.

Ich laſſe Goldmanns Muthmaßung dahingeſtellt ſeyn, daß die Corinthiſche Ordnung ſich an den Tempeln, die Doriſche aber an dem Pallaſte Salomons gefunden habe. Eben ſo gleichgültig iſt es, welche Ordnung zuerſt erfunden worden.

Allein, nach meiner Meynung, ſcheint Sturms * Behauptung, daß es nur drey verſchiedene Ordnungen überhaupt gebe, ſehr richtig zu ſeyn. Denn in einem Staate, in dem das Ganze von den Theilen getragen wird, giebt es nur drey Stände: Bürger, Edler und Souverain. Der erſte trägt, anſpruchslos, um Stütze des Ganzen zu ſeyn, mit natürlicher Einfalt, dem einzigen Charakter, der ſeinem Stand geziemt; die männliche und weibliche Toscaniſche Ordnung. Der zweyte trägt auch ſeine Laſt: aber er ſieht auch dabey auf ſeine eigne Verherrlichung. Die Dienſte, die er dem Ganzen leiſtet, ſollen in die Augen ſpringen, und er trägt mit Anſtand: die männliche und weibliche Joniſche Ordnung. Endlich dient der Abglanz des Souverains ihm jene Ueberlegenheit über ſchwache Geiſter zu geben, die deſſen ſchlichten Nutzen nicht einzuſehen vermögen; er muß höher an Körper ſeyn, wenn er von ihnen für höher am Verſtande gehalten werden ſoll, muß ihnen ein Spiel, eine Augenweide zur Schau ſtellen. Der Pöbel

* S. Sturms Civilbaukunſt. Augsb. 1718.

gafft und ſtaunt hierüber, indeß der Einſichtsvollere in dem Souverain, nur inſofern er Staatsbürger iſt, ſeine Größe bewundert: die männliche und weibliche Corinthiſche Ordnung.

Dieſe drey Stände waren weder bey den Arabern, noch den Gothen ſo genau geſchieden, als bey Griechen und Römern; und daher hat auch das gothiſche Gebäude höchſtens Pfeiler, aber keine Säulen.

Als nun zu Hugo Kapets Zeiten der Staat ſich abermals zu organiſiren anfieng, verſtand man nicht mehr, was für eine Geſchmackseinheit die Gothen bey ihren Gebäuden gehabt hatten, und fand nur Schwerfälligkeit, Ueberladung und wildes Spiel der Einbildungskraft darinn. Man bauete, ohne allen Begriff, neu gothiſch, bloß ſymmetriſch, ohne Geſchmackseinheit; bis man endlich um die Mitte des vierzehenten Jahrhunderts anfieng, die vorgefundenen Muſter der griechiſchen Baukunſt nachzuahmen, ohne ihre Geſchmackseinheit zu verſtehen.

Im Verlage der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung zu Tübingen erſcheint gegen Ende Novembers

Archenholz, J. W. v., Annalen der Brittiſchen Geſchichte, 12ter Band, mit dem Bildniß des Staatsminiſters Greenville, 8.

Da der Herr Verfaſſer dieſes Werk unſerm Verlag überlaſſen hat, ſo bitten wir die Liebhaber, ſich mit ihren Beſtellungen darauf an uns zu wenden. Auch ſind die bereits erſchienenen 11 Bände, jeder à 1 Rthlr. 8 gr. bey uns zu haben.

Von Mercier's Nuits d'hyver liefere ich keine Uiberſezung, weil dieſe flüchtigen Rhapſodien, die nicht den VolksRepräſentanten Mercier, ſondern einen Buchhändler dieſes Namens zum Verfaſſer haben, keine verdienen.

Dagegen wird die Uiberſetzung von Condorcet's Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, dieſem intereſſanten Nachlaß eines durch ſeine Talente wie durch ſein Unglük ausgezeichneten Denkers, der noch die lezten, höchſttraurigen Momente eines zuvor ſo glänzenden Lebens der Philoſophie und dem Glüke der Menſchheit weihte, in wenigen Tagen die Preſſe verlaſſen.

D. E. L. Poſſelt.

Das ſiebente Stück von Poſſelt's Europäiſchen Annalen iſt erſchienen, und enthält folgende Aufſätze:

I. Ewald Friedrich Graf von Herzberg.
II. Uiber Preuſſens StaatsInteresſe und Politik.
III. Grosbritannien.
  §. 1. Uiber deſſen Macht, vorzüglich in Bezug auf den jezigen SeeKrieg. Geſchichte ſeiner Marine. Pitt.
  §. 2. ParlamentsVerhandlungen.
IV. SeeKrieg.
  §. 1. Neueſter Etat der engliſchen Marine.
  §. 2. Neueſter Etat der fränkiſchen Marine.
  §. 3. Uiberblik der ganzen bisherigen Geſchichte des SeeKrieges der fränkiſchen Republik, vom Dec. 1792 bis in den Juni 1795.
    1. Verluſt der Franken.
    2. Verluſt der Engländer, ſeit dem Anfange des Krieges.
V. Teutſcher Reichstag.
  ReichsGutachten (vom 3ten Juli 1795) die Einleitung zu einem annehmlichen Frieden betreffend.
VI. Frankreich. Neue (dritte) Conſtitution.
VII. Neueſte Geſchichte des SeeKrieges.
  §. 1. MittelMeer.
  §. 2. Ozean.
  §. 3. Nordſee.
  §. 4. Colonien.
VIII. LandKrieg. Inſonderheit Geſchichte der bisherigen Feldzüge der MoſelArmee, zur Erläuterung der beigefügten Tafel.

Ankündigung von D. Römer's Gartenencyklopädie.

Ohngeachtet der vielen und zum Theil recht guten Gartenbücher, die Deutſchland vorzuweiſen hat, fehlt es doch immer noch an einem compendiöſen Gärtnerlexikon. Miller's und Lüder's

hieher gehörige Arbeiten, ſind zwar an ſich recht gut, aber für den gewöhnlichen Gärtner und Gartenfreund zu weitläuftig; und dieſen ſo gut als den Eingeweihten zu koſtbar. Andere kürzere Werke verbreiten ſich entweder nur über einzelne Gegenſtände des Gartenbaues, oder wenn ſie alles umfaſſen ſollten, ſo verfallen ſie in den entgegengeſetzten Fehler ... allzugroße Kürze.

Beyde Fehler werde ich in meiner Ausarbeitung möglichſt zu vermeiden ſuchen, und überhaupt dabey nach folgenden Regeln verfahren:

Ich werde trachten, ſo vollſtändig als möglich zu ſeyn. Hierin einen ſpührbaren, weſentlichen Vorzug vor allen ähnlichen bis dahin ans Tageslicht gekommenen deutſchen Schriften zu haben, darf ich mir mit Zuverſicht ſchmeicheln. Eine ziemlich vollſtändige hieher gehörige Bibliothek, ausgebreitete Correſpondenz mit deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Gartenfreunden, und eine nicht ganz unbeträchtliche eigene praktiſche Erfahrung, ſtellen mich in den Stand hier ſtrenge Wort zu halten.

Dabey werde ich mich aber der möglichſten Kürze befleiſſen und dieſe auf folgende Weiſe zu erreichen trachten: Ich werde nur das beybehalten, was im ſtrengſten Sinn für den Gärtner gehört. In einem Gartenbuche kann und ſoll unmöglich Botanik gelehrt werden. Wer das Syſtem verſteht, der hat auch eines, oder weiß eines gelieben zu bekommen; wer es nicht verſteht, der verſteht's eben ſo wenig in einem Garten- als in einem ſyſtematiſchen Buch. Beyden iſt alſo die wörtliche Anführung der ganzen differentia ſpecifica, die doch ſo vielen Raum wegnimmt, überflüſſig und unnöthig.

Ferner werde ich alle unnöthigen Wiederholungen vermeiden. Da kömmt z. B. bey Miller und Lüder ſo häufig vor, daß man junge, aus Saamen aufgegangene Pflanzen, von Unkraute freyhalten, daß man ſie verdünnen müſſe u. ſ. w. Ich werde das nie ſagen, in der Vorausſetzung, daß das Regeln ſeyen, die ein jeder Gärtnersjunge verſtehen muß. Auch werde ich's nur bey Fällen, die eine Ausnahme machen, anzeigen, wie weit auseinander man die Saamen ſäen oder legen müſſe, weil ein jeder nur auch ein wenig nachdenkender Gärtner dieß aus der Größe des Saamens, aus der im Buche angegebenen Größe der Pflanze, daraus, ob ſelbige ſtehen bleiben kann, oder verſetzt werden muß, ohne eben ein Hexenmeiſter zu ſeyn, wird errathen können, und ſich noch oben drein nach ſeinem Lokale richten muß. Bey Erzählung der Cultur der Pflanzen werde ich nicht immer das gleiche wiederholen, ſondern bey ſpäterhin vorkommenden Pflanzen oft auf dergleichen verweiſen, die mit ihnen die gleiche Cultur haben, die bereits im vorhergehenden iſt angegeben worden.

Dadurch werde ich hoffentlich in den Stand geſetzt, alle Garten- und ökonomiſche Pflanzen in drey oder vier mäſſigen klein octav Bändchen abzuhandeln und zwar nach folgendem Plane:

Die Einrichtung iſt alphabetiſch, nach den lateiniſchen linneiſchen Gattungs- und Art-Namen. Es iſt die einzige zuverläſſige Benennungsart der Pflanzen. Nur durch ſie kann ein Gartenfreund dem andern ſich mit Beſtimmtheit verſtändlich machen. Es iſt daher unumgängliche Nothwendigkeit, daß ſelbſt gewöhnliche Gärtner und Gartenfreunde dieſe Nomenclatur nach und nach verſtehen lernen. Unterdeſſen habe ich dennoch da, wo wirkliche Provinzialbenennungen exiſtiren, oder wo die deutſche Benennung nicht blos eine wörtliche Ueberſetzung der lateiniſchen iſt, die deutſchen, und, wo meine Hülfsmittel mich nicht verlieſſen, auch die franzöſiſchen und engliſchen Namen beygefügt, und werde am Ende des Werkgens den Leſern das Aufſuchen derſelben durch zweckmäſſige Regiſter erleichtern.

Alle Pflanzen, die in der vierzehnten, von meinem ſeligen Lehrer und Freund, Murray, beſorgten Edition des Linneiſchen Syſtems vorkommen, werden nur dem Namen nach angeführt, in der Vorausſetzung, daß jedermann dieſes Buch habe, oder geliehen bekommen könne. Von den ſeit der Zeit neu entdeckten und beſchriebenen Pflanzen hingegen, die hie und da zerſtreut, in theils koſtbaren, theils ſchwer zu bekommenden Werken beſchrieben werden, füge ich eine kurze ſyſtematiſche Beſchreibung in lateiniſcher Sprache bey. Dann folgt Angabe des Vaterlandes der beſchriebenen Pflanze. So viel möglich iſt allenthalben eine genaue aber gedrängte Beſchreibung derjenige Theile der Pflanze, die ſich in gärtneriſcher Rückſicht auszeichnen, Form, Größe, Farbe und Dauer der Blumen und Blätter, Höhe der Pflanze u. ſ. w. angegeben, und darauf in möglichſter Kürze, aber genau und beſtimmt, die Cultur, Ausdauerungsvermögen und Vermehrungsart derſelben angezeigt. Nur ſelten, nur bey den in gärtneriſchem oder ökonomiſchem Sinne wichtigſten Gattungen, werden Abhandlungen oder Werke angeführt, in denen man ſich des weitläuftigern Raths erholen kann. Hie und da wird mit kurzen Worten des ökonomiſchen oder technologiſchen Nutzens wichtiger Arten gedacht werden. In einer Einleitung oder zu Ende des Werkes wird neben einigen allgemeinen Regeln, zugleich eine Ueberſicht der neuſten und beſten unſern Gegenſtand abhandelnden Werke gegeben werden, die einerſeits als Verzeichniß der Bücher, die ich benuzt, und auch als Plan zu Anlegung einer auserleſenen Gartenbibliothek wird angeſehen werden können.

Daß ich bey einem Werk von dieſem Umfange meine Vorgänger habe benutzen müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Ob ich ſelbiges mit kluger Auswahl gethan, ob ich Fleiß darauf verwandt, oder mich dabey wie ein gemeiner Compilator benommen habe, das wird bey ſorgfältiger Vergleichung durch das Urtheil ſachkundiger Männer entſchieden werden. Wer die Sache nur ein einzigesmal ſelbſt verſucht hat, wird es wiſſen, daß es gewiß nicht etwas leichtes iſt, aus den ſo ſehr zerſtreuten Notizen, von denen wir noch die meiſten bey ausländiſchen Schriftſtellern finden, eine kernhaft kurze, zweckmäſſige, für Deutſche und Deutſchlands Clima paſſende Compilation zuſammen zu ſchreiben. Auſſerdem aber darf ich mir ſchmeicheln, daß die vielen eigenen Beobachtungen und

Versuche, die meine durch ganz Deutschland zerstreuten Freunde und ich selbst seit mehrern Jahren gemacht haben, und die in diesem Werke benutzt werden sollen, demselben einen besondern Grad von Autorität und Zuverlässigkeit für Deutschland verschaffen werden. Nebendem werden in meinem encyklopädischen Gärtnerlexikon eine Menge Artikel vorkommen, die man in den vorhandenen deutschen, ja manche, die man selbst in den ausländischen Gartenbüchern vergebens suchen wird. Die Verlagsbuchhandlung wird nichts sparen, um dem Werk ein angenehmes und gefälliges Aeusseres zu geben. Niedliche Lettern, gutes Papier, und zu jedem Bändchen drey bis vier Kupfer werden die billigen Foderungen des Publicums hoffentlich befriedigen.

Noch bemerke ich ausdrücklich, daß ich von der neuen Edition von Miller's Gärtnerlexikon, die der berühmte Thomas Martyn besorgt, sorafältigen Gebrauch machen werde, und daß alle Anstalten getroffen sind, daß ich selbiges, sobald es heraus ist, unverzüglich erhalte. Es ist zwar in der A. L. Z. 1795. Int. n. 66. S. 528. eine Uebersetzung dieses Werks angekündiget worden. Ich wünsche aber, daß der Ankündiger für einmal seinen Gedanken möge fahren lassen, bis er siehet, ob selbige durch meine Arbeit entbehrlich gemacht wird oder nicht. Es wäre überhaupt gut, wenn einmal das Publikum und besonders die Buchhändler über die vielen anonymen Ankündigungen von zu übersetzenden englischen Werken, die man bald in jedem Blatte des Intelligenzblattes der A. L. Z. findet, die Augen aufthäte. Es existirt nemlich, ni fallor in Erlangen, ein Gelehrter, der sich einige englische Journale und Zeitungen hält, aus diesen mit den neu erschienenen Produkten, ziemlich frühe bekannt wird, und als ein spekulativer Mann, von allem Uebersetzungen ankündiget, was ihm nur immer sich auszuzeichnen scheint. Medicinische und chirurgische Werke, philosophische Schriften und Sammlungen naturforschender Gesellschaften, Romane und Gartenbücher, alles gilt ihm gleich, nichts kann seiner speculativen Feder entrinnen. Er kündiget die Uebersetzung zuerst an, und alsdann sucht er einen Verleger dazu. Auch hat er den Pfiff, sich als ein Mitglied der Gesellschaft deren Schriften, oder als einen Freund des Verfassers dessen Buch er übersetzen will, anzukündigen. Gleichsam als ob das Diplom einer Gesellschaft, oder eine Antwort von einem Mann, dem man geschrieben hat, man wolle sein Buch übersetzen, sogleich zum guten Uebersetzer stempelte! Es ist billig, recht und erlaubt, daß der Mann seine übrige Zeit gut und für ihn nützlich anwendet. Aber daß er dieß auf Unkosten des Publikums und anderer Gelehrten thut, das ist nicht recht. Und zwar leidet 1. das Publikum darunter, weil dadurch gute Uebersetzungen wichtiger Werke verhindert werden. Gewöhnlich wird der Gelehrte, in dessen Fach das Werk gehöret, erst später damit bekannt, erst nachdem jener Uebersetzungsfabrikant seine Ankündigung schon hat drucken lassen, wodurch die meisten Buchhandlungen abgeschreckt werden, eine gleiche Spekulation zu machen. Nebendem bekömmt der homo quaestionis bisweilen so viel Arbeit, daß er allein derselben nicht gewachsen ist, etwas

davon andern — vielleicht Taglöhnern! — abgeben muß, und dadurch so mittelmäsige und so schlechte Uebersetzungen ans Tageslicht kommen läßt, als mehrere Beyspiele, die ich nicht anzuführen nöthig habe, zeigen. Und endlich geschiehet es auch, daß jener Mann zwar eine Uebersetzung ankündiget, aber keinen Verleger dazu findet, sich auch wenig darum bekümmert, weil er durch anderweitige Arbeiten hinlänglich entschädiget wird: aber ein anderer darf sich darum doch nicht daran wagen, und so kann oft freylich manch mittelmäsiges und schlechtes, bisweilen aber auch ein gutes Buch, dessen Nichtübersetzung wahrer Verlust für Deutschland ist, unübersetzt bleiben. Daß 2. ein solches Benehmen vielen andern Gelehrten unangenehm, schädlich und beeinträchtigend seyn müsse, dieß habe ich wohl nicht nöthig weitläuftig darzuthun.

Was nun in specie die angekündigte Uebersetzung der neuen Ausgabe von Miller's Gardener's Dictionary betrifft, so kann ich mich freylich in meinem Manne geirrt haben, und dann geht natürlicher Weise alles oben gesagte ihn nichts an, sondern nur den, den ich meyne. Ist es der nicht, so ists ohne Zweifel ein bekannter Liebhaber, der sich bereits durch andere Uebersetzungen aus dem englischen, und schriftstellerische oder praktische Verdienste um die Gärtnerey zum Uebersetzer eines so wichtigen Werkes qualifizirt hat. In diesem Fall nenne er nur seinen Namen, was gewiß einen bessern Eindruck aufs Publikum machen wird, als das, daß er sich so ins grose Blaue hinein einen Freund des neuen Herausgebers nennt. Ich bitte übrigens noch zweyerley zu bemerken:

1. Daß der neue Herausgeber, Hr. Thomas Martyn, meines Wissens zwar bis dahin in der gelehrten Welt als geschickter und fleissiger Botaniker, aber nicht als Gartenliebhaber bekannt ist; daß es also überhaupt noch dahin gestellt bleiben muß, ob wirklich neue Zusätze und Verbesserungen, und was für welche in dieser neuen Ausgabe vorkommen werden?

2. Daß wenn, wie es gar leicht begegnen kann, wirklich wesentliche Zusätze und Verbesserungen die neue Ausgabe bereichern sollten, ich dafür sorgen werde, diese neuen Zusätze und Verbesserungen besonders als einen Supplementband für die Besitzer der zu Nürnberg bey Felsecker erschienenen Huthischen Uebersetzung von Miller's Gärtnerlexikon zu liefern.

Zürich Joh. Jacob Römer.
M. D.

Diejenigen, welche auf diese GartenEncyklopädie, welche in unserm Verlag erscheint, subscribiren, erhalten das Alphabet für 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. Reichsmünze, so daß sie das ganze Werk nicht über 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. kommen wird.

Tübingen, den 29sten Jul. 1795.

J. G. Cottaische Buchhandlung.

In eben dieser Buchhandlung erscheint nächstens eine niedliche Ausgabe von

Florians Fabeln, nebst Pfeffels metrischen Uebersetzung.

So unnachahmlich schön Florians Fabeln sind, der gewiß alle seine Vorgänger übertrift, so unvergleichlich ist Pfeffels Uebersetzung derselben, wir können daher im voraus des Beyfalls versichert seyn, den das Publikum der vereinten Ausgabe dieser beyden Meisterwerke zugestehen wird.

Das AugustHeft der Flora ist erschienen und enthält folgende Aufsätze:

Der Mann aus Cairo, eine Erzählung in Briefen. Fortsetzung. — Beyträge zur Philosophie für die Welt. Wird fortgesetzt. 1) Die Leute auf der Strasse. 2) Herr Faron. — Petz. — Eine nicht revolutionaire Anekdote aus der Geschichte der Revolution. — Guy-Patiniana. — Denkwürdigkeiten eines Geächteten. Forts.

Ankündigung.

Der Herr Magister Weddigen, Prediger zu Buchholz im Fürstenthum Minden, — wir dürfen, weil er es uns erlaubt, seinen Nahmen öffentlich nennen — hat einige Monathe vor dem Tode des zu früh verstorbenen Herrn Grafen von Hertzberg mehrere Fragmente, das Leben dieses großen Staatsmannes und Gelehrten betreffend, aus seinen Händen zu erhalten das Glück gehabt. Der Herr Graf hat sich die Mühe gegeben, die kurzen Nachrichten, welche Weidlich und andere schon vorher von Ihm haben drucken lassen, durchzusehen, manches wegzustreichen und mehrere Zusätze zu geben. Wir haben uns, weil wir glauben durch die Mittheilung dieser einen großen Mann betreffenden biographischen Nachrichten, dem Publikum einen Dienst zu erweisen, gedachte Fragmente von dem Herrn Herausgeber ausgebeten und wollen sie auf saubres Papier auf der nächsten Michaelismesse 1795 den Verehrern dieses großen Mannes liefern, und zwar unter dem Titel:

Fragmente zu des Grafen von Hertzbergs Leben.

Bremen, den 21sten Jun. 1795.

Fr. Wilmans Buchhandlung.

Die Horen

Jahrgang 1795

Neuntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des neunten Stücks.

I	Das Reich der Schatten.	Seite 3
II	Beyträge zur Geſchichte der neuern bildenden Kunſt.	— 11
III	Auf die Geburt des Apollo. Nach dem Griechiſchen.	— 30
IV	Schwarzburg.	— 39
V	Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung.	— 45
VI	Homer, ein Günſtling der Zeit.	— 53
VII	Natur und Schule.	— 89
VIII	Das verſchleierte Bild zu Sais.	— 94
IX	Von den nothwendigen Grenzen des Schönen beſonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten.	— 99
X	Der philoſophiſche Egoiſt.	— 126
XI	Die Antike an einen Wanderer aus Norden.	— 128
XII	Deutſche Treue.	— 130
XIII	Weißheit und Klugheit.	— 132
XIV	An einen Weltverbeſſerer.	— 133
XV	Das Höchſte.	— 134
XVI	Ilias.	— 135
XVII	Unſterblichkeit.	— 136

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Neuntes Stück.

I

Das Reich der Schatten.

Ewig klar und ſpiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechſeln und Geſchlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Roſen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbſtes Gabe ſchwellen ſoll?
Wenn ſich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen,
Wird die Strahlenſcheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Feſſelt kein Geſetz der Zeit.

Wollt ihr ſchon auf Erden Göttern gleichen,
Frey ſeyn in des Todes Reichen,
Brechet nicht von ſeines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick ſich weiden,
Des Genußes wandelbare Freuden
Rächet ſchleunig der Begierde Flucht.
Selbſt der Styx, der neunfach ſie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift ſie und es bindet
Ewig ſie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten,
Aber frey von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin ſeliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Geſtalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irrdiſchen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In der Schönheit Schattenreich!

Und von jenen fürchterlichen Schaaren
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewiſſen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr beſeſſen,
Was ihr einſt geweſen, was ihr ſeyd,
Und in einem ſeligen Vergeſſen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweye
Dieſe Freyſtatt, keine Reue,
Keiner Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgeſprochen ſind von allen Pflichten,
Die in dieſes Heiligthum ſich flüchten,
Allen Schulden ſterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Feßeln glücklich unbewußt,
Selbſt die rächende Erinne ſchlafe
Friedlich in des Sünders Bruſt.

Jugendlich, von allen Erdenmaalen
Frey, in der Vollendung Strahlen
Schwebe hier der Menſchheit Götterbild,
Wie des Lebens ſchweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem ſtyg'ſchen Strome,
Wie ſie ſtand im himmliſchen Gefild,
Ehe noch zum traurgen Sarkophage
Die Unſterbliche herunter ſtieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Waage
Schwankt, erſcheine hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duftger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Schicksal euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bey der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicke von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeſchloſſen,
Wild und ſchäumend ſich ergoſſen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit ſtille Schattenlande,
Und auf ſeiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora ſich und Heſperus.
Aufgelößt in zarter Wechſelliebe,
In der Anmuth freyem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgeſöhnten Triebe,
Und verſchwunden iſt der Feind.

Wenn das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleiſſes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element.
Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born,
Nur des Meiſels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

Aber dringt biß in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den ſie beherrſcht, zurück.
Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgeſtoßen hat es jeden Zeugen
Menſchlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menſchheit traurger Blöße
Steht vor des Geſetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld ſich naht,
Da erblaſſe vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beſchämte That.
Kein Erſchaffner hat dieß Ziel erflogen,
Ueber dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freyheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt entflohn,
Und der ewge Abgrund wird ſich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.
Des Geſetzes ſtrenge Feßel bindet
Nur den Sklavenſinn, der es verſchmäht,
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Wenn der Menſchheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit Namenloſem Schmerz,
Da empöre ſich der Menſch! Es ſchlage
An des Himmels Wölbung ſeine Klage,
Und zerreiſſe euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme ſiege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heilgen Sympathie erliege
Das Unſterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die Schatten ſelig wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duftgem Thau,
Schimmert durch der Wehmut düſtern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Gieng in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in den Acherontſchen Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Biß ſein Lauf geendigt iſt,

Biß der Gott, des Irrdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Chronions Saal,
Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

II

Beyträge

zur Geschichte der neuern bildenden Kunst.

Die Frage, wann und wodurch die bildenden Künste am besten gedeihen, hat man schon auf verschiedene Weise zu beantworten gesucht. Einige behaupten, daß die Freyheit ihnen besonders günstig sey, andere wollen sie blos für Kinder des Reichthums und der Ueppigkeit gelten lassen. Am öftesten überredet man sich, daß Ehre, Belohnungen, Theilnahme der Großen und öffentliche Lehr-Anstalten die Mittel seyen, sie empor zu bringen.

Da wir uns nicht anmaßen, hierüber zu entscheiden, oder den verwickelten Knoten der Meynungen aufzulösen, sey es uns nur erlaubt zu bemerken, daß diese Wirkung nicht von einfachen Ursachen abzuhängen scheine, sondern daß die Kunst nur alsdann wachsen und blühen könne, wenn Zeit und Ort, Menschen und Umstände glücklich zusammentreffen.

Die letzte Hälfte des dreyzehenden Jahrhunderts, das vierzehende und fünfzehende mit dem Anfang des sechszehenden umfassen den ganzen Zeitraum, in welchem Kunst und Geschmack sich aufs neue aus der Barbarey erhoben und zu der grösten Höhe emporstiegen, welche sie damals erreichen konnten.

Italien hatte zu jener Zeit faſt die Geſtalt des alten Griechenlands, in welchem alle Künſte zum erſtenmal ſich zur ſchönſten Reife ausbildeten. Beyde waren in mehrere kleine Staaten und unabhängige Städte von ſehr verſchiedener Verfaſſung getheilt, die immer unruhig, eiferſüchtig und entzweyet, alle Mittel verſuchten, und alle Kräfte aufboten, Herrſchaft oder Vorzüge zu gewinnen. Eine allgemeine und außerordentliche Thätigkeit der Individuen belebte den Ackerbau, die Handlung und Manufakturen. Reichthum und Ueberfluß verbreitete ſich, und indem die einfachen halbrohen Sitten im bürgerlichen Leben verhältnißmäſig nur geringen Aufwand forderten und erlaubten, wurden öffentliche Gebäude, an denen die Liebe zur Pracht ſich uneingeſchränkt zeigen konnte, oft zum Erſtaunen groß angelegt und koſtbar verziert. Nicht ſelten verſchwendete man ſo viel an einzelne Theile, daß das Ganze nicht völlig ausgeführt werden konnte.

Ohne Zweifel trugen die Kreuzzüge viel zu dem neuen Leben der Kunſt bey; wahrſcheinlich kam durch ſie die Neigung zu Prachtgebäuden, Statüen, Gemählden und Moſaiken aus dem Orient wieder nach Italien. Die Schwärmerey gab allen Unternehmungen eine religiöſe Wendung, und brachte auf dieſe Weiſe der Kunſt großen Vortheil. So viele Kirchen und Klöſter wurden erbaut, und die Künſtler, die hiezu nothwendig waren, fanden häufig Gelegenheit, ſich durch öffentliche Arbeiten hervorzuthun, und reitzten einander zum rühmlichen Wetteifer. Das Volk verglich und beurtheilte ihre Werke, fühlte ſich daran erſt erbaut, alsdann vergnügt und unterrichtet, und bildete allmählig ſeinen eigenen Geſchmack.

Noch bis auf diesen Tag hat die italienische Nation hierin einen Vorzug vor allen andern. Ihr allgemeiner Geschmack, ob er gleich die Kunst nicht auf der höchsten Höhe erhalten konnte, hindert doch ihren gänzlichen Verfall.

Vor allen andern italienischen Städten und Staaten hat Florenz zu Wiederherstellung der Künste unstreitig das meiste beygetragen, und ist als die Wiege derselben anzusehen. Die erste berühmte Schule ward daselbst durch den Giotto * gestiftet, und brachte ununterbrochen, bis auf die Zeit, da die Kunst wieder zu sinken anfieng, eine Reihe vortrefflicher Künstler hervor.

Die Periode, welche zwar nicht die glänzendste, aber doch für den Fortgang der Kunst die wichtigste war, fällt ohngefähr in die Mitte des vorhin erwähnten Zeitraums, und kann unsre oben geäusserte Meynung bestätigen. Florenz besaß damals zugleich vier Künstler von seltnen Talenten, welche sich auf eine fast unbegreifliche Weise in den Künsten hervorthaten.

* Wenn auch Cimabue, sein Meister, schon einige Verbesserungen in der Kunst gewagt, so hat doch Giotto, welcher mit ungleich grösern Talenten begabt war, das meiste zu Abschaffung des barbarischen Geschmacks beygetragen und die Kunst wieder auf den rechten Weg und zur Nachahmung der Natur, zurückgeführt. Er war zu Vespignano, einem Dorf ohnweit Florenz, Anno 1276. gebohren, und starb Anno 1336.

Donato * übertraf seine Vorgänger und Zeitgenossen, vorzüglich in größern Arbeiten von Marmor. Ghibertis ** Werke in Erz gefallen durch die Simplicität, womit sie erfunden, durch den Fleiß und Geist, womit sie ausgeführt sind. Massaccio *** verbesserte den Geschmack in der Mahlerey und dem Brunelleschi **** war es gelungen, durch emsiges Studieren der alten Reste die Regeln der Baukunst wieder zu finden. Soviel die Kunst diesen Männern zu verdanken hat, so viel sind sie wieder dem Zeitalter und ihrem Vaterlande schuldig, die ihnen eine so erwünschte Gelegenheit verschaften, an großen und prächtigen Werken alle ihre Fähigkeiten zu entwickeln und anzuwenden.

Man hat wenig Beyspiele, daß ein Volk oder die Vorsteher desselben bey Errichtung öffentlicher Denkmale so zweckmäßig gehandelt und dadurch die Kunst zugleich so sehr befördert haben, als von den Florentinern geschah,

* Donato, gewöhnlich Donatello genannt, geb. zu Florenz Anno 1383. gest. den 13ten Sept. 1466.

** Lorenzo Ghiberti, sein Biograph Vasiri hat weder das Jahr seiner Geburt noch seines Todes angegeben, scheint aber doch der Meynung zu seyn, Ghiberti sey einige Jahre jünger gewesen als Donato oder Brunelleschi.

*** Massaccio, geb. zu S. Giovanni del valdarno A. 1402, gest. zu Florenz. A. 1443.

**** Filippo Brunelleschi, geb. zu Florenz A. 1377. gest. den 16ten Apr. 1446.

welche einen Wettstreit vieler Bildhauer veranstalteten, als die ehernen Thüren zur Kirche St. Johannis des Täufers verfertigt werden sollten, und zur Wölbung der Kuppel des Doms alle berühmte Baumeister zusammenberiefen, um demjenigen, welcher sich als der tüchtigste Meister zeigen würde, die Ausführung zu übergeben. Wie sehr mußte ein solches Verfahren die Künstler reitzen, und ihren Talenten einen höhern Schwung geben! Gewiß werden die berühmten Werke, die dadurch entstanden sind, die Bewunderung und Nacheiferung aller Jahrhunderte erregen.

Viel jünger als die Florentinische, ist die Venetianische Schule. Sie fängt mit Vivarini * an, in dessen Arbeiten schon die Spuren des guten Kolorits sich finden, durch welches diese Schule sich in der Folge so vortheilhaft ausgezeichnet hat. Die vorzüglichen Eigenschaften des Johan Bellin gründeten aber ihr Ansehen, und in seinen Schülern Titian und Giorgione erreichte sie ihren höchsten Flor.

* Es gibt verschiedene Künstler dieses Nahmens, welche vermuthlich auch alle von einer Familie gewesen sind. Ludwig Vivarini von Murano ist der älteste derselben, und war in Rücksicht seines Zeitalters ein trefflicher Künstler. Eines seiner Gemählde in der Sakristey der Kirche St. Giov. et Paolo zu Venedig ist mit der Jahrzahl 1414. bezeichnet. Johannes und Antonius Vivarini von Murano mahlten um 1444 und 1445. Endlich war Bartholomäus Vivarini ein Zeit- und würdiger Kunstgenoß von Johann Bellini, er arbeitete zwischen 1460 und 1490.

Unter dem Namen der römischen Schule versteht man in der genauesten Bedeutung den Raphael, und diejenigen Maler, welche seiner Manier folgten, zuweilen aber begreift man darunter alle Künstler, welche im Kirchenstaate gebohren sind, doch rechnet man das Bolognesische, und Ferraresische Gebiet seiner Lage nach zur lombardischen Schule.

Diese hatte den Corregio zum Stifter, wenigstens bildete sie aus seiner Manier ihren eigenthümlichen Charakter. Durch die Carracci und ihre Zöglinge glänzte sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts über alle andere Schulen und nur gleichsam aus ihren Trümmern ist später die neue römische entstanden.

Von den übrigen Schulen hier etwas weiter zu erwähnen, würde uns vom Zwecke entfernen, den wir uns vorgesetzt haben, indem sie nichts wesentliches beytrugen, die Kunst empor zu bringen und vollkommner zu machen. Strenge genommen wäre dies auch schon bey der altrömischen und lombardischen Schule der Fall. Wenn durch die grosen Häupter derselben die Kunst zur obersten Höhe gelangte, so neigte sie sich in ihren Schülern und Nachahmern schon wieder zum Falle.

Der Zweck dieser kurzen allgemeinen Uebersicht, wie die neuere Kunst entstanden und aufgewachsen, war, die Herkunft und Abstammung der Werke zu zeigen, welche wir in der Folge zu betrachten gedenken, und wir sind über diese frühern Epoken flüchtig hinweggegangen, weil wir eigentlich nur das Höchste und Schönste zur Anschauung bringen möchten. Ehe wir aber dasselbe in

den Werken Raphaels, Titians und Corregios aufſuchen, müſſen wir noch bey den Meiſtern dieſer Künſtler und ihren Zeitgenoſſen verweilen, damit wir unſre Leſer, wie durch einen Vorhof zum Tempel der neuern Kunſt hinaufführen, und uns Stufenweiſe mit ihnen bis zur Betrachtung des Vollkommenſten erheben, was ſie anzubieten hat.

Johannes Bellini.

Die Zeit, da Johannes Bellini gebohren worden, kann nicht genau beſtimmt werden; wahrſcheinlich hat er im Jahr 1514 nach einem ruhmvollen Leben, zu Venedig die Schuld der Natur bezahlt, und ſoll nach dem Zeugniſſe verſchiedener Schriftſteller 90 Jahre alt geweſen ſeyn.

Setzen wir uns durch allgemeine Betrachtung ſeiner Werke in Stand, über den Gang und Charakter ſeiner Kunſt zu urtheilen, ſo erſcheint Bellini als einer der ehrwürdigſten und ſeltenſten Menſchen, welche in der Geſchichte der Kunſt auftreten. Wir rechnen ihn zwar nicht zu den allgewaltigen durchbrechenden Genie's, die einen hohen Flug nehmen, und ſich neue Bahnen eröfnen, nach dem glänzenden Ziele zu rennen, welches ſelbſt über die Gränzen der Möglichkeit hinaus geſtekt ſcheint: hingegen iſt er gemäßigt, ſtille, immer nüchtern, ein unbeſtechlicher Freund der Natur und der Wahrheit. Dem Erhabenen, Ausdrucksvollen oder Tiefrührenden hat er nie nachgeſtrebt, ſondern mehr das Angenehme, das Freundliche geliebt. Einfalt und Innigkeit ſchmücken alle

ſeine Bilder, und darum ſind auch ſelbſt die aus den frühern Jahren gefällig, ungeachtet ſie noch in der alten trocknen Manier gearbeitet ſind. Nachher bemühte er ſich die Natur genauer nachzuahmen, und verbeſſerte dadurch ſeine Zeichnung, hauptſächlich aber die Farbe, auf welche ſeine Neigung beſonders gerichtet war.

Dieſe Manier, welche noch immer von Steifheit und Härte nicht ganz frey iſt, war die eigenthümliche und bekannteſte unſers Künſtlers, deren er ſich auch die meiſte Zeit ſeines Lebens bedient hat. Nachdem aber Giorgione und Titian der Mahlerey eine neue Geſtalt gegeben, ſo näherte er ſich mehr ihrer Art zu mahlen; ſeine Farbe wurde dann wärmer, der Pinſel freyer und überhaupt die Wirkung ſeiner Bilder weit angenehmer.

Hierin iſt es, wo ſich Bellini nach unſerer Meynung als ein auſſerordentlicher und in ſeiner Art einziger Menſch bewieſen hat, und deswegen Bewunderung verdient. Denn es bedurfte allerdings ſeltene Gaben, reine Liebe für die Kunſt, und ein groſes edles Gemüth, daß er in ſeinem Alter, als ſeine Schüler ihn übertrafen, und ſelbſt ſeinen Ruhm einigermaſſen verdunkelt hatten, weder Neid noch Eiferſucht zeigte, ſondern den Werth ihrer Verbeſſerungen freywillig anerkannte und ſogar Verläugnung genug beſaß, dieſelben nachzuahmen.

Die Darſtellung der Maria in der Churfürſtl. Gallerie zu Dresden * ſcheint ein Bild aus der

* Man kann vorausſetzen, daß viele unſerer Kunſtliebenden Leſer die Gallerie zu Dresden kennen, und geſehen haben;

Jugendzeit unſers Künſtlers zu ſeyn. Es iſt flach und hart, in der Anordnung zwar natürlich, aber ganz kunſtlos, die Farben wechſeln nicht gehörig mit einander ab, und thun daher keine gute Wirkung; ungeachtet dieſes Fehlers iſt das Werk anziehend und unterhaltend, weil die Köpfe treu nach der Natur gemahlt ſind. Der Verfaſſer verräth gute Anlage zur Kunſt, ob er gleich mit den Theorien derſelben noch wenig bekannt iſt und die einzelnen getrennten Theile ſeines Bildes nicht kunſtmäſig in ein gefälliges Ganze zu verbinden verſteht. * Zu ſei-

darum wird in der Folge immer vorzüglich Rückſicht darauf genommen werden, Bilder aus derſelben zu benutzen, wenn ſie anders Reſultate geben können, welche unſern übrigen Abſichten entſprechen.

* Da dieſes Bild mit Oehlfarben gemahlt zu ſeyn ſcheint, ſo können wir nicht unbemerkt laſſen, daß unſer auf den Augenſchein gegründetes Angeben etwas verſchieden iſt von dem, was ſonſt die Geſchichte erzählt. Denn wenn es wahr wäre, daß die Oehlmahlerey erſt um das Jahr 1470 durch den Antonello da Messina nach Venedig gebracht worden, und Bellini A. 1424 gebohren wäre, ſo müßte er dieſes Bild in einem Alter von beynahe fünfzig Jahren verfertiget haben, welches aber wegen des Jugendlichen und Unreifen in der Manier nicht wohl ſeyn kann; oder man müßte annehmen wollen, daß Bellini trotz ſeines Talents ſo lange ungebildet geblieben ſey, und erſt nach dieſer Zeit die groſen Schritte gethan habe, von welchen ſeine letzten Werke zeugen. Wie ungereimt eine ſolche Vermuthung allenfalls wäre, fällt von ſelbſt in die Augen

ner Zeit werden wir uns zu zeigen bemühen, wie ein groſer Meiſter dieſen rohen aber gehaltreichen Stoff zu benutzen gewußt, und eines ſeiner vortreflichſten Meiſterſtücke daraus bereitet hat.

Eine Chriſtus Figur, auch in der Gallerie zu Dresden, iſt in einer mehr ausgebildeten Manier gearbeitet. Die Lichttinten des Fleiſches verdienen viel Lob, und überhaupt ſind die Farben in dieſem Bilde rein und kräftig; da die Figur aus der Landſchaft, welche ihr zum Grund dienet, hervortritt, ſo läßt ſich mit Grund vermuthen, Bellini ſey durch ſein ernſtes Studium über die Farbe auch zugleich zur Erkenntniß der Geſetze der Haltung oder Luftperſpektive gekommen, und habe zuerſt die Anwendung derſelben verſucht.

Die Manier, welche wir in der Darſtellung der Maria haben entſtehen, und in der Chriſtusfigur wachſen und fortſchreiten ſehen, iſt in dem ſchönen Gemählde in der Sakriſtey der Kirche de frari zu Venedig zu völliger Reife und Ausbildung gelangt. * Daſſelbe

— und weil nicht leicht eine billige Urſache zu finden ſeyn möchte, die Originalität des Stücks, von welchem wir hier geſprochen haben, verdächtig zu machen, ſo iſt wohl jeder, dem dieſer Zweifelsknoten ein Aergerniß ſeyn ſollte, genöthigt, ihn zu zerſchneiden, und dafür zu halten, daß Bellini um 20 Jahre jünger geweſen, als die Geſchichtſchreiber anzugeben pflegen, worauf alles das, was ſchwierig oder widerſprechend geſchienen, ſich ſogleich geben wird.

* Iſt A. 1488 gemahlt.

ſtellt die Maria mit dem Kinde vor; auf beyden Seiten ſtehen Heilige und zu ihren Füſſen auf Stufen ſind zwey kleine Engel, von denen der eine, welcher die Flöte bläßt, vorzüglich wohl gerathen iſt. Bellini hatte eine beſondere Vorliebe zu dergleichen Gegenſtänden; daher findet man nicht ſelten in ſeinen Werken ſingende oder auf Inſtrumenten ſpielende Engel angebracht.

Eine Marienbild in der Kirche Santa Maria Maggiore zählen wir unter ſeine vorzüglichſten Werke, es gelang ihm, darin den eigenthümlichen Reiz der Venetianiſchen Frauen, die ſchönen heitern Augen mit unübertreflicher Treue und Wahrheit darzuſtellen.

In dem berühmten Bild zu St. Giobbe und in dem eben ſo ſchönen zu St. Zacharia * wird die Manier des Giorgione ſichtbar, welcher Bellini nun zu folgen angefangen hatte; der ältere Styl behält zwar noch ſein Recht, faſt möchte man ſagen, die Oberhand, aber der Fleiß iſt doch ſchon mehr verſteckt, die ſchneidende Härte gemäſigt, die Farbe wärmer, und es herrſcht durchgehends ein gröſerer und edlerer Geſchmack darinn als in allen vorher angezeigten Werken.

Das Abendmahl zu Emaus an der Seite des Hauptaltars in der Kirche St. Salvatore iſt endlich das Ziel in der Laufbahn und, wie wir glauben, die höchſte Stufe, die unſer Künſtler erreicht hat; jede Spur ſeiner frühern Manier iſt hier ausgetilgt, der Geiſt des Gior-

* A. 1505 gemahlt, und das Bild zu St. Giobbe warſcheinlich faſt um eben dieſe Zeit.

gione ſcheint über dieſem Bilde zu ſchweben. Täuſchend gleicht es in dem herrlichen glühenden Colorit, in der geiſtreichen freyen Behandlung, wie auch in Stärke und Wirkung, den beſſern Arbeiten dieſes Mahlers und es wird kein Vorwurf ſeyn, wenn auch nach genauer Betrachtung etwas weniger Feuer und mehr Mäſſigung bemerkt werden ſollte.

Ein allgemeiner Ueberblik über die Werke des Bellini lehrt uns, daß er die Manier des Giorgione mehr als die des Titian geliebt und nachzuahmen geſucht habe; als Beweis hierfür kann auch noch eine Göttermahlzeit in der villa aldrovandini zu Rom, mit ſeinem Namen bezeichnet, angeführt werden, wo nach der Art des Giorgione mehr auf den allgemeinen Ton der Farbenmaſſen als auf zarte Nüanzirung derſelben geſehen worden, und überhaupt die flachen Partien beſſer als die Rundungen oder Uebergänge ausgedrükt ſind. Darum verdient auch die Sage wenig Glauben, daß Bellini dieſes Bild unausgemacht hinterlaſſen und Titian daſſelbe geendigt habe.

Pietro Perugino.

Wenn es auch dieſem Künſtler, der vom Jahre 1446 an biß 1424 gelebt, und ſich in der Schule des Andreas Verocchio gebildet hat, zur groſen Ehre gerechnet wird, daß Raphael ſein Schüler geweſen; ſo iſt hingegen ſeinen eignen Verdienſten oft zu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Um dieſelben nun nach Billigkeit zu beurtheilen, wird man das geſchmeidige Talent, welches wir ſo eben an Johann Bellini gelobt haben, als eine

ſeltene Erſcheinung betrachten müſſen, und von keinem andern wieder eben ſo viel fodern wollen, als vielleicht nur dieſer einzige hat leiſten können.

Pietro Perugino war auch wirklich, wie es uns ſcheint, nicht geſchickt, den von ſeinen jüngern Zeitgenoſſen Leonhard da Vinci, Fra Bartholomeo, Michael Angelo, und hauptſächlich von Raphael eingeführten neuern Styl ganz anzunehmen; ſondern hat ſich immer näher an die ältere Manier gehalten. Da man aber nun einmal gewohnt iſt, ohne Unterſchied den Werth eines jeden Kunſtwerks, nach ſeinem Verhältniß zu den Arbeiten der genannten groſen Männer zu beſtimmen: ſo läßt ſich leicht begreifen, warum unſer Künſtler im allgemeinen weniger hochgeſchäzt wird, als wir glauben, daß in gehöriger Rükſicht auf dasjenige, was er zu Verbeſſerung der Kunſt beygetragen hat, geſchehen ſollte.

In ſeinen Werken finden ſich ſelten groſe, kühne oder glänzende Gedanken, oder ſonſt etwas, welches berechtigen könnte, Ihm ein beſonderes Talent für die Compoſition zuzueignen. Oft ordnet er ſeine Figuren zu ſymmetriſch, oft zu zerſtreut an, und beſizt in dieſem Stück gar keinen weſentlichen Vorzug über die Aeltern. Seine Zeichnung iſt beſſer, aber das Nackende doch noch hager, und die Falten der Gewänder kleinlich und zu ſcharf gebrochen; überhaupt ſind alle Figuren mehr gebogen als gewendet und daher immer ein wenig ſteif, auch ſelbſt in den beſten Werken, in den geringern aber iſt die Manier des Giotto noch nicht völlig ausgetilgt. Seine meiſten Bilder ſind nur ſchwach beleuchtet, oft flach und nicht ohne Härte; nur in einigen

wenigen (vermuthlich Früchten reiferer Jahre) bemerkt man mehr Rundung und Stärke, wozu aber, da es sämmtlich Oehlgemählde sind, die Zeit auch etwas beygetragen haben kann. Hingegen sind seine Verdienste um das Kolorit unstreitig, und er hat darin alle ältere Meister der Florentinischen Schule übertroffen. Die Natur ahmte er in seinen Werken mit der lobenswürdigen Einfalt seiner Zeit sehr getreu nach; sein Ausdruck ist wahrhaft, richtig, herzlich, weit entfernt von allem, was Karikatur oder Ueberladung heisen könnte. Aber noch mehr Ehre gebührt ihm dafür, daß er (wie wir glauben bemerkt zu haben) der erste gewesen ist, der Schönheit und Grazie, die so lange von der Kunst sich verlohren hatten, zuerst wiedergefunden und zurückgeführt hat. Raphael selbst ist die Grundzüge zu seinem Madonnen Ideal, dem reinsten und edelsten Produkt der neuern Kunst, diesem seinem Lehrer schuldig. Wir beziehen uns dießfalls nicht nur auf ein einzelnes Bild oder eine einzelne Figur, sondern auf eine sehr beträchtliche Anzahl Werke unsers Künstlers, welche alle für uns zeugen; und jedermann, der nur Gelegenheit hat zwey oder drey ächte Stücke desselben zu sehen, kann hierüber zur völligen Gewißheit gelangen. In allen offenbart sich die Lust am Gefälligen und Schönen, ein milder Hauch des zarten, sanftfühlenden, sich ergiesenden Herzens, der, wenn auch der Verstand zuweilen in Rücksicht auf Regeln mehr fodert, doch immer das Gemüth befriedigt und erfreut.

Von dem, was wir bisher über die Kunst des Pietro Perugino gesagt haben, können sich Liebhaber aus einer kleinen Anbetung der Könige in der

Churfürstl. Gallerie zu Dresden manches deutlich und anschaulich machen. Die geistreichen und zum Theil schönen Köpfe und das gute Kolorit werden ihnen die vorzüglichen Eigenschaften dieses Meisters zeigen, hingegen wird die Zusammensetzung, Licht und Schatten, die Bäume des fernern Hintergrundes, u. a. m. seinen und seines Zeitalters noch nicht ganz gebildeten Geschmack verrathen. Zwey grössere Bilder aus der Großherzoglichen Gallerie zu Florenz, umfassen und zeigen beynahe seine ganze Kunst und zwar von der vortheilhaftesten Seite. Beyde stellen Madonnen vor und Heilige, welche neben ihnen stehen. Zeichnung, Ausdruck, Farbe, Kraft und Rundung ist alles nach dem Maaß des Vermögens unsers Künstlers fürtreflich. Eins dieser Gemählde ist in der Tribune aufgestellt, wo es bei auserlessenen Werken der größten Meister einen ehrenvollen Platz einnimmt; das andere hängt in der eigentlichen Gallerie und hat nicht geringere Verdienste.

Noch angenehmer als diese beyden und ohne Zweifel das gefälligste von allen seinen Bildern ist die Vermählung der Maria in der Capelle des Sakraments, in der Domkirche zu Perugia: und obwohl das Ganze in seiner Art sehr schön ist, so wollen wir doch in Rücksicht auf unsern Zweck nur vorzüglich das bescheidene reizende Wesen der Maria und das schöne zarte Gesicht des Jünglings, der seinen Stab zerbricht, bemerken.

Die Himmelfahrt Christi in der Kirche des heil. Petrus in eben dieser Stadt, ist schon lange her berühmt gewesen, und die Apostel verdienen allerdings grosses Lob. Aber Johannes leuchtet jugendlich schön

mit goldnen Locken aus allen hervor; auch hat Raphael den seinigen in der Disputa diesem ähnlich, nur mit noch mehr Kunst und Wissenschaft gebildet.

In der Zeit, da wir beschäftigt gewesen sind, die Verdienste und Gaben des Pietro Perugino zu überdenken, und auseinander zu setzen, haben wir gleichsam nähere und innigere Bekanntschaft und Freundschaft mit demselben gemacht. Um so mehr betrübt es uns denn, daß Er, der bey verschiedenen Gelegenheiten die ehrlichste Uneigennützigkeit bewiesen hat, und dessen schöne Eigenschaften durch seine Werke dargethan sind, dennoch unbilliger Weise verdächtig gemacht worden ist, er sey bloß aus niedriger Habsucht in der Kunst so fleissig, und überdem ein Erzbösewicht gewesen, der einige Dogmen der Kirche bezweifelt habe. Auch vermeinen seine Geschicht- und Lebensschreiber Ihn dadurch herunter zu setzen, daß sie uns berichten, Er habe seine schöne junge Frau lieb gehabt, habe ihr, (was heut zu Tag für sehr erlaubt gehalten wird) Schmuck und hübsche Kleider gekauft, und Sie oft gar mit eigner Hand angezogen. Vasari vita de Pittori. T. I. p. II. p. 478.

Andreas Mantegna.

Dieser Künstler hat seinen Nahmen von dem langen Aufenthalt zu Mantua bekommen, wo er den Fürsten aus dem Hausse Gonzaga gedient hat, und im Jahr 1517 in einem Alter von 66 Jahren gestorben ist. Die Stadt Padua will als sein eigentlicher Geburtsort angesehen werden, und es kommt ihr diese Ehre wenigstens

in Abſicht ſeines Ruhms zu, den er ſich daſelbſt ſchon in früher Jugend durch öffentliche Arbeiten erworben hat.

Die Kunſt des Mantegna trägt den ſtrengen Charakter der äußerſten Beſtimmtheit. Er liebte dieſe ſo ſehr, und zog die Umriſſe in ſeinen Gemählden und Zeichnungen ſo ungemein ſcharf, daß es läßt, als ob er ſie gleichſam hätte eingraben wollen. Daher ſind alle ſeine ächten Werke, zwar hart, aber in einem hohen Grade geiſtreich, deutlich und bis auf die geringſten Kleinigkeiten mit unverdroßenem Fleiß und Sorgfalt geendigt. Sie reitzen übrigens weder durch lebhaftes Kolorit noch durch Eleganz oder Großheit der Formen. Ob es gleich ſehr wahrſcheinlich iſt, daß er viel nach Antiken ſtudirt und eine große Zuneigung zu denſelben gehabt habe: ſo gelang es ihm doch nicht ganz, ſich über die Dürftigkeit und enge Beſchränkung der ältern Manier bis zur freyen Nachahmung des Schönen zu erheben. Indeß danken wir doch dieſem Studium eine lobenswürdige Zierlichkeit, welche ſich beſonders in den Gewändern ſeiner Figuren zu äußern pflegt, deren Falten oft recht gut und mit Geſchmack gelegt ſind.

Auch in der Compoſition hat unſer Künſtler ſchätzbare Verdienſte beſeſſen, und es iſt nicht daran zu zweifeln, daß er dieſelben ebenfalls in der Schule des Alterthums geſammelt habe. Jetzt dörfen wir ihn darum freylich nicht mehr zu Nachahmung empfehlen, denn es haben beſſere Künſtler ſeit der Zeit richtigere Wege gezeigt; aber man wird doch zugeben müſſen, daß ſeine meiſten Figuren gut gewendet, und vernünftig in Gruppen zuſammengeſtellt ſind, und daß er auch dieſe

wieder untereinander in Verbindung zu bringen gesucht hat; welches alles vorher noch nicht, oder doch nur selten, und mehr wie durch Zufall, geschehen zu seyn scheint.

In der Gallerie zu Dresden bemerkt man eine Verkündigung, welche, wie aus der fleißig gemahlten Architektur des Grundes und aus einigen guten Stellen des Gewandes zu vermuthen ist, ein Werk des Mantegna seyn kann; allein dieses Bild giebt keinen deutlichen Begriff von der Kunst des Meisters, weil, allem Anscheine nach, eine ungeübte Hand durch Aufmahlen vieles daran verdorben hat.

Die Freskogemählde in der bekannten Capelle zu St. Agostino in Padua, sind zwar von seinen frühern Arbeiten; sie unterscheiden sich aber doch im Styl nicht gar sehr von zwey kleinen Oehlgemählden in der Florentinischen Gallerie, welche für Werke aus der besten Zeit unsers Künstlers gelten. Von diesen stellt das eine die Darstellung Christi im Tempel, das andere die Himmelfahrt der Maria vor. Beyde sind einander an innerm Werth fast ganz gleich, und nöthigen beyde den ungemeinen Fleiß, der daran fast verschwendet worden, zur Bewunderung. An den zierlich gelegten Falten, und der simpeln Stellung und Bewegung der Figuren, ist besonders im ersten Bild, das Studium der Antike unverkennbar.

Unter der Decke eines Saals im Clementinischen Museum sind noch ein paar Figuren von der Capelle übrig geblieben, die Pabst Innocentius VIII von Mantegna

hat bemahlen laſſen. Dieſe ſchönen Reſte eines ehemals berühmten Werks machen Freunden der Kunſt den Verluſt deſſelben doppelt empfindlich.

Man muß den mit Leimfarben gemahlten Leichnam Chriſti in der Villa aldrovandini zu Rom, als ein Bravourſtück unſers Künſtlers anſehen, worin derſelbe ſeine Meiſterſchaft in Verkürzungen zu zeigen geſucht hat. Ueberdiß geben die äußerſt ſtrengen, harten Umriſſe, die aber doch nicht ängſtlich, ſondern mit Kühnheit und Sicherheit gezogen ſind, einen vollkommen deutlichen Begriff von dem Eigenthümlichen ſeiner Manier.

In eben dieſer Villa iſt eine große getuſchte Zeichnung oder Karton von der Grablegung Chriſti, welche in Rückſicht auf Geiſt und Ausdruck, (in ſo fern er deſſen mächtig war) ein Meiſterſtück genannt zu werden verdient. Sie iſt fleißig ausgeführt, und ganz mit dem Pinſel auf weißes Papier ſchrafirt, ſo daß die Behandlungsweiſe mit der Schattirung der Freſkomahlereyen übereinkommt.

Eine andere kleinere Zeichnung, aber nicht geringer an Verdienſt, befindet ſich in dem Cabinet der Zeichnungen in der Gallerie zu Florenz. Die Vorſtellung iſt, Judith, welche das Haupt des Holofernes in einen Sack ſteckt, den ihre mohriſche Magd darhält. Vermuthlich iſt dieſes eben daſſelbe Stück, deſſen ſchon Vaſari im Leben des Mantegna mit beſonderm Lob Erwähnung gethan hat.

Die Fortſezung folgt.

III

Auf die Geburt des Apollo.

Nach dem Griechiſchen.

Dein gedenk ich Apollo du Fernetreffer, und werde
Nie vergeſſen dein Lob zu verkünden. In Jupiters Hauſe
Fürchten die Götter dich alle, ſie heben wie du hereintrittſt
Von den Stühlen ſich auf, den kommenden Sieger zu ehren.
Läto aber allein bleibt ſitzen neben dem Donnerer,
Spannt den Bogen dir ab, und ſchließt den Köcher, ſie löſet
Von der glänzenden Schulter die Waffen dir los, und hänget
An dem Pfeiler des Vaters ſie auf am goldenen Nagel,
Leitet zum Sitze den Gott. Es reicht der Vater, im goldnen
Becher, Nektar dem Sohn und grüßt ihn freundlich, die andern
Götter ſetzen ſich auch, es freut ſich Läto, die groſe
Ihres herrlichen Sohns. Gegrüßet ſelige Läto

Sey uns, Mutter herrlicher Kinder! Apollo den König,
Artemis haſt du gebohren, die Freundinn treffender Pfeile,
Auf Ortygia dieſe, auf Delos jenen, der rauhen
Inſel; am groſen Gebirge, dem Cynthiſchen Hügel gebahrſt du
An die Palme gelehnt. Der Inopus rauſchte vorüber.

Wie beſing ich, o Phöbus, dich Liederreichen? Es kommen
Alle Lieder von dir, die auf der nährenden Erde
Auf den Inſeln des Meers den Menſchen feſtlich erſchallen.
Freye Gipfel gefallen dir wohl der höchſten Gebirge
Nach dem Meere ſich ſtürzende Flüſſe, die offnen, gekrümmten
Weitgeſtreckten Ufer des Meers, die Buchten und Häfen.

Sing ich wie dich Läto gebahr, dich Freude des Menſchen
An den Cynthiſchen Hügel gelehnt, im rauhen vom Meere
Ringsumfloſſenen Delos; es trieben die ſäuſelnden Winde
Die bewegliche Fluth von allen Seiten ans Ufer.

Dort entſprangſt du, beherrſcheſt nunmehr die Sterblichen Alle
Welche Creta, welche der Gau Athens ernähret,
Und Aigina die Inſel, Euboea ſchiffreich und Aiga
Eireſiai, Peparethos am Meere, der Thraciſche Athos,
Pelios hohes Gebirg, die trakiſche Samos, des Idas
Schattige Rücken, und Skyros, Phokaia, dann der erhabne
Berg Autokanes, Imbrus bewohnt von Vielen und Lemnos
Unwirthbares Geſtade, die göttliche Leskos, der ſel'ge
Sitz Aiolions, Chius, die ſchönſte der Inſeln im Meere,
Mimas ſteinig, und Corukos hoch, die herrliche Claos
Dann Aiſagees hohes Gebirg, das gewäſſerte Samos
Mükales ſteiles Gebirge, Miletus, Koos, die hohe
Cnidus, die ſtürmiſche Karpathos, Naxus und Paros,
Und Rhinaia die ſteinige; ſchmerzlich verlegen durchwandert
Dieſe Länder und Inſuln, den Sohn zu gebähren die Göttinn,
Suchet Wohnung dem Sohn, allein die Länder erbebten

Keines wagte, das fruchtbarſte nicht, Apollen zu tragen.
Endlich ſtiegſt du auf Delos, verehrte Läto, und ſagteſt:

Delos, willſt du der Sitz des Sohnes, den ich gebähre
Phöb Apollens werden, und ſeinem herrlichen Tempel
Platz gewähren? — Fürwahr, dich wird kein andrer verlangen
In Beſitz zu nehmen, denn weder Stieren beförderſt
Du, noch Schafen den Wuchs, und es gedeihet der Weinſtock
Weder auf dir, noch gedeihet der Trieb der unendlichen Pflanzen.
Ehret dich aber Apollos des herrlichen Tempel, ſo bringen
Hekatomben die Menſchen dir alle verſammelt; es duftet
Immer glänzend der Rauch des dampfenden Opfers, dich ſchützen,
Biſt du die Wohnung des Gotts, die Götter für feindlichen Händen.
Nun bedenke, wie wenig du ſonſt durch Früchte berühmt biſt.

Alſo ſprach ſie, es freute ſich Delos, und ſagte dagegen:
Läto herrlichſte Tochter des groſen Kronions, wie gerne

Nähm' ich den treffenden Gott bey seiner Geburt auf! die Menschen
Reden Uebels von mir, ich weiß es, aber ich würde
Dann aufs höchste verehrt. Allein die prophetischen Worte
Fürcht ich, Läto, verberge dirs nicht. Sie sagen, es werde
Grimmig aus dir ein Verderber entstehn, und über die Götter,
Ueber alle Menschen gebieten; das fürcht ich, erblickt er
Erst das Licht, so verachtet er mich und mein rauhes Gestade,
Tritt mit den Füßen mich weg und in die Tiefe des Meeres,
Daß die Wellen mir über und über den Scheitel bedecken,
Geht und findet alsdann sich eine gefällige Wohnung
Baut den Tempel daselbst, und pflanzt die schattigen Haine.
Mich umkriechen Polypen, die schwarzen Kälber des Meeres
Machen sich Höhlen in mir, und mich vergessen die Völker.
Darum betheure mit heiligem Schwur, erhabene Göttinn,
Daß er hier den Tempel erbaut, den Sterblichen allen,
Die mit vielen Nahmen ihn nennen, Orakel verkündigt.

Läto hört es, und ſchwur ſogleich die heiligen Schwüre:
Wiſſe die Erde, der Himmel da droben, es wiſſe der ſchwarze
Drunten fließende Styx (die ſeligen Götter verbindet
Dieſe Betheurung des heiligen Eids) im Tempel des Phöbus
Hier an ſeinem Altar ſolls ewig duften, vor allen
Ländern und Inſeln des Meers ſoll er dich immer verehren.

Nach vollendetem Schwur erfreute ſich Delos, erwartend
Seines Gottes. Allein von ſchmerzlichen Wehen gequälet
Litt neun Tag' und Nächte die Göttinn. Es waren die andern
Göttlichen Frauen zu ihr die herrlichſten alle gekommen.
Rhea, ferner Diana, dazu die forſchende Themis,
Amphitrite mit ihnen, die Göttinn ſeufzender Wogen.
Andre mehr der unſterblichen Frauen. Es weilte mit Vorſatz
Häre, ſitzend im Hauſe Kronions, beſchäftigte künſtlich
Dich, gebährenden Frauen erwünſchteſte Eileithüia

Dir verbarg ſie die Schmerzen der leidenden Göttinn, mißgönnte
Jupiters herrlichen Sohn der ringellockigten Lä-
to.

Aber die göttlichen Frauen verſendeten Iris von Delos
Eileithüia zu holen, die Helferinn, lieſſen zu-
ſammen
Eine köſtliche Schnur um den Hals, von gol-
denem feinem
Drate künſtlich geflochten ihr, lang neun Ellen, verſprechen.
Heimlich ſolle ſie Iris berufen, daß Häre nicht etwa
Merkte die Abſicht und hinderlich wäre der ſchei-
denden Göttinn.
Schnell entfernte ſich Iris mit leichten Füßen, und legte,
Zwiſchen Himmel und Erde den Raum in Kur-
zem zurücke,
Kam zum Sitze der Götter, dem hohen Olym-
pus und winkte
Eileithüien heraus vor die Thüre des göttlichen Hauſes,
Sagte mit eilenden Worten ihr alles, was die erhabnen
Frauen ernſtlich befohlen; und ſie bewegte das Herz ihr.
Beyde gingen wie ſchüchterne Tauben, und ka-
men nach Delos.

Da Eleithüia, die Helferinn, Delos betreten,
Wirkten die Wehen gewaltig, es nahte Lätos Entbindung.
Mit den Armen umſchloß die Göttinn den Palmbaum; die Füße
Stemmte ſie gegen das Gras, die Erde lächelte. Mächtig
Sprang an's Licht der göttliche Sohn, es jauchzten die Frauen,
Wuſchen heilig und rein im klaren Waſſer, o Phöbus
Deine Glieder und wickelten dich in glänzende zarte
Neue weiße Gewande, die goldene Binde darüber.
Und es tränkete nicht die Mutter den göttlichen Knaben,
Themis reichte mit göttlichen Händen ihm Nektar zu ſaugen
Und Ambroſia hin, zur Freude Lätos der großen
Die den herrlichen Sohn nach vielen Sorgen gebohren.
Aber kaum genoß er die Koſt der unſterblichen Götter,
Als die goldenen Binden nicht mehr den Strebenden hielten,
Bande der ſterblichen Jugend, die Knoten lößten ſich alle.
Und die göttlichen Frauen vernahmen die Rede des Knaben:

Lieben werd ich Zither und Bogen, den Rathſchluß Kronions
Werd' ich wahrhaft und treu den Menſchen allen verkünden.
Alſo ſprach er und ſchritt die weiten Wege hernieder,
Phöbus der lockige Gott, der Fernetreffer. Es ſtaunten
Die unſterblichen Frauen, und wie von Golde beladen
Glänzte Delos für Freuden, den Sohn Kronions und Lätos
Endlich ſchauend, den Gott, der ſie vor allen erwählet,
Allen Ländern und Inſeln ſich einen Tempel zu bauen.
Und es ergriff ſie gewaltige Liebe, ſie leuchtete freundlich,
Wie im Frühling der Rücken des Berges von blühenden Wäldern.

IV

Schwarzburg.

In ſich gehüllt, umkränzt von grünen Hügeln,
Leis angeweht von milder Schwermuth Flügeln,
Ruht dort das Thal in ſtiller Dämmerung.
Ein kühler Luftſtrom wallt mir ſanft entgegen,
Und der Begeiſtrung ſüße Schauer regen
Des Herzens Saitenſpiel mit leiſem Schwung.

Hier lege, was ihm Menſchen aufgedrungen,
Des Vorurtheils erträumte Foderungen,
Der frohe Wandrer ehrerbiethig ab,
Und geh allein, ſich ſelbſt zurückgegeben,
Der Wahrheit und Natur mit reinem Sinn zu leben
Ein freyer Menſch, mit ſeinem Pilgerſtab.

O du Natur! Wie ſtrebt in deinem Reiche,
Voll ew'ger Harmonie der Grashalm und die Eiche,
In ihrer Kraft mit gleichem Recht empor.
Und alles lebt und wirkt mit fröhlichem Beginnen,
Und aus der Freyheit Götterſchaale rinnen,
Glückſeligkeit und Ruhe mild hervor!

Und nur der Menſch von auſſen und von innen,
Beſtürmt, geengt, wünſcht mit entflammten Sinnen,
Was ihn aus deinem ſtillen Kreiſe zieht,
Und giebt des Herzens ſüße Trunkenheiten,
Des Selbſtgefühls, der Freyheit Seeligkeiten,
Für ein erkünſtelt Glück, das bald ihn flieht!

Wie ſchwebt der Blick die Höhen auf und nieder,
Und kehrt, getränkt mit ſüßen Bildern wieder,
Und neue Ahnung ſchwellt das trunkne Herz.
Es fühlt den hohen Reitz mit leiſem Beben,
So ſtill und groß, ſo voll von Glut und Leben,
Und ringt mit Luſt und wunderbarem Schmerz.

Was für ein ſüßer weicher Wohllaut ſäuſelt
Zu mir empor! Sieh über Kieſel kräuſelt
Ein Bach ſich hin mit ſanfter Melodie,
Bald rauſcht er fort gewaltig, wie auf Flügeln
Des Sturmes, bald, geküßt von grünen Hügeln,
Klagt er der Sehnſucht leiſe Harmonie.

Wie iſt mit einem Mal von einem rauhen
Gebürg', das ſich vermeſſen in die blauen
Gewölke drängt, der Eingang mir, entrückt!
Und durch den grünen waldigten Koloſſen,
Scheint, wie durch Feenhand der Ausgang mir verſchloſſen,
Der leiſe ſich um einen Felſen drückt.

Dort ſchwimmen, wie mit Flammen übergoſſen,
Im Sonnenſchein, von Azurblau umfloſſen,
Von ſüßen Düften freundlich überwallt,
Die jungen Büſche ſanft den Hügel nieder,
Und Fels und Hayn tönt vom Geſange wieder,
Der lieblich durch die zarten Zweige hallt.

Dicht nebenan, gehüllt in finſtre Trauer,
Stürzt, leis durchweht vom kühlen Abendſchauer,
Ein Fichtenwald den ſteilen Berg hinab,
Und ſeitwärts blickt, umweht von Ulm- und Flieder
Ein dunkler Fels aus jäher Höh' hernieder,
Bedeutungsvoll und ſchweigend wie das Grab.

Bald wo der Blick an hohen Wänden ſcheitert,
Von keinem Blümchen, keinem Baum erheitert,
Drängt eine Klippe unſern Pfad hinweg,
Wir klimmen fort an ſchroffen Felſenwänden,
Der Abendſonne letzte Stralen ſenden
Noch mildes Licht auf den zerrißnen Steg.

Und immer tiefer taucht in graue Düfte
Der Himmel ſich und über ſtille Klüfte
Webt leiſe ſich der Dämmerung trüber Flor,
Verworren ſchweben jetzt Erinnerungen
Der Seele vor, von Schwermuth ſanft bezwungen
Und leiſe ſteigt der Ahnung Flug empor.

Hier unbemerkt, allein mit Moos und Steinen,
Sich jedes Weh dem Herzen zu entweinen,
Im tiefſten Hayn, vor jedem Blick verſteckt,
Und eingewiegt in ſüße Träumereyen,
Sich jedes ahnenden Gefühls zu freuen,
Von keiner kalten Wahrheit aufgeſchreckt,

Biß endlich ſich die dunkeln Farben mildern,
Und mit der Hofnung ſanft verklärten Bildern
Die raſche Zeit den ſtillen Schmerz ereilt,
Dann einſt von Harmonie herbey gewinket
Ein holdes Weſen ſtumm an unſern Buſen ſinket
Das unſre Menſchenflucht verſteht und theilt!

Das gleicher Drang auf ewig an uns bindet,
Das unſer Herz in unſerm Auge findet,
Durch kalte Weißheit nicht den edeln Schmerz entehrt,
Biß losgewunden nun zu neuem Leben
Die trunknen Seelen wieder aufwärts ſchweben
Iſt dann die Welt noch einer Sehnſucht werth?

Der Schimmer ſtirbt, die Sterne blicken nieder,
Der Nachtwind weht mit thauigtem Gefieder,
Und tiefe Ruhe wohnt im Fichtenhayn:
Verworren quellen nun aus leichten Schatten
Der Bäume Formen weich hervor, und gatten
Sich lieblicher im bleichen Mondenſchein.

Wir ſind am Ziel! Dem müden Wandrer winket
Ein mondbeglänztes Dörfchen, und er ſinket
Mit leichterm Muth auf weichen Raſen hin,
Und um ihn duften lieblicher die Linden
Singt lieblicher der Quell, und unvermerkt entſchwinden
Der Schwermuth Bilder dem befreyten Sinn.

Tief athmet er die Luft, den ſtillen Frieden,
Der hier ihm winkt, er fühlt ſich abgeſchieden
Von jedem Weh, der Blumen Hauch, die Luft
Wehn freundlicher; er ſieht in muntern Reihen,
Ein glücklich Volk ſich lautem Jubel weyhen
Und folgt dem Trieb, der ihn zur Freude ruft.

Verhältniſſe ſind hinter ihm verſunken,
Wie ſchlägt ſein Herz von neuem Leben trunken!
Wie fließt ſein Blut ſo heiter wie der Quell!
Er glaubt beherzt mit heiligem Vertrauen
An Lieb' und Freundſchaft, wallt auf Blumenauen
Und o! wie wird die Zukunft ihm ſo hell!

Und immer leiſer ſchwebt in luſterfüllten Räumen
Die Phantaſie und unter leichten Träumen
Verweht die kurze mondbegränzte Nacht.
Schon ſchauert durch den Hayn ein neues Feuer,
Schon ſpielt die Luft im jungen Laube freyer
Schon iſt mit mildem Glanz der Tag erwacht.

Hinauf! dort wo der jungen Sonne Stralen
Mit Himmelsglanz des Vogels Schwingen mahlen,
Erwacht die Phantaſie mit neuem Schwung.
Wir ſteigen fröhlich durch bethaute Matten
Den Tannenwald hinan, wo Sonnenlicht mit Schatten
Zuſammenſchmilzt in ſüße Dämmerung.

Wie ſchwimmt in ſeinem lichten Farbenkranze
Von Sonnenſchein umſpielt, im Aetherglanze
Der ſchöne Grund vor meinem trunknen Blick!
Mit der Natur in hohem Einklang fühlet
Das rege Herz, von neuer Luſt durchwühlet,
Und ahnet der Begeiſtrung nahes Glück.

Die reinſte Luft, geſchöpft aus Aetherquellen,
Umſäuſelt mich, auf ihren leichten Wellen
Wallt die entzückte Seele himmelan.
Wie wogt im Glanz der jungen Morgenſonne
Ein Meer von neuer Lebenskraft und Wonne,
Durch meine Bruſt ein Freudenocean!

Hinab! Ich will mir ſelbſt die Banden kürzen,
In dieſen Himmel mich hinab zu ſtürzen,
In dieſer Glut zu ſterben, Götterglück!
Ich ſeh die leichten Schranken niederfallen,
Mich aufgelößt im reinen Aether wallen
Und Gottheit ligt in dieſem Augenblick!

V

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

Fortſetzung.

Dieſe Geſchichte gefällt mir, ſagte Luiſe, als der Alte geendigt hatte, und ob ſie gleich aus dem gemeinen Leben genommen iſt; ſo kommt ſie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns ſelbſt fragen und andere beobachten; ſo finden wir, daß wir ſelten durch uns ſelbſt bewogen werden, dieſem oder jenem Wunſche zu entſagen; meiſt ſind es die äußern Umſtände die uns dazu nöthigen.

Ich wünſchte, ſagte Karl, daß wir gar nicht nöthig hätten uns etwas zu verſagen, ſondern daß wir dasjenige gar nicht kennten was wir nicht beſitzen ſollen. Leider iſt in unſern Zuſtänden alles ſo zuſammen gedrängt, alles iſt bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte und wir ſollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die ſchönſten Genüſſe Verzicht thun.

Laſſen Sie uns, ſagte Luiſe zum Alten, nun Ihre Geſchichte weiter hören.

Der Alte. Sie iſt wirklich ſchon aus.

Luiſe. Die Entwicklung haben wir freylich gehört, nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterſcheiden richtig, und da Sie ſich für das Schickſal meines Freundes intereſſiren, ſo will ich Ihnen wie es ihm ergangen noch kürzlich erzählen.

Befreyt von der drückenden Laſt eines ſo häßlichen Vergehens, nicht ohne beſcheidne Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, dachte er nun an ſein künftiges Glück und erwartete ſehnſuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um ſich gegen ſie zu erklären und um ſein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Geſellſchaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand ſie ſchöner und heiterer als jemals. Mit Ungedult erwartete er den Augenblick in welchem er ſie allein ſprechen und ihr ſeine Ausſichten vorlegen könnte. Die Stunde kam und mit aller Freude und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr ſeine Hofnungen, die Nähe ſeines Glücks und den Wunſch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie beſtürzt, als ſie die ganze Sache, ſehr leichtſinnig, ja man dürfte beinahe ſagen höhniſch aufnahm. Sie ſcherzte nicht ganz fein über die Einſiedeley, die er ſich ausgeſucht habe, über die Figur die ſie beyde ſpielen würden, wenn ſie ſich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in ſich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdroſſen und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn geweſen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm ſonſt verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein ſehr helles Auge, um zu ſehen, daß ein ſo genannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich

zog und einen groſſen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bey dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er ſich doch bald zuſammen, und die Ueberwindung, die ihm ſchon einmal gelungen war, ſchien ihm zum zweytenmale möglich. Er ſah Ottilien oft und gewann über ſich, ſie zu beobachten; er that freundlich ja zärtlich gegen ſie, und ſie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre gröſte Macht verlohren und er fühlte bald, daß ſelten bey ihr etwas aus dem Herzen kam, daß ſie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abſtoßend, angenehm und launiſch ſeyn konnte. Sein Gemüth machte ſich nach und nach von ihr los, und er entſchloß ſich auch noch die letzten Fäden entzwey zu reiſſen.

Dieſe Operation war ſchmerzhafter als er ſich vorgeſtellt hatte. Er fand ſie eines Tages allein und nahm ſich ein Herz, ſie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtniß zurück zu rufen, in denen ſie beyde durch das zarteſte Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann faſt ſagen zärtlich; er ward weicher und wünſchte in dieſem Augenblick, daß alles anders ſeyn möchte als er es ſich vorgeſtellt hatte. Doch nahm er ſich zuſammen und trug ihr die Geſchichte ſeines bevorſtehenden Etabliſſements mit Ruhe und Liebe vor. Sie ſchien ſich darüber zu freuen und gewiſſermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeſchoben werde. Sie gab zu erkennen, daß ſie nicht die mindeſte Luſt habe die Stadt zu verlaſſen, ſie lies

ihre Hoffnung ſehen, daß er ſich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden, in den Stand ſetzen könnte, auch unter ſeinen jetzigen Mitbürgern eine groſe Figur zu ſpielen. Sie lies ihn nicht undeutlich merken, daß ſie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als ſein Vater gehen und ſich in allem noch anſehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

Nur zu ſehr fühlte Ferdinand, daß er von einer ſolchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es ſchwer ſo vielen Reizen zu entſagen. Ja vielleicht wäre er ganz unſchlüßig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelößt, und in ſeinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand ſchrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals verſicherte, daß ſie ihn glücklich machen würde, wenn ſie ihm zu ſeiner neuen Beſtimmung folgen wollte; daß er aber für beyde nicht räthlich hielt, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und ſich auf eine ungewiſſe Zukunft durch ein Verſprechen zu binden.

Noch auf dieſen Brief wünſchte er eine günſtige Antwort; allein ſie kam nicht wie ſein Herz, ſondern wie ſie ſeine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine ſehr zierliche Art ſein Wort zurück, ohne ſein Herz ganz los zu laſſen, und ſo ſprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war ſie gebunden und ihren Worten nach frey.

Was ſoll ich nun weiter umſtändlich ſeyn? Ferdinand eilte in jene friedlichen Gegenden zurück, ſeine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig

und ward es nur mehr als das gute natürliche Mädchen, die wir ſchon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim alles that ſeine häusliche Lage zu ſichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in ſpätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir ſeine Geſchichte ſelbſt erzählt und wie es Menſchen zu gehen pflegt, denen irgend etwas bedeutendes in früherer Zeit begegnet, ſo hatte ſich auch jene Geſchichte ſo tief bey ihm eingedruckt, daß ſie einen großen Einfluß auf ſein Leben hatte. Selbſt als Mann und Hausvater pflegte er ſich manchmal etwas das ihm Freude würde gemacht haben, zu verſagen, um nur nicht aus der Uebung einer ſo ſchönen Tugend zu kommen, und ſeine ganze Erziehung beſtand gewiſſermaßen darin, daß ſeine Kinder ſich gleichſam aus dem Stegreife etwas mußten verſagen können.

Auf eine Weiſe die ich im Anfang nicht billigen konnte unterſagte er, zum Beyſpiel, einem Knaben bey Tiſche von einer beliebten Speiſe zu eſſen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war als wenn weiter nichts geſchehen wäre.

Und ſo lieſſen die älteſten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obſt oder ſonſt einen Leckerbiſſen vor ſich vorbeygehen; dagegen erlaubte er ihnen ich möchte wohl ſagen alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in ſeinem Hauſe. Er ſchien über alles gleichgültig zu ſeyn und ließ ihnen eine faſt unbändige Freyheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß alles auf die

Minute geſchehen mußte, alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein jeder erhielt ſeine Ordre für den Tag, Geſchäfte und Vergnügungen wurden gehäuft und niemand durfte eine Sekunde fehlen. Ich könnte Ihnen ſtundenlang von ſeinen Geſprächen und Anmerkungen über dieſe ſonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er ſcherzte mit mir als einem catholiſchen Geiſtlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Menſch ſowohl ſich ſelbſt Enthaltſamkeit als andern Gehorſam geloben ſollte; nicht um ſie immer, ſondern um ſie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baroneß machte eben einige Anmerkungen und geſtand, daß dieſer Freund im Ganzen wohl recht gehabt habe; denn ſo komme auch in einem Reiche alles auf die executive Gewalt an; die Geſetzgebende möge ſo vernünftig ſeyn als ſie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig ſey.

Luiſe ſprang ans Fenſter, denn ſie hörte Friedrichen zum Hofe hereinreiten. Sie gieng ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er ſchien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüſtung kam, und anſtatt ſich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulaſſen, der das Haus ihrer Tante betroffen, verſicherte er, daß es ausgemacht ſey, daß der Schreibetiſch zu eben der Stunde dort verbrannt ſey, da der ihrige hier ſo heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke, ſagte er, als der Brand ſich ſchon dem Zimmer näherte rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf eben dieſem Schreibtiſche ſtand. Im

Hinaustragen mochte ſich etwas am Werke verrücken und ſie blieb auf halb zwölfe ſtehen. Wir haben alſo wenigſtens was die Zeit betrifft eine völlige Uebereinſtimmung. Die Baroneß lächelte, der Hofmeiſter behauptete, daß wenn zwey Dinge zuſammenträfen, man deswegen noch nicht auf ihren Zuſammenhang ſchließen könne! Luiſen gefiel es dagegen dieſe beyden Vorfälle zu verknüpfen, beſonders da ſie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht gehabt hatte, und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freyen Lauf.

Wiſſen Sie nicht, ſagte Karl zum Alten, uns irgend ein Mährchen zu erzählen? Die Einbildungskraft iſt ein ſchönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn ſie das was wirklich geſchehen iſt, verarbeiten will; die luſtigen Geſtalten, die ſie erſchaft, ſind uns als Weſen einer eigenen Gattung ſehr willkommen, verbunden mit der Wahrheit bringt ſie meiſt nur Ungeheuer hervor und ſcheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verſtand und der Vernunft im Widerſpruche zu ſtehen. Sie muß ſich, deucht mich, an keinen Gegenſtand hängen, ſie muß uns keinen Gegenſtand aufdringen wollen, ſie ſoll, wenn ſie Kunſtwerke hervorbringt, nur wie eine Muſik auf uns ſelbſt ſpielen, uns in uns ſelbſt bewegen und zwar ſo daß wir vergeſſen, daß etwas auſſer uns ſey, das dieſe Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, ſagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umſtändlicher auszuführen. Auch das gehört zum Genuß an ſolchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn ſie ſelbſt kann nicht fordern, ſie muß erwarten was

ihr geſchenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt ſich keinen Weg vor, ſondern ſie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem ſie ſich hin und her ſchwingt, bezeichnet ſie die wunderlichſten Bahnen, die ſich in ihrer Richtung ſtets verändern und wenden. Laſſen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erſt die ſonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühren Jahren oft unterhielten. Dieſen Abend verſpreche ich Ihnen ein Mährchen, durch das Sie an nichts und an alles erinnert werden ſollen.

Man entließ den Alten gern, um ſo mehr, da jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem was indeſſen geſchehen war einzuziehen hoffte.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI

Homer,

ein Günſtling der Zeit.

Als Thales gefragt ward, was er für das Weiſeſte in der Welt halte? antwortete er: die Zeit, denn ſie hat alles erfunden.

Dem gemäß gaben die Griechen dem Zeit-Gott (Chronos) die größeſten und ſchönſten Namen. Vater der Dinge, Enthüller der Wahrheit, den Prüf- und Schleifſtein der Gedanken, den beſten Rathgeber der Sterblichen nannten ſie ihn, prieſen von ihm: daß er alles mildere, richte, polire; er fördre fortwährend Unbekanntes ans Licht, und laſſe Bekanntes in Dämmerung ſinken. u. ſ.

Eben ſo könnte man in einer andern Allegorie ſagen, daß die Sterblichen mit dieſem alten Gott in einem fortwährenden Streit leben, daß manche ſeiner Kinder ſich anmaßen, was keiner von ihnen, ſondern Er allein gethan hat, und thun konnte; endlich daß unter ſeinem Namen er manche Glückliche oft unerwartet mit dem reichſten Ruhm kröne.

Wem ſind nicht jene Fabelnahmen des Alterthums bekannt, deren Einer oft die Erfindungen ganzer Jahr-

hunderte in ſich zu begreifen ſcheinet? Thaaut, Theut, Thot, Hermes, Orpheus; es iſt faſt keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, die das Leben der Menſchen menſchlich gemacht hat, deren Anfänge man ihnen nicht zugeſchrieben. Wie ihre, ſo gelten mehrere Namen des Alterthums als vielfaßende Sternbilder am dunkeln Himmel, als große Conſtellationen der alten Zeit.

Mit Begebenheiten und Unternehmungen iſts wie mit den Erfindungen; ſie, die bloß und allein Geburten der Zeit ſind, mögen wir gern einzelnen Unternehmern zuſchreiben. Romulus und Numa z. B. ſollen mit den Mauern und dem Gottesdienſte Roms, bereits alles im Sinne gehabt haben, was innerhalb dieſer Mauern nur durch Hülfe der Zeit entſtand, was ſich aus dieſen Mauern nur durch Hülfe der Zeit über die Welt verbreitet. Alexander bei ſeinem Uebergange nach Aſien, bei Errichtung Alexandriens, Babylons und anderer Städte ſoll im Sinne gehabt haben, was in vielen Jahrhunderten, unter Anläßen ſo verſchiedner Umſtände erſt die vielſinnige Zeit erſann und mit ihren tauſend Armen dennoch kaum ausführte. So Julius Cäſar, Muhamed; ſo manche andre Geſetzgeber, Religionsſtifter, Unternehmer, inſonderheit wenn ſie bei unvollendetem Werk jung ſtarben. Selbſt die Kunſtwerke der Menſchen, die eigenſten Geburten ihrer Seele, ihres Fleißes, ihrer Begierde — Doch ich will lieber durch Beiſpiele reden und über einige glückliche Günſtlinge der Zeit meine Gedanken eröfnen. Ich werde dabei ſelbſt dem Gange der Zeit folgen dörfen, in welchem dieſe Vermuthungen ſich bei mir entwickelt haben.

I.

Iſt die Ilias und Odyſſee von demſelben Dichter?

Als ich in jungen Jahren den Homer faſt völlig noch als ein Mährchen las, fragte ich unbefangen, ob das derſelbe Homer ſey, der die Ilias und die Odyſſee gedichtet? Man gab mir zur Antwort: „Allerdings! nur war er dort jung, hier alt; dort die aufgehende, hier die untergehende Sonne.“ Ich ließ es mir gefallen; nur deutete ich das Bild von der aufgehenden und untergehenden Sonne, (das meines Erachtens von Longin hier etwas unpaſſend angebracht war,) auf meine Weiſe. Die Iliade war mir fortan ihrem Gebiet nach eine Morgen- die Odyſſee eine Abendwelt. So, ſprach ich, gehet es dort zu in Himmel und auf Erden; hier alſo. Der Oſt-Homer und der Homer in Weſten; beide ſollen in mir friedlich neben einander wohnen. Ich müßte ein kleines Buch ſchreiben, wenn ich die Verſchiedenheit beider Gedichte und der Dinge in ihnen, ihrer innern Beſchaffenheit und äuſſern Conſtruction nach entwickeln wollte. Und doch würde man vielleicht ſagen: du träumeſt! * Wie mich dünkt, haben beide Gedichte, jedes ſeine eigne Luft, ſeinen Himmel, ſeine eigne Zuſammenfaſſung der Geſtalten in der Ober- Mittel- und Unter-

* Was ich hier nicht ausführen kann, wünſchte ich von einem andern ausgeführt, nemlich die innere und äußere Verſchiedenheit der Ilias und Odyſſee. Es wäre dieß ein angenehmes und nützliches Werk, nur müßte es mit gehöriger Kenntniß, völlig unbefangen und nicht ohne lebendiges Anſchauen der Dinge geſchrieben werden.

welt. Der Eine ist unser Homer der Ostwelt, (προς ηω ηελιον τε,) der andre der Westwelt (προς ζοφον.) wie Homer selbst seine Welt eintheilet.

2.

Der grosse Umfang der Dinge in Homers Gedichten.

Als ich den Homer zum zweitenmal las, suchte ich mir, entfernt von allen Theorien und Regeln, seinen Inhalt lebendig vorzubilden; und erstaunte über den Reichthum, über die Ordnung in Vorführung der Gestalten, endlich über die ungeheure Ansicht des Ganzen in seinen kleinsten Theilen. Ich begriff es, warum die griechische Nachwelt den Homer zu einem Gott, und seine beiden Gedichte zu einer Encyklopädie alles menschlichen Wissens habe machen können: * denn wahrlich eine Welt von Charaktern und Einsichten über Himmel und Erde liegt in ihm offen da. Welche Seite des menschlichen Wissens ist, die er nicht berührt hätte! Er, Vater der ältesten Weltkunde und Weltgeschichte, der griechischen Geographie, Genealogie, Beredsamkeit, Dichtkunst und

* Ist Homerus ein Gott: so werd' er verehrt mit den Göttern,
War Er ein Mensch; so sei dennoch als Gott er geehrt.
Anthol. B. 4. Kap. 27, 10.

Es erfand die Natur; sie gebahr mit Schmerzen, und ruhte,
Da sie in Einen Homer all' ihre Weisheit gesenkt.
Eb. das. Kap. 27, 11.

mehrerer Wiſſenſchaften. Wie, ſprach ich, kam Homer zu dieſer weiten Umfaſſung der Dinge mit ihrer genaueſten Bezeichnung? denn nicht etwa auf dem Olymp und im Schattenreiche allein, auch in der Welt, auf Ithaka, in Troja, in jedem Buſen und Thal Griechenlandes iſt er mit Gegenden, Flüßen, Völkern ſo bekannt; er charakteriſirt mehrere derſelben ſo genau und autoptiſch, daß man wohl ſiehet, eine gewiße Univerſalität in Umfaſſung und Beziehung dieſer Dinge im Geſichtskreiſe der Griechen ſei bei der Zuſammenordnung ſeiner Geſänge Abſicht geweſen. Auch dies alte Geſchlecht ſollte nicht übergangen, auch von jenem Volk, jener Stadt, jener Begebenheit und Gegend ſollte etwas geſagt werden. Es ſcheint, Alles für die Griechen Intreßante ſollte in dieſen beiden Gedichten vorkommen; und wenn es nirgend Raum hatte, ſo fand es Raum auf dem Schilde Achills, bei den Spielen zu Ehren Patroklus, oder am Rande der Erde. Und zwar fand Jegliches einen ſo ſchönen Raum, daß ich den alten Sänger eben ſo wohl über das, was er im flüchtigſten Vorbeigehen, als was er am ausführlichſten erzählt, beneiden mußte. Man verſuche es, und gehe in dieſer Abſicht die Iliade und Odyſſee durch; man wird über den Reichthum, die Wohlordnung, das Verhältniß dieſer Anſpielungen erſtaunen. *

* Reimann hat in dieſer Abſicht eine ſogenannte Ilias nach Homer zuſammengetragen; es ließe ſich hinter ihm eine neue Ilias zweckmäßiger bezeichnen, wenn man zum Grunde ſetzte, daß bei Zuſammenordnung der homeriſchen Geſänge dieſe Art griechiſcher Encyklopädie und Weltcharte mit eine Abſicht geweſen.

Wie? fragte ich, und dieſen vielumfaſſenden, genau ordnenden Geiſt hatte Ein Sänger? Offenbar iſt er hierinn einzig: denn Heſiod und alle übrigen Reſte aus dieſen uralten Sängerzeiten ſind gegen ihn rohe Maſſen, oder ein zuſammengeweheter Vorrath. Und doch iſt Homer der älteſte Dichter, und dieſe ärmeren, unvollendeten Sänger haben nach ihm gelebet. Ich las Blackwells vortrefliche Unterſuchung, * von dem man ſagen kann, daß er über den Homer und ſein Zeitalter zuerſt im Großen gedacht habe; er that mir in Vielem, aber nicht in Allem Gnüge. So auch ſpäterhin Wood ** nicht, ob er gleich, wenn ich ſo ſagen darf, noch näher an die Geburtsſtäte Homers hinandringt. Ich begnügte mich alſo die Quellen dieſer Gedichte, wie die Quellen des Nilſtroms, da ich zu ihnen nicht kommen konnte, in heiliger Ferne zu verehren.

3.

Homer, als Sänger betrachtet.

Ein andermal galt es die Geſangweiſe des Dichters; bey Homer das Hauptwerk. Denn geleſen zu werden, ſind dieſe Geſänge urſprünglich nicht gedichtet; ſie wurden geſungen; ſie ſollten gehört werden. ***

* Blackwells Unterſuchung über das Leben und die Schriften Homers, überſetzt von Voß, Leipz. 1776.

** Wood über das Originalgenie des Homers, 1773.

* Auf das Alter der Buchſtabenſchrift in Griechenland dörfen wir uns hiebey nicht einmal einlaſſen. Aus Phönicien

Dahin ſtrebt der ganze Bau des Herameters, der abwechſelnde, immer fortſchreitende Gang ſeiner Bilder und Töne. Davon zeugen die oft wiederkommenden Worte und Beiworte, die wiederkehrenden Verſe und Halbverſe, die leichte Bindung der Gedanken durch eine Menge uns überflüßig-ſcheinender Partikeln, die dem lebendigen Vortrage Haltung und Schwung gaben, endlich die ganze Art loſer Perioden, in der hier alles erſcheinet. Für den Sänger war der Herameter gemacht. Nie konnte, nie dorfte er ſtocken und ausbleiben; der Geſang zog mit ſich fort. Eben jene leichten und eintönigen Ausklänge des Verſes luden ohne Mühe zur Fort-

kam ſie; und wahrſcheinlich ward in Jonien zuerſt geſchrieben; man bedenke aber, was dazu gehöre, daß Werke wie die Ilias und Odyſſee mit Buchſtaben, deren einige ſo ſpät ins griechiſche Alphabet gekommen, vollſtändig und genau geſchrieben werden. Die Kunſt der Rhapſoden widerſtand eher dem Bücherſchreiben, als daß ſie ſolches hätte fördern wollen: denn wie in Konſtantinopel die Abſchreiber des Korans, die Kalligraphen der Einführung der Buchdruckerey entgegen waren, weil ihr Gewerb dadurch unterging: ſo ging durch Einführung der Buchſtabenſchrift jene Kunſt der Sänger allmählich unter. Es entſtand Proſe, aus dem Herameter ein proſaiſcher Periodus; die Sagen der Menſchen wurden Buchſtaben anvertrauet; es verſtummte die Stimme der Muſen, die als Töchter Mormoſynens, den Schatz des menſchlichen Gedächtniſſes vorher allein aufbehalten und lebendig verbreitet hatten. Bücher waren das Grab des Epos.

ſetzung des Bildes oder der Geſchichte ein; eine Reyhe von wiederkommenden Ausdrücken und Verſen gaben dem Sänger Zeit, weiter zu denken, indem ſie immer noch das Ohr der Verſammlung angenehm füllten. Stellen konnten verſetzt, unzählige kleine Züge wieder angebracht werden; ſo daß wer einige Geſänge der Iliade geſungen hatte, den ganzen Trojaniſchen Krieg in dieſer Manier ſingen konnte. Der Sänger ſchwamm und bewegte ſich in einem ſehr freien Elemente.

Gut für den Homer, der gleichſam erfindend ſang und ſingend erfinden konnte; gut auch für ſeine Nachſänger, die Homeriden; die Quelle des heroiſchen Hexameters floß ihnen unverſieget. Wie ſtand es hiebey aber mit der Erhaltung ſolcher Geſänge im Munde der Rhapſoden? Mochten ſie ihren Homer mit der gewiſſenhafteſten Treue gelernt haben und mit einer Art göttlicher Verehrung wiederholen, die Leichtigkeit des Verſes und der Erzählung ſelbſt lud zu Veränderungen ein. Hier konnte dieſer, dort jener Vers eingeſchaltet werden; bey ähnlichen An- und Ausklängen bot er ſich von ſelbſt dar. Ueberdem war die griechiſche Sprache auf allen den Küſten und Inſeln, in allen den Ländern und Städten, wo Jahrhunderte durch Homer geſungen ward, war und blieb ſie dieſelbe? In Aſien, dem Archipelagus, in Alt- und Groß-Griechenland, mußte nicht der Sänger, wenn er verſtanden, wenn er mit Entzücken gefühlt ſeyn wollte, ſich hie und da dem Ohr des Volks bequemen, und alſo verändern? Jedermann, der es verſucht hat, weiß, was die lebendige Gegenwart einer Verſammlung dem Sprechenden für Geſetze auflegt; hier kann er nicht

alles ſagen, was er dort ſagen konnte; er kann es nicht auf dieſelbe Art ſagen. Und da es der Zweck des Rhapſoden war, mit der Verſammlung gleichſam ganz Eins zu werden, und aus ſeiner in ihre Seelen homeriſche Begeiſterung, Vergnügen und Muſe hinüber zu ſtrömen, wozu er ſogar auch mimiſche Kunſt anwandte; ſo iſt, wenn man ſich dabey die griechiſche Lebhaftigkeit im Vortrage, im Erzählen, im Extemporiren erdichteter Geſchichte einigermaſſen vorſtellt, * ein ſteifes Recitiren auswendig gelernter Verſe, die unter allen Völkern Griechenlandes Jahrhunderte lang dieſelbe geblieben wären, ganz undenkbar. Kaum läßt ſich eine Geſchichte, zumal im Feuer der Beredſamkeit, zweymal mit denſelben Worten erzählen; und obgleich hier der Geſang und das Sylbenmaas dazu da war, daß es den Sänger innerhalb veſter Schranken erhalten ſollte:

* Dieſe griechiſche Lebhaftigkeit im Vortrage, dem Erzählen, dem Extemporiren iſt aus mehreren Reiſebeſchreibungen noch jetzt als Charakter der Nation bekannt. In jenen alten dichteriſchen Zeiten mußte ſie es ungeheuer-mehr ſeyn. „Ich habe oft, ſagt Wood (S. 49) die lebhafte theatraliſche Declamation der italiäniſchen und orientaliſchen Dichter bewundert, wenn ſie unter freiem Himmel Gedichte herſagen, und jeden Gegenſtand, den ſie beſchreiben, in einer eingebildeten Scene zeigen, die ſich ihre Phantaſie den Augenblick ſchaft, zugleich aber ſich jedes natürlichen Vortheils der Gegend bedienen, der ſich auf ihren Gegenſtand anwenden läßt, wodurch ſie ihr Gedicht mit dem Ort, wo ſie es recitiren, in Verbindung ſetzen.“ S. auch Guys literariſche Reiſen in Griechenland. u. a.

ſo waren dieſe Schranken doch ſo weit geſteckt, daß es unmöglich zu einer Sprachmaſchine werden konnte, die unabänderlich dieſelben Töne wiederholte. Es iſt ein Trieb in unſrer Natur, zu dem Gelernten Eignes hinzuzuthun; es iſt ein Trieb in ihr, dieſen Augenblick, dieſe Stunde, dieſen Kreis mit etwas Eignem zu bezeichnen, wenn es auch mit etwas Ungehörigem und Entbehrlichem wäre. So variiren alle Volkslieder auf der Erde; keine Provinz ſingt die Ihrigen ohne Veränderung. Selbſt unſre langſam-tönenden Kirchenlieder, wenn ſie vom Volk auswendig gelernt werden, ſind von Zuſätzen, Worteinſchaltungen und Herzens-Ergieſſungen nicht frei. Wer alſo an einen Urtext Homers, wie er aus ſeinem Munde floß, glauben kann, der glaubt viel.

4.

Villoiſons Homer. Studium Homers in Italien.

Unvermuthet zeigete ſich mir eine groſſe Erſcheinung: Villoiſons Ilias. * Wie ſtaunte ich, dieſen Reichthum griechiſcher Kritik und Urtheile an! Hier fand ich

* Homeri Ilias, edid. Villoiſon. Venet. 1788. Die Bekanntmachung dieſer Schätze des Alterthums iſt ein Verdienſt, das allein ſchon Villoiſons Namen verewigen kann; wie ſehr iſt zu wünſchen, daß dieſer unermüdete Gelehrte ſeiner Ilias auch eine Odyſſee, die gelehrte Reiſe durch Griechenland nämlich, wie er ſie zu Erläuterung der geſammten griechiſchen Literatur ans Licht ſtellen will, hinzufügen möge.

meinen Jugendzweifel, ob die Ilias und Odyſſee von Einem und Demſelben Homer ſey, im Namen einer ganzen Secte griechiſcher Kritiker, der Sonderer (Χωριζοντες,) wieder; dieſe ſagten: die Ilias und Odyſſee ſey nicht von demſelben Dichter.

In den Anmerkungen über den Homer fand ich die Idee, Homers Geſänge als eine Art Encyklopädie des Wiſſenswürdigen zu betrachten, ſo verbreitet, wie ſie uns das geſammte Alterthum zeiget.

Endlich erſchrack ich beynah über die Freiheit, die man ſich mit dem Text Homers nehmen zu können, ja nehmen zu müſſen lange Jahrhunderte durch geglaubt hat. *

Villoiſons Homer kam mir in Italien vor, als ich unter Denkmalen der griechiſchen Kunſt, mithin auch in Homer lebte. Denn wie uns der nördliche Herbſt zu Oſſian treibt, ſo laden uns die griechiſchen Alterthümer, ja ſelbſt die Sitten und Gegenden Groß-Griechenlandes zu Homer ein, als ob in ihnen hie und da ſein Geiſt noch ſchwebe. Dreyerley inſonderheit lernte ich an dieſen unſchätzbaren Reſten der alten Zeit, das mir auch für Homer ſehr diente:

* Wer die Urſachen hievon, ſammt einer Ideenreichen und bündigen Geſchichte der Behandlung Homers leſen will, leſe Wolfs Einleitung zu ſeiner Ausgabe Homers Homeri et Homeridarum opera et reliquiae, P. I. Hal. 1794. Er wird vortrefliche Winke, die der weitern Unterſuchung vorzüglich werth ſind, darinn finden.

1. Die Wahrheit, Einfalt und Pracht der griechischen Bilder in ihrer ſchönen homeriſchen Fortſchreitung.

2. Die mancherlei Epochen der griechiſchen Kunſt und Dichtkunſt, in denen Ein Styl ſich aus dem andern gleichförmig gebildet.

3. Den Werth und die Wirkungen der griechiſchen Schule in Wiſſenſchaften und Künſten.

5.

Von der Wahrheit, Einfalt und Pracht der griechiſchen Bilder angewandt auf ihre ſchöne Homeriſche Fortſchreitung.

Unbeſchreiblich iſt der Eindruck, den die Wahrheit und Einfalt der griechiſchen Gedanken in ihrer Kunſt auf uns macht. Nie wollten ſie zu viel ſagen; und deßhalb ſagten ſie es ganz, anſchaulich, vollſtändig. Wie in der Kunſt, ſo thaten ſie dies auch in ihren Geſängen. In Homers lichter Welt ſteht alles ſo leibhaft da; Götter und Menſchen ſind ſo wahre Weſen, wie dieſe Statuen, wenn ſie ſich belebten. Der Wohllaut, der in dieſem Gliederbau herrſchet, die Wahrheit, die in dieſe Stellung gegoſſen iſt, hebt auch die Geſtalten jener Geſänge; und Winkelmann hat recht geſagt: die Nordländer ſprechen in Bildern, da die Griechen allein auch in der Sprache Bilder geben.

Ich genoß das zauberiſche Vergnügen, die Kunſtwerke

des Vatikans, des Kapitoliums u. ſ. unter einer verſtändigen Fackel-Beleuchtung zu ſehen; hier belebeten ſich Götter und Helden, und mein Auge ſah, wovon ſo viel geſchrieben war, wovon auch ich im Nebel geſchrieben hatte, den Gang der Griechiſchen Epopee, den veſten und ſanften Tritt ihrer Erſcheinungen und Geſtalten. So, ſprach ich, ſchreitet Apoll auch im Homerus einher; ſo ſaß Zevs im Olymp, als Thetis zu ihm trat; dies iſt das Haupt der königlichen Juno. So ging Diana einher; ſo die mütterliche Demeter; und alſo zeigte ſich die kriegende Pallas. Dies iſt des göttlich-ſchönen Achilles, jenes des vielgewandten Ulyſſes Haupt; ſo blickte Ajax zum Jupiter empor; ſo rettete er den todten Patroklus.

Auch auf allen erhobnen Arbeiten der griechiſchen Kunſt aus guten Zeiten, herrſcht dieſe ſchöne Fortſchreitung in nüchterner Einfalt, in einer bedeutungsvollen Ruhe und Wahrheit. Allenthalben iſt eine daurende Handlung vorgeſtellt, die etwas hinter ſich, etwas vor ſich hat, und im Fortſchreiten den rechten Punkt, gleichſam das Moment eines Epos traf, von der Kunſt erfaßt und verewigt.

Hier kam alſo der Takt der alten griechiſchen Dichtung in meine Seele; dieſe ſang, ſie ſtellte dar, erzählend. Da dorfte kein Bild, kein Zug des Bildes in der lebendigen Rede länger verweilen, als es der anſchauende Sinn des Hörenden wollte; jeder Zug trat auf der Stelle hervor, wie er ſich der ganzen Geſtalt nach in der Seele des Hörenden mahlte. Nichts dorfte ausgelaſſen werden, bis dieſer Zweck erreicht war; dann

aber ſäumte das Bild auch keinen Augenblick länger; das innere Auge des ſtaunenden Zuhörers eilte und verlangte weiter. Daher der prächtige und gehaltne Gang Homers; daher, daß in ihm bei allen Wiederholungen eigentlich nichts müßig daſteht, obgleich alles ſo loſe erſcheinet. Daher auch, daß bei jeder anſcheinenden Leichtigkeit überſetzt zu werden, Homer (ſo wie alle Dichter, die lebendig ſangen und nicht ſchrieben,) in dieſem Stück faſt unüberſetzbar bleibet. * Denn nicht die Harmonie des Verſes iſt eigentlich das Steuer ſeiner Rede, ſondern nur ihr Ruder. Der anſchauliche Fortgang der Begebenheit, der wachſende Gang der Rede, mit jedem neu hinzufliſſenden Zuge; Er iſt das Hauptwerk, über welchem man ſelbſt die Harmonie des Verſes vergißt, und faſt unwillig wird, wenn man, unzeitig erinnert, an ſie als an etwas Beſonderes denket. Bei den alten Sängern durfte dies der Fall nie ſeyn, oder die Harmonie ſelbſt hinderte die Wirkung des Epos. Dies nahm ſich Zeit, Alles ganz darzuſtellen, daß, auf dem Flügel der Rede fortgetragen, der Hörer mit Vergnügen eilte und weilte.

* Wenn Eine der gebildeten Sprachen Europa's in dieſem Fortſchreiten der Bilder und ihrer Züge der griechiſchen nachſtreben kann und darf, iſt es die Deutſche; ſie kann ſie aber dennoch nie erreichen. Voſſens herkuliſches Verdienſt in Ueberſetzung des Mävniden iſt von jedermann anerkannt und geachtet.

6.

Vom Fortgange der griechiſchen Kunſt aus Einem Styl in den Andern, auf Homer und die alten Sänger angewendet.

Der ſichtbare Fortgang der griechiſchen Kunſt lehrete mich, wodurch Homer vor ſo viel andern Sängern vor, neben und nach ihm zu der Höhe geſtiegen ſey, auf der er den Griechen, als ein Einzelner da ſtand. Er gelangte zu ihr auch als Künſtler, als ein begünſtigter Sohn der Zeit.

Viele der Sänger vor ihm hatten Kosmogonieen und Theogonieen, Thaten der Götter, Abentheuer der Titanen und Helden, des Herkules, der Argonauten, des Theſeus u. a., wahrſcheinlich auch den Trojaniſchen Krieg und die Rückkehr der griechiſchen Führer beſungen; und gewiß waren darunter treffliche Geſänge. Durch ihn entſtand eine Ilias und Odyſſee; wie dies zugieng, erkläret uns die griechiſche Kunſt deutlich.

Auch ſie hatte ſich nemlich vom Roheſten hinauf durch allerlei Härten, zum Theil in den gewaltſamſten Vorſtellungen, zu der Höhe hinbilden müſſen, die man erhabnen Götter- und Heldenſtyl zu nennen gewohnt iſt. Welch einen Weg hatte ſie zurückgelegt, ſeit ſie von den Figuren auf dem Kaſten des Cypſelus zu den Verzierungen der Propyläen, zu Phidias Pallas, oder von Dädalus Geſtalten zum Olympiſchen Jupiter gelangt war! Einen gleichen Weg hatte

der Geſang früher zurückgelegt, ſeit er von der roheſten Götter- und Heldenſage zu einem Epos in Homeriſchem Styl gelangte. Wer dies ſehen will, vergleiche den Homer und Heſiodus, oder der Kürze wegen, nur das Schild Achilles bey Homer, und Herkules Schild in der Heſiodiſchen Sage; ein Unterſchied, wie zwiſchen Phidias, und einem alten Kampaniſchen Gebilde.

Das Weſen der Kunſt nemlich gehet auf Umriß, auf bedeutenden Entzweck, auf Anmuth, Fülle und Einheit. Unvermerkt arbeitet ſie dahin, das Ueberflüſſige wegzuſchaffen, dem Nothwendigen aber Kraft zu geben, und es in höchſter Einfalt darzuſtellen, göttlich, würdig, angenehm, zierlich. Wie ſich aus der Kunſt alſo jene Zähnebleckenden, häßlichen Todes- und Plagegeſtalten, ſammt allen Ungeheuern menſchlicher Leidenſchaften nothwendig verlieren mußten, ſo mußten mit Hülfe der Zeit auch im Geſange, der gleichſam im Wettkampf mit der Kunſt, und ſelbſt eine hörbare Kunſt war, die Ungeheuer der Titanen, wilde Abentheuer in Heldenzügen und Ritterthaten abgethan oder ſittlicher geformt werden; und hievon ward uns Homer ein frühes Muſter. Auch Er kennet jene rohe Mythologie älterer Zeiten; nur er gebraucht ſie äußerſt ſparſam und zweckmäßig. Kaum vorübergehend legt er ſie ſeinen Göttern oder Helden in den Mund; ins wilde Getümmel der Schlacht, an die Grenzen der Erde hat er ſie verleget, oder ſie iſt ihm nur Redart. Seine eigne Darſtellungen ſind alleſamt von der Unform geſondert, rein göttlich und menſchlich.

Laſſet uns ſehen, wie auf dieſem Wege, ohn' alle

Regel und Vorschrift des Aristoteles, der Umriß einer Homerischen Epopee, als Begriff und Werk, entstehen mußte.

Alle Sagen (επη) nemlich, sie betreffen Götter oder Helden, gehen unausgebildet ins Unendliche fort. Sie knüpfen und hangen sich an, oder sie lösen sich von einander, ohne nähern Zweck, in unermeßlichen Weiten. Wahrscheinlich waren die alten griechischen Sagen, die Theogonieen und Kosmogonieen, die Herakliden und Theseiden, die Argonautischen und Cyprischen Gedichte, selbst der Trojanische Krieg, und die Irren der Helden im weiten unendlichen Meer, dergestalt unumschriebene Abentheuer und Sagen. Nothwendig aber mußte es einem glücklichen Sänger (wer der auch gewesen seyn möge,) einfallen, dieser Unendlichkeit Umriß, diesen Begebenheiten Form zu geben, und zwar auf die leichteste Weise; wozu ihn dann mehrere Ursachen und Umstände einluden.

Zuerst. Nicht alle Momente einer Begebenheit oder eines langfortgeführten Abentheuers konnten für den Hörer gleich anziehend und unterhaltend seyn. Um die interessantesten versammlete sich die Menge; sie hielten die Aufmerksamkeit mit wachsendem Vergnügen vest. Also wurden Gesänge dieser Art mehr gesungen; natürlich also der Sänger auch auf die Ausbildung derselben als auf das glückliche Moment einer Haupthandlung geleitet.

Zweitens. Was von Begebenheiten gilt, gilt auch von Helden. Einer war beliebter als der andre; an

jenen knüpften ſich mehr ineinandergreifende Merkwürdigkeiten. Er ward alſo der Haupthelb einer beliebteren Sage; ſein Leben gab Momente einer Haupthandlung.

Drittens. Dem Sänger ſelbſt war eine Zuſammenfügung mehrerer Geſänge zu Einem Ganzen vortheilhaft und angenehm. Ein Geſang wies ſodann auf den andern, Einer floß aus dem andern; nach Jenem ward dieſer gefodert. Die Einheit einer Haupthandlung war alſo nicht nur Hülfe für ſein Gedächtniß, ſondern auch eine wirkliche Erweiterung der Seelenkräfte und der Aufmerkſamkeit für den Hörer. Aus Einem anmuthigen Labyrinth ward dieſer in ein andres Labyrinth, oder von Höhe zu Höhe geführet. War Einmal ein Knote des Geſanges geſchürzt, ſo wollte er den Knoten gelöſet ſehen; der Sänger mußte ihn löſen, oder er war kein Meiſter.

Viertens. Auch die Geſänge hielten ſich durch dieſe Verkettung an einander veſter. Indem Einer an den andern erinnerte und ſich an ihn ſchloß, konnte jener ſo wenig, als dieſer vergeſſen werden. Das vorgeſteckte Ziel der Handlung war die Achſe des ſich wälzenden Rades, der Mittelpunkt, (ομφαλος) der alle Felder des Schildes an ſich beveſtigte und mit ſich forttrug.

Laßet uns die Erweiſe davon in Homer, verglichen mit andern Dichtern ſehen.

Unter Orpheus Namen haben wir ein Gedicht, die Reiſe der Argonauten. Der Sänger Orpheus

erzählt seinem Schüler Muſäus eine berühmte Fahrt, der er mit beigewohnet, und die Erzählung geht fort, wie die Reiſe. Man kann, wenn uns an der Charte nichts liegt, Glieder auslaſſen und hinzuthun, am Ende gelangt man doch mit Orpheus zurück in ſeine Behauſung.

Ganz anders iſts in der Iliade. Neun Jahre des Trojaniſchen Krieges waren verfloßen, an die der Sänger nur epiſodiſch denket. Sein Gedicht leitet ſogleich eine Handlung und mit ihr eine Reihe von Handlungen ein, die an einander leiſe und veſter, bis zum Ausgange hinaus geknüpft ſind. Ja hinter dieſem Ausgange iſt man ſelbſt noch das Ende des Helden, das uns an mehreren Orten als nahe verkündigt wird, zu wiſſen begierig.

Wie die Iliade den gröſeſten griechiſchen Helden vor Troja, und aus ſeinem Leben die wichtigſte Periode emporhob, ſo wählt die Odyſſee unter allen rückkehrenden Helden, den Vielgewandteſten, der das meiſte erfahren hat, der alſo auch am beſten erzählen konnte. Von Agamemnon, Menelaus u. a. hören wir hie und da, was wir hören ſollen, nur epiſodiſch. Um Ulyßes ſchlingt und windet ſich der Kranz aller Erzählungen dieſer Abendgegend; und zwar ſo zierlich iſt er geſchlungen, ſo weiſe, daß es nicht gleichgültig bleibt, ob dies der Dichter oder Ulyß erzählt? ob es Eidothea, Circe, Tireſias ſagen? alles iſt durch und in einander ſchlau und verſtändig geordnet.

7.

Von Verknüpfung der Gesänge in Homer.

Bei Homer ist die Verknüpfung mehrerer Gesänge auf die leichteste, loseste Weise, d. i. rhapsodisch bewirkt worden; laßet uns sehen, was in dieser Manier liege.

Der alte griechische Sänger (ἀοιδος) sang seine Sage unendlich fort; der Rhapsode verknüpft Gesänge; (ῥαπτειν ἀοιδην, ἀοιδας.) Davon hat er den Namen, dies ist, nebst dem lebendigen Vortrage, (ὑποκρισις) sein Kunstwerk. Hiermit ist in Absicht auf Homer Alles gesaget.

Fragt man nämlich: wo hört Homers Ilias auf? so ist die Antwort: wo man will. Es sind und bleiben lose Gesänge. Willt du aufhören, wo Achilles nicht mehr zürnet, (weil im Anfange nur der Zorn Achills angekündigt worden:) so höre auf. Andre werden eben jetzt entflammt seyn, den Achilles, der zwar gegen Agamemnon nicht mehr, aber gegen Hektor und die Trojaner desto mehr zürnet, in seiner Rache, in seiner Trauer um den Patroklus zu sehen; und zittern für Hektor. Die Textur von Gesängen (ῥαφη ἀοιδων) die sie wünschen, geht also jetzt erst an. So mit andern Gesängen. Willt du die nächtliche Kundschaft des Ulyßes, die Dolonie nicht lesen; laß sie aus. Scheint mit den Spielen bei Patroklus Grabe dir der Gesang zu lange fortgezogen, so möge Patroklus ohne diese ihm gebührende Ehre, durch die Achilles Herz allein beruhigt werden kann, schlafen. Es

kann wohl ſeyn, daß dieſem und jenem Rhapſoden dieſe und jene Rhapſodie gefehlt habe: denn nach Belieben der Zuhörer ſang er bald dieſes, bald jenes; die Textur aller dieſer Geſänge aber aus Einem Knoten in Einem Geiſt und Ton bleibt unverkennbar.

So auch bei der Odyſſee. Gefällt uns Ithaka, oder Menelaus-Alcinous Hof, die Behauſung der Circe, der göttliche Sauhirt, Polyphem, das Todtenreich; alles iſt aufgethan; alles ſteht einzeln vor uns. In der Odyſſee aber iſts, wie in einer Kunſtſammlung, ſchön geordnet.

Fragt man: warum iſt die Iliade ſo leicht und loſe angekündigt, daß dieſe Ankündigung den Inhalt aller Geſänge kaum unter ſich begreift? ſo dient zur Antwort: eben dieſe leichte Ankündigung war rhapſodiſch. * Der Sänger nähete und reihete an den Zorn Achills, was aus ihm hervorging oder was an ihn ſchicklich zu reihen war; den Zorn Achills aber war und blieb der Nabel (ομφαλος, ombilicus) d. i. der Vereinigungspunkt ſeiner Geſänge und Sagen. Die Odyſſee ſcheinet genauer angekündigt; und doch ſagt die Ankündigung bei weitem nicht alles, was in ihr vorgeht. Selbſt des Hauptzweckes der Erzählung, der Ankunft Ulyſſes auf Ithaka, und deſſen, was dort geſchah, thut ſie faſt keine Erwähnung.

Wie entfernt ſind wir vom Geiſt der alten Sänger-

* Außer dem was Köppen u. a. hierüber geſchrieben, enthält Ilgens disquisitio actionis principis in Iliade Homeri, einen Vorrath von Gelehrſamkeit über dieſen oft wiederholten Zweifel.

Zeiten, wenn wir dieſe zwo leicht und prächtig geſchlungene Kränze des Alterthums, die Ilias und Odyſſee, nach Regeln richten wollen, die ein neuerer Geſchmack für eine Gattung, die Homer ganz und gar nicht kannte, das ſogenannte HeldenGedicht (Epopee) erfand, und in der man Werke, die faſt nichts miteinander gemein haben, die Aeneis, Dante's göttliche Komödie, Arioſt, Taſſo, Milton, Klopſtock, Wieland, wiederum die Henriade und Araucana mit Einem Maasſtabe mißt und richtet! — Homers Ilias und Odyſſee ſind zwo lebendige Kriegsheere, die ſich, jetzt in dieſem, jetzt in jenem Trupp einzeln bewegten; aber auch im ganzen Fortrücken ſind es wohl geſtellete wohlgeordnete Heere.

Ohne alle Rückſicht auf die Umſtände, unter denen aus einzelnen Geſängen und Sagen zuſammengeordnete Geſänge (ραψοι αοιδων) entſtanden: wie leichter und milder war überhaupt der Geſchmack der Griechen in Allem, was ſie Zuſammenordnung (συνδεσις) nannten, ſey es in Kunſt oder in Weisheit. Sehet ihre erhobne Bildwerke, ihre Gruppen, ihre Gemählde. Da drängt ſich nichts auf einander, um im Dreieck oder in einem Flammenpunkt gen Himmel zu fahren; friedlich ſind die Figuren neben einander. Das Auge des Anſchauenden ſoll ſie in Ruhe genieſſen, und im Gemüth zuſammenordnen. Vom Zugeſpitzten unſrer Perſpectiv wußten ſie nichts. Man leſe Homers Beſchreibung von Achilles Schilde. Pauſanias Erzählung vom Amyklaiſchen und Olympiſchen Thron, ja alle Stellen, wo er von Zuſammenordnung eines Vielen zu Einem redet; man leſe Philoſtrats Ge-

mählde, allenthalben wird man gerade eine ſo leiſe und loſe Zuſammenſtellung, wie in der Iliade und Odyſſee bemerken, ja oft ſogar nach unſern Begriffen über Mangel an Einheit klagen, da ſich doch die Griechen unter Morgen- und Abendländern in dem, was wahre und ſchöne Einfalt iſt, ſo einzig ausgezeichnet haben. Dieſe Einfalt aber war bei ihnen nicht todter Mechanismus, ſondern Einheit und Einfalt der Gedanken, eine gehaltene daurende Empfindung. In ihren epiſchen, lyriſchen, dramatiſchen Gedichten blieben ſie auf dieſem Wege; ſelbſt ihre Denkſprüche, ihre Geſpräche, ihre Epigramme lieben dies ruhige Aus- und Nebeneinander. Was die Homeriſche Schule hierinn für ganz Griechenland auf alle künftige Zeiten für Gutes bewirkt habe, wollen wir jetzt mit Wenigem andeuten.

8.

Werth und Wirkung der Homeriſchen Schule auf Griechenland.

Ich bemerkte von der griechiſchen Kunſt, daß ſie den Werth und die Wirkung deſſen was Schule iſt, zeige. Oft iſt ein Denkmal des Alterthums mittelmäßig gearbeitet; indeſſen iſt ſeine Idee groß; mithin auch ſeine Wirkung. Die Regel Polyklets iſt in ihm ſichtbar; man kann ihm ſeine Aufmerkſamkeit nicht verſagen. Daß die Griechen dieſer Kunſtregel ſo treu blieben, ſicherte ſie; ſie ſchweiften nicht wie die neuern umher, die ſich alles für erlaubt halten.

Homer ſtiftete mit ſeiner Geſangsweiſe die wahre Schule Griechenlandes, die ſich bis auf ſehr ſpäte

Zeiten in Blüthe erhielt. Der griechiſche Geſchmack in Kunſt, Dichtkunſt und Weisheit iſt dem Homer und ſeinen Homeriden faſt alles ſchuldig.

Es gab einen Orphiſchen Geſchmack, der ſich in den Geheimnißen der Eingeweiheten lange erhielt. Wir haben davon ſpäte Proben in Fragmenten und Hymnen; wahrſcheinlich aber wird niemand unter uns dieſen Orphiſchen mit dem Homeriſchen Geſchmack vertauſchen wollen und jenem die Allgemeinheit wünſchen.

In Heſiodus haben wir andre Proben mehrerer uralter griechiſcher Denkarten; die wenigſten davon werden wir gegen Homers reine Geſtalten, gegen ſeine heitere, weiſe Denkart verwechſeln.

Homer nämlich änderte den alten Geſchmack, dadurch, daß er gleichſam den Himmel auf die Erde zog, und, indem er jene ungeheuren abgelebten Fabeln der Vorwelt an ihrem Ort ließ, alle ſeine Geſtalten rein menſchlich machte. Von Heldenbegebenheiten wählte er die jüngſte unter den alten, die ganz Griechenland intereßirte. Von Helden die Blume der Helden, den tapferſten, und den ſchlaueſten. Hiedurch legte er in ſeine Gedichte Keime zu einer groſſen, blühenden Pflanzung; ganz im Kreiſe der Menſchheit. Um ſeinen Achill vereinigte ſich Griechenland und Troja mit tauſend Schickſalen und Menſchencharakteren; durch ſeinen Ulyß ward uns in den vielfachſten Anſichten eine Charte der weſtlichen Welt, und in ihr die verſchiedenſten Verfaſſungen und Situationen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, wohl aneinander geordnet, ſichtbar.

Fragte man mich: ſang das alles ſchon Homer? ſtehest du für jeden Zug jedes Verſes, daß auch Er vom großen Altvater ſey? ſo wüßte ich auf ſolche Frage keine Antwort, als etwa dieſe: wenn er ſie nicht ſelbſt ſang, ſo war er Vater dieſer Geſänge. Wo eine Epigeneſe, d. i. ein lebendiger Zuwachs in regelmäßiger Geſtalt an Kräften und Gliedern ſtattfinden ſoll, da muß, wie die ganze Natur zeigt, ein lebendiger Keim, ein Natur- und Kunſtgebilde da ſeyn, deſſen Wachsthum jetzt alle Elemente freudig fördern. Homer pflanzte einen ſolchen Keim, ein Epiſches Kunſtgebilde. Seine Familie, die Schule der Homeriden erzog dieſen Baum; allenthalben umher wurden durch lebendigen Geſang ſeine Sproßen verpflanzet, und durch Wind und Wetter unter mancherlei Händen, die ihn bearbeiteten, die ihn vielleicht einimpften, ihn beſchnitten und an ihm feilten, gedieh der Baum zu der Geſtalt, in der er jetzt vor uns ſtehet und wahrſcheinlich, (wenige Verbeſſerungen ausgenommen,) ſtehen wird, ſo lange menſchliche Cultur dauret.

9.

Vom Homeriſchen Gedankenkreiſe.

Daß es in der Schule der Homeriden auf einen Cyklus d. i. auf eine Art Encyklopädie des Wiſſenswürdigen göttlicher und menſchlicher Dinge im Geſichtskreiſe damaliger Zeiten angelegt geweſen, wird jedem eindrücklich werden, der ſich vom Inhalt unſrer Ilias und Odyſſee ein reines Bild macht, zugleich aber auch mit ihnen die andern dem Homer zugeſchriebenen Werke

in Betracht nimmt. Margites z. B. iſt das Erſte derſelben: denn, wie ſpäterhin in Athen, hinter vier Trauerſpielen heroiſchen Inhalts eine Komödie zum Schluß gegeben ward: ſo ſollte wahrſcheinlich Margites das auch im Hochfrölichen und Komiſchen ſeyn, was die Ilias und Odyſſee, jene im Königlichen, dieſe im Bürgerlichen Geſchmack waren; Margites ründete gleichſam die cyklische Tafel. Das Schickſal hat uns um dieſes äuſſerſt wünſchenswerthe Gedicht, deſſen auch Ariſtoteles oft erwähnt, beneidet; die Urſache des Unterganges läſſet ſich aber bald einſehn. Das Komiſche menſchlicher Sitten nemlich verändert ſich ſchneller als ſich die Gegenſtände der Odyſſee oder Ilias verändern; Götter- und HeldenCharaktere, Gegenden, Inſeln, Wunder der Natur, Königreiche, Geſchlechter, dauren, wenn das Lächerliche eines Zeitgeſchmacks mit der Zeit vorübergegangen iſt, und künftige Geſchlechter weniger reitzet.

Ob uns alſo gleich ein Haupttheil deſſen, was zum Homeriſchen Kreiſe des Wiſſenswürdigen gehöret, entwandt iſt: ſo darf man dennoch nur die Ilias und Odyſſee ſelbſt, ſogar in dem, was uns das Entbehrlichſte ſcheint, mit Aufmerkſamkeit anſehn, um an der Idee eines ſolchen Kreiſes von dem, was dem damaligen Griechenlande wiſſenswürdig ſchien, nicht zu zweifeln.*

* Um Mißverſtändniſſen zuvorzukommen, merke ich an, daß hier nicht von jenem mythiſchen oder epiſchen Cyklus, d. i. von einer geſchloſſenen Sammlung alter Dichter und Mährchen die Rede ſey, wie ihn die Alexandriner feſtſetzten; dieſe Anordnung, ſcheinet es, war blos bibliothe-

Man gehe zu dieſem Zweck das Verzeichniß der griechiſchen Schiffe, Länder, und Familien, die Felder auf dem Schilde Achilles, die ganze Umfaſſung der Odyſſee durch; man verfolge beide Gedichte in ihren Gleichniſſen, Charakteren, Sitten, Situationen, Regierungsarten in der Oſt- und Weſtwelt; ſodann gehe man muthmaaſſend den Inhalt andrer Geſänge der berühmteſten Cykliſchen Dichter durch, die dem Homer, was in ihm zu mangeln ſchien, jeder nach ſeinen Kräften beifügte:

kariſch und literariſch. Wir ſprechen hier von einem Kreiſe des Wiſſenswürdigen in einer gewiſſen Denk- und Sehart; ein ſolcher liegt in allen Epiſchen Dichtern, in Jedem nach dem Begriff ſeiner Zeiten. Er iſt in Homer, Dante, Arioſt, Milton u. ſ. Er bildet ſich, ohne daß es der Dichter weiß: denn dieſer trägt eine Welt in ſich (κοσμον) und ſuchet für ſie Raum in ſeinem Gedichte. Da nun in jenen Zeiten der lebendige Geſang und zwar im Ton der epiſchen Erzählung die Stelle aller Bücher vertrat, da er ſelbſt die einzige Kunſt der Unterweiſung war, indem man andre Dichtungsarten, z. B. Komödie, Tragödie u. ſ. noch nicht kannte: ſo mußte man, gleichſam ohne daß man es wollte, darauf hinausgehn, in die beliebteſten Geſänge alles das zu bringen, was in Himmel und auf Erde die Menſchheit intereſſirte. Es war Natur der Sache, das Werk der ewig-fortbildenden Zeit. War Homer einmal der Held der Dichter, der beliebteſte Sänger geworden, ſo ward an ihn, wie an einen Olympiſchen Jupiter oder an eine Pallas-Athene alles gewandt, was ſeine Werke vollkommener darſtellen konnte.

mich dünkt, ſo wird man die Idee, daß die fortbildende Zeit es bei einer Reihe verehrter Geſänge, die man für die vollkommenſten hielt, und die es auch waren, immer mehr auf eine Art Encyklopädie, d. i. auf einen Umriß des Wiſſenswürdigen in der damaligen Sphäre der Menſchheit anlegen, und darinn fortarbeiten mußte, der Natur der Sache gemäß finden. Geſänge (Epos) und zwar Geſang in dieſer Form war damals das einzige, und ein ſo angenehmes Mittel der Unterweiſung, in welches man daher alles brachte, was man wußte oder was man wiſſenswerth fand. Hätten wir die ſämmtlichen Cykliſchen Dichter der Griechen, von denen wir jetzt keinen haben, ſo könnten wir ſelbſt die Arten des Geſchmacks beſtimmen, in denen man, in Homers Schule ſowohl, als auſſer ſeiner Schule dies Wiſſenswürdige aneinander gereihet und fortgebildet; jetzt kennen wir unter Homers Namen, oder aus ſeiner Schule, nur wenige, aber ſehr ſchätzbare Stücke und Fragmente, die uns eben auch dahin weiſen.

Unter Homers Namen haben wir z. B. einen Froſch-Mäuſekrieg. Von wem er auch ſey, er erinnert uns ſogleich nicht nur an ſo manche Spiele und Scherze (παιγνια) die man dem guten Altvater zuſchreibt: ſondern auch an die ganze Manier, in der er Götter und Menſchen betrachtet; ſie iſt leicht und frölich. Zur Iliade und Odyſſee war alſo in der Homeriſchen Schule der Froſch-Mäuſekrieg ein vortreffliches Drittes; eine Sehart menſchlicher Dinge, die nicht weniger als die Ilias und Odyſſee im Geſchmack Homers ſeyn konnte. Sie hatte mehrere Nachahmungen in der Homeriſchen Manier, den Krieg der

Spinnen, der Kraniche, die Cicaden, die Ziege; (die man daher auch dem Homer zuſchrieb:) und es wird ihr hoffentlich nie an frölichen Nachahmern fehlen. Ueberhaupt iſt in beiden Gedichten Homers eine Summe ruhiger Vernunft und des unbefangenen frölichen Selbſtgenuſſes merkbar; wie in keinem andern Dichter. Dieſer fröliche Selbſtgenuß ſcheint das Erbtheil geweſen zu ſeyn, das der Vater der Homeriden ſeiner Familie nachließ; daher aus Homers Gedichten und aus ſeiner Denkart, der geſunde Verſtand und fröliche Sinn der Griechen nicht nur ausgehn ſondern auch fortwährend ſchöpfen konnte.

Auch die Hymnen Homers ſind davon Zeugen. Welche Frage, ob Einer derſelben von Homer ſey? Vielleicht keiner: ſie ſtammen aber alle von ihm her; denn alle ſind in ſeiner Denkart. Gebt uns ſtatt dieſer 32 oder 34 Hymnen der Homeriden, die offenbar freie Eingänge zum Geſange waren, noch einmal ſoviel aus dieſer Schule: (die orphiſche Schule hat 86.) ſo würden wir auch hier einen Hymnenkreis der Homeriden ſehen, ſchöner und wirkſamer als der Cyklus orphiſcher Hymnen.

Es war Natur der Sache, daß ſich nicht alle, ſelbſt Hauptwerke der homeriſchen Schule in immer-friſcher Blüthe des Andenkens erhalten konnten; Vielleicht waren ihrer zu viele: oder die Ilias und Odyſſee verdrängten die andern. Dieſe gingen unter, wie ehmals die Geſänge der ältern roheren Dichter durch ſie untergegangen waren. Die Tafel des Gedächtniſſes der Menſchen iſt eine enge Tafel; vor ihr ſitzet die Zeit, unaufhörlich beſchäftiget mit Hinzuſchreiben, Aendern und Wegthun.

Nur das Wissenswürdigste, das Vortrefflichste soll diese Tafel aufbewahren; Dank ihr, daß von Homer sie uns die Ilias und Odyssee erhalten. Wir können zufrieden seyn, daß wir neben ihnen aus dieser Schule noch einige Hymnen, aus Hesiodus und Orpheus Schule kleine Reste, (aus der letzten vielleicht nur das Echo des Echo) besitzen: wir können vergleichen, und durch Vergleichung zu dem Urtheil kommen, daß die Homerische Schule für alle Zeiten den wahren, guten und sichern Geschmack gegründet.

10.

Verdienst Lykurgus, Solons und der Pisistratiden um Homer.

Ohne Zweifel ist man dem Lykurg und Solon, den beiden größesten Gesetzgebern Griechenlandes vielen Dank schuldig, daß sie von ihrer Seite dazu beitrugen, uns den Homer zu erhalten; sie thaten es aber nicht für uns, es erforderte solches ihre eigne Gesinnung, und der Zweck ihrer Gesetzgebung. Kein Fürst und Weiser Griechenlandes wollte muthwillig ein Barbar seyn, noch weniger glaubte er, barbarische Völker könnten besser als gebildete regiert werden; auf dem Boden der Cultur sproßte der Ruhm der Griechen; sich von Barbaren zu unterscheiden, war und blieb ihr wachsender Nachruhm.

Eben so gereicht es dem Pisistratus und Hipparch zur Ehre, daß sie auf Solons Wege fortgingen und den Gesang Homers an den Panathenäen einführten; nur lasse man auch dieser grosser Männer

Lykurgus und Solons, Piſiſtratus und Hipparchus Verdienſt beſtehn in ſeinen Gränzen.

Lykurg brachte Homers Gedichte aus Aſien in ſeine Stadt; man weiß nicht, wie? ob in Schrift oder im Munde lebender Sänger? wenigſtens hat die Homeriſche Dichtkunſt in Lacedämon nie geblühet.

Drei Jahrhunderte ſpäter führte Solon ſeine Gedichte in Athen ein; und befahl ſie, Reihab, alſo daß Ein Sänger den andern ablöſete, zu ſingen. (εξ υποβολης ραψωδεισθαι.) Wenn keine Zuſammen-Ordnung (συνθεσις) in den Gedichten Homers geweſen wäre, ſo hätte ſie ihnen Solon, den wir aus ſeinen eignen Gedichten kennen, ſchwerlich geben können. Alſo glaube man nicht, Er habe die Iliade und Odyſſee geſchaffen; er ordnete etwa die Rhapſodieen, (ſoviel ihrer damals waren,) wie ſie im öffentlichen Vortrage folgen ſollten, und traf dazu von Seiten der Sänger Vorkehrung. Sein Verdienſt um die Erhaltung Homers war politiſch.

So auch das Verdienſt Piſiſtratus und Hipparchus. Ich zweifle, ob dieſe, übrigens verdiente Männer Dichter-Verdienſt um den Homer haben, und in ihn bringen konnten, was nicht da war. Als Fürſten ordneten ſie, ſie regulierten. Hätten ſie dabei auch alle Weiſen der damaligen Zeit in einer Regulativ-Synode zu Hülfe genommen; wir kennen ja den Simonides, Anakreon, Onomakritus u. f. aus eignen Gedichten. Zu ihren Zeiten war jener Geiſt, der die Iliade und Odyſſee ſchuf, längſt entwichen; ſie konn-

ten ſchwerlich hervorbringen, was nicht da war, aber was da war, konnten ſie überſehen, redigiren und revidiren, ordnen. (διασκευαζειν.)

Wie wenig man ſich nachher an dieſe Redaction gekehret, zeigt die Geſchichte der Auslegung Homers in den folgenden Zeiten; indeſſen bleibt den groſſen Namen Solons, Piſiſtratus und Hipparchus das unſterbliche Verdienſt, daß ſie die Gedichte Homers, wie ſie ſich ihnen gaben, auf ewig vom Untergange errettet haben, und in der Pallas Schleier gleichſam bargen. Fortan wurden ſie nicht nur alle fünf Jahre in den Panathenäen abgeſungen, ſondern in Athen, der Mutter der Schriften, kamen ſie als Schrift in die Hände der Dichter, der Sophiſten, der Redner, Staatsmänner und Philoſophen; ſie wurden ein claſſiſches Buch der Schulen, (ſo wenige Schulen damals waren,) noch mehr aber ein claſſiſches Buch aller gebildeten Menſchen, die ſich auf Vortrag in Poeſie oder Proſe legten.

II.

Schluß.

Irre ich nicht, ſo hing Homers Glück von drei Dingen ab, die alle unter dem Gebiet der Zeit ſtanden. Wir wollen ſie mit drei Worten, Epos, Geſang, Rhapſodie uns wiederholen.

Epos war das lebendige Wort, die Stimme der Vorwelt. Sie brachte aus dem grauen Alterthum Geſtalten und Sagen herab, die auf dem Flügel

der Zeit ſich gleichſam höher ſchwangen und fortwuchſen. Was Virgil von ſeiner Fama ſingt:

Mobilitate viget, viresque adquirit eundo;
Parva quidem primo; mox ſeſe attollit in auras
Ingrediturque ſolo et caput inter nubila condit; *

gilt edler von jener göttlichen Stimme, (φημη, οσσα) die wie ein weiſſagender, lehrender Ton aus der Vorzeit hinabkam und ſich auf künftige Zeiten forterbte. Die Muſe des Gedächtniſſes weihte ihren Sänger, daß er ſich dieſe Stimme eigen machte, ſie veredelte, und den Menſchen menſchlicher zuhauchte. Würden Achill und Ulyßes ſich wieder erkennen in Homers Gedichten? Schwerlich. Auf dem Flügel der Zeit, auf der Schwinge des lebendigen Worts und Geſanges ſind ihre Geſtalten ſo heroiſch, göttlich und groß worden, daß ſie hier andre Weſen ſind, als ſie im ſterblichen Leben waren.

Das Epos gehört in die Kindheit der Welt. Da horcht das abergläubiſche Ohr auf Stimmen der Vorwelt, und erträumt ſich gern wunderbare, höhere Geſtalten. Was das Auge nüchtern ſieht, wird durch die Rede, zumal durch die von Geſchlecht zu Geſchlecht forttönende Rede, wie in trunkener Begeiſterung fortge-

* Regend belebt ſie ſich; fortſchreitend wächſet die Kraft ihr;
Klein zuerſt und erhebt ſich ſchnell in die Lüfte; ſie wandelt
Unten am Boden, das Haupt hoch in der Wolke verbergend.

bildet und erhebt ſich wachſend. Da traf nun Homer den rechten Punct; ein Bote der Vorwelt, der aber weiſe für ſeine Zeit war, und in allem die Umriſſe traf, die, wohlgedacht, leicht überſehbar, geſchlank und frölich, das Auge künftiger Geſchlechter mit Anmuth und Würde ewig veſthielten. Dazu half ihm ſein Geſang, ein einfacher Strom, in den alle Belehrung floß, der in lyriſche und dramatiſche Ströme, wie in bunte Mäander noch nicht vertheilt war. Geſang und Drama, Redekunſt und Weisheit blühen in ihm noch auf Einem Baume; erſt ſpätere Zeiten kamen und pflanzten jede beſonders. Denn aus Homers Kunſt, die aus dem Munde der Muſe Geſänge reihet und ordnet, aus dieſem einfachen Kunſtwerk, in welchem ſich Vieles zu Einem auf die leichteſte Weiſe fügte, entſprang eben unter den Händen der Zeit jede andre Kunſt und Dichtung, die beide immer ein Eins in Mehrerem, mithin Handlung, Knote, Fortleitung und Auflöſung lieben. Nur Er ſchlang dies Band der Geſänge mit faſt unmerklicher leiſer Hand; die holde, günſtige Zeit wars, die dieſem alten Propheten eine Familie, d. i. Kinder gewährte, die das von ihm geſchlungene Band weiter zogen und fortknüpften. Das liebliche Jonien, die Mutter aller Künſte, gebahr Homer; die griechiſchen Inſeln bis zur weſtlichen Welt hin haben ſeine Geſänge erzogen; Athen nahm ſie auf, bildete ſie im Drama und ſonſt vielfach aus und ſprach darüber. In Alexandrien endlich gelangten ſie, nach vielen Fragen und Zweifeln, mit Obelisken und Aſteriſken geſchmückt, zu der Geſtalt, in der ſie uns die Zeit übergeben.

Als ich in Rom das berühmte Denkmal der Apo-

theose Homers* sah: „Jupiter, Apollo, Mnemosyne und die Musen sind über ihm vom Gipfel herab in höheren Gegenden des Felsen; Er sitzet da wie ein Gott: die Ilias und Odyssee knieen an seinem Stuhl und stützen denselben. Ihn, der darauf sitzt, krönen die geflügelte Zeit und die bewohnte Erde (οικουμενη.) Vor ihm stehet ein Altar, bei dem der Mythus als Knabe dienet, auf dem die Geschichte Weihrauch opfert; die Poesie, das Trauer- und Lustspiel stimmen den Opfergesang an; die Natur als ein Kind, die männliche Tugend, das aufbewahrende Ge-

* Bekanntlich haben es Cuper, Schott u. a. erkläret. Eine andre Vergötterung Homers führe ich aus Winkelmanns Gesch. der Kunst (S. 339. Dresdn. Ausg.) mit seinen eignen Worten an: „Der Dichter sitzet auf einem Adler, von welchem er in die Luft getragen wird. Auf beiden Seiten sitzen zwo weibliche Figuren auf Zierrathen von Zweigen, beide mit einem kurzen Schwert an der Seite. Die zur Rechten hat einen Helm; mit der rechten Hand fasset sie an ihr Schwert, und sitzt mit gestütztem Haupt, in tiefen Gedanken. Die andre hat einen spitzigen Hut, wie er dem Ulysses gegeben ist, hat ebenfalls die Eine Hand am Schwert und mit der andern Hand hält sie ein Ruder. Jene bedeutet die Ilias; diese die Odyssee. Die Schwäne unter den Zierrathen über der vergötterten Figur haben auch ihre Deutung auf den Dichter." Diese Apotheose, da sie auf einem Silbergefäß ist, ist zierlich; jene, im Pallast Colonna, gewiß nach einem ältern Kunstwerke gemacht, ist groß.

dächtniß, die Treue, die Weisheit wohnen dem Fest bei;" da erinnerte ich mich ganz des Glückes dieses ruhmvollen Sohnes der Zeiten. Er ſtand auf ſeiner Stelle, empfing von ſeinen Vorfahren einen reichen Schatz deſſen, was er durch Geſchmack, und zwar den wahren Geſchmack eines reinen Menſchengefühls zu veredeln wußte; und ſtiftete damit eine ewige Schule ſeiner fortarbeitenden Verehrer. Dichter ſangen nach ihm weiter; Geſetzgeber ehreten ihn und führten ſeine Geſänge ein, Aeſchylus nährte ſich von Broſamen ſeiner Tafel; die Genoſſen deſſelben, mit ihnen die Dichter jeder andern Gattung ſchöpften aus ſeiner Quelle; nach ihm bildete ſich der erſte Geſchichtſchreiber; die Kunſt wetteiferte mit ihm; und er gab dem Phidias ſeinen Jupiter, ſeine Pallas Athene; die Philoſophen ſprachen über ihn; die Redner aus ihm — bis endlich eine Literatur und Cultur ſich unter die Völker verbreitete, der Er der erſte große Beförderer geweſen. Sein lebendiges Wort, (επος) das die Zeit auf ihren Flügeln umher getragen, war zu Athen, im Tempel der Pallas feſtliche, ewige Schrift worden, und tönt vom Ceeropiſchen Felſen noch fort in die Seelen der Menſchen. Von ihm kann man ſagen: er habe den Flug der Zeit durch Kunſt der Rede gefeſſelt; willig nahm ſie die Blumenfeſſel an und hat ihn dafür mit ewigem Ruhm gekränzet.

VII

Natur und Schule.

„Iſt es denn wahr, ſprichſt du, was der Weisheit Meiſter mich lehren,
Was der Lehrlinge Schaar ſicher und fertig beſchwört;
Kann die Wiſſenſchaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Syſtemes Gebälk ſtützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mistraun, der leiſe mich warnt, dem Geſetze,
Das du ſelber, Natur mir in den Buſen geprägt,
Biß auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geiſt?
Sage du mirs, du biſt in dieſe Tiefen geſtiegen,
Aus dem modrigten Grab kamſt du erhalten zurück,
Dir iſt bekannt was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Troſt dort bey den Mumien wohnt?

Muß ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es,
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht."
Freund, du kennst doch die goldene Zeit, (Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und einfach erzählt.)
Jene Zeit da das Heilige noch in der Menschheit gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch der Instinkt sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ey reget den hüpfenden Punkt,
Der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freyere Wellen bewegt,
Da ein sichres Gefühl noch treu, wie am Uhrwerk der Zeiger,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bey Todten gesucht.

Gleich verſtändlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem ſie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit iſt nicht mehr. Vermeſſene Willkühr
Hat der getreuen Natur göttlichen Einklang entweiht.
Wolkigt fließt der himmliſche Strom in ſchuldigen Herzen,
Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geſchöpft.
Dieſer Quell, tief unten im Schacht des reinen Verſtandes,
Fern von der Leidenſchaft Spur, rieſelt er ſilbern und kühl.
Aus der Sinne wildem Geräuſch verſchwand das Orakel,
Nur in dem ſtilleren Selbſt hört es der horchende Geiſt.
Aber die Wiſſenſchaft nur vermag den Zugang zu öfnen,
Und den heiligen Sinn hütet das myſtiſche Wort.
Hier beſchwört es der Forſcher, der reines Herzens hinabſteigt,
Und die verlorne Natur giebt ihm die Weißheit zurück.

Haſt du, Glücklicher, nie den ſchützenden Engel verloren,
Nie des frommen Inſtinkts liebende Warnung verwirkt,
Mahlt in dem keuſchen Auge noch treu und rein ſich die Wahrheit,
Tönt ihre Stimme dir noch hell in der kindlichen Bruſt,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird ſie, weißt du's gewiß, ſchweigen auf ewig wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verſtand trüben das tückiſche Herz,
Nie der verſchlagene Witz des Gewißens Einfalt beſtricken,
Niemals, weißt du's gewiß, wanken das ewige Steur?
O dann gehe du hin in deiner köſtlichen Unſchuld,
Dich kann die Wiſſenſchaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Geſetz, das mit eiſernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir gilt es nicht. Was du thuſt, was dir gefällt, iſt Geſetz.

Herrſchen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel,
Was du mit heiliger Hand bildeſt, mit heiligem Mund
Redeſt, wird die Herzen der Menſchen allmächtig bewegen,
Du nur merkſt nicht den Gott, der dir im Buſen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geiſter dir beuget,
Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt;
Aber blind erringſt du, was wir im Lichte verfehlen,
Und dem ſpielenden Kind glückt, was dem Weiſen mislingt.

VIII

Das verſchleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wiſſens heißer Durſt
Nach Sais in Egypten trieb, der Prieſter
Geheime Weißheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit ſchnellem Geiſt durcheilt,
Stets riß ihn ſeine Forſchbegierde weiter,
Und kaum beſänftigte der Hierophant
Den ungeduldig ſtrebenden. „Was hab ich,
Wenn ich nicht Alles habe, ſprach der Jüngling
Giebts etwa hier ein Weniger und Mehr?
Iſt deine Wahrheit wie der Sinne Glück
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Beſitzen kann und immer doch beſitzt?
Iſt ſie nicht eine einzge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles was dir bleibt iſt Nichts, ſolang
Das ſchöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem ſie einſt ſo ſprachen, ſtanden ſie
In einer einſamen Rotonde ſtill,

Wo ein verſchleiert Bild von Rieſengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel.

Verwundert
Blickt er den Führer an und ſpricht. Was iſts,
Das hinter dieſem Schleier ſich verbirgt?

„Die Wahrheit" iſt die Antwort.

Wie? ruft jener,
Nach Wahrheit ſtreb ich ja allein, und dieſe
Gerade iſt es, die man mir verhüllt?

„Das mache mit der Gottheit aus, verſetzt
Der Hierophant. Kein Sterblicher, ſagt ſie,
Rückt dieſen Schleier, biß ich ſelbſt ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter ſchuldger Hand
Den heiligen verbotnen früher hebt,
Der, ſpricht die Gottheit" —

Nun?

„Der ſieht die Wahrheit"
Ein ſeltſamer Orakelſpruch! Du ſelbſt
Du hätteſt alſo niemals ihn gehoben?

„Ich? Warlich nicht! Und war auch nie dazu

Verſucht.“

Das faß ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur dieſe dünne Scheidewand mich trennte —

„Und ein Geſetz, fällt ihm ſein Führer ein.
Gewichtiger mein Sohn als du es meynſt
Iſt dieſer dünne Flor — Für deine Hand
Zwar leicht, doch Zentner ſchwer für dein Gewiſſen.“

Der Jüngling gieng gedankenvoll nach Hauſe,
Ihm raubt des Wiſſens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt ſich glühend auf dem Lager,
Und rafft ſich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreywillig ihn der ſcheue Tritt.
Leicht ward es ihm die Mauer zu erſteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier ſteht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einſamen die Lebenloſe Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oefnung wirft
Der Mond den bleichen ſilberblauen Schein,

Und furchtbar wie ein gegenwärtger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finſterniſſe
In ihrem langen Schleier die Geſtalt.

Er tritt hinan mit ungewiſſem Schritt,
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch ſein Gebein,
Und ſtößt ihn weg mit unſichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willſt du thun? So ruft
In ſeinem Innern eine treue Stimme.
Verſuchen den Allheiligen willſt du?
Kein Sterblicher, ſprach des Orakels Mund,
Rückt dieſen Schleier, biß ich ſelbſt ihn hebe.

Doch ſetzte nicht derſelbe Mund hinzu:
Wer dieſen Schleier hebt, ſoll Wahrheit ſchauen.
Sey hinter ihm, was will! Ich heb ihn auf.
(Er rufts mit lauter Stimm) Ich will ſie ſchauen.

Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo ſpottend nach.

Er ſprichts und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun, fragt ihr, und was zeigte ſich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Beſinnungslos und bleich

So fanden ihn am andern Tag die Prieſter
Am Fußgeſtell der Iſis ausgeſtreckt.
Was er allda geſehen und erfahren
Hat ſeine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War ſeines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem, dieß war ſein warnungsvolles Wort,
Wenn ungeſtümme Fragen in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich ſeyn."

IX

Von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten.

Der Misbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft, da, wo ſie nur die ausübende Gewalt beſitzt, auch die geſetzgebende an ſich zu reiſſen, haben ſowohl im Leben als in der Wiſſenſchaft ſo vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit iſt, die Grenzen genau zu beſtimmen, die dem Gebrauch ſchöner Formen geſetzt ſind. Dieſe Grenzen liegen ſchon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geſchmack ſeinen Einfluß äuſert, um beſtimmen zu können, wie weit er denſelben erſtrecken darf.

Die Wirkungen des Geſchmacks überhaupt genommen ſind, die ſinnlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo alſo ein ſolches inniges Bündniß zwiſchen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig iſt, da iſt dem Geſchmack ein Einfluß zu geſtatten. Giebt es aber Fälle, wo wir, ſey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder ſey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem ſinnlichen Einfluß frey und als reine Vernunftweſen handeln müſſen, wo alſo das Band zwiſchen dem

Geiſt und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geſchmack ſeine Grenzen, die er nicht überſchreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unſerer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle giebt es aber wirklich, und ſie werden uns ſchon durch unſere Beſtimmung vorgeſchrieben.

Unſere Beſtimmung iſt, uns Erkenntniſſe zu erwerben und aus Erkenntniſſen zu handeln. Zu beyden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geiſt thut, die Sinne auszuſchließen, weil bey allem Erkennen vom Empfinden, und bey allem moraliſchen Wollen von der Begierde abſtrahirt werden muß.

Wenn wir erkennen, ſo verhalten wir uns thätig und unſre Aufmerkſamkeit iſt auf einen Gegenſtand, auf ein Verhältniß zwiſchen Vorſtellungen und Vorſtellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, ſo verhalten wir uns leidend und unſre Aufmerkſamkeit (wenn man es anders ſo nennen kann, was ganz und gar keine Handlung des Geiſtes iſt) iſt bloß auf unſern Zuſtand gerichtet, inſoferne derſelbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, ſo merken wir dabey auf kein Verhältniß derſelben zu andern Objecten, ſo beziehen wir die Vorſtellung deſſelben nicht auf andere Vorſtellungen, ſondern auf unſer empfindendes Selbſt. An dem ſchönen Gegenſtand erfahren wir nichts, aber von demſelben erfahren wir eine Veränderung unſers Zuſtands, davon die Empfindung der Ausdruck iſt. Unſer Wiſſen wird alſo durch Urtheile des Geſchmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, ſelbſt nicht einmal von der Schön-

heit wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo alſo Erkenntniß der Zweck iſt, da kann uns der Geſchmack, wenigſtens direkt und unmittelbar keine Dienſte leiſten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade ſo lange ausgeſetzt, als uns die Schönheit beſchäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geſchmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer ſeyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verſtandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben ſo wenig beytragen als das geſchmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäſte, oder die äuſſere Eleganz eines Menſchen zu Beurtheilung ſeines innern Werths. Aber eben ſo, wie dort durch die ſchöne Anordnung der Tafel die Eßluſt gereizt und hier durch das Empfehlende im Aeuſſern die Aufmerkſamkeit auf den Menſchen überhaupt geweckt und geſchärft wird, ſo werden wir durch eine reizende Darſtellung der Wahrheit in eine günſtige Stimmung geſetzt, ihr unſre Seele zu öfnen, und die Hinderniſſe in unſerm Gemüth werden hinweggeräumt, die ſich der ſchwierigen Verfolgung einer langen und ſtrengen Gedankenkette ſonſt würden entgegengeſetzt haben. Es iſt niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verſtand, dem der Geſchmack beym Erkennen hilft. Der Inhalt muß ſich dem Verſtand unmittelbar durch ſich ſelbſt empfehlen, indem die ſchöne Form zu der Einbildungskraft ſpricht, und ihr mit einem Scheine von Freyheit ſchmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man sich bloß in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, ist großen Einschränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig seyn, je nachdem die Art der Erkenntniß, und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bey Mittheilung seiner Gedanken beabsichtet.

Es giebt eine wissenschaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beförderlich ist, kann der erstern gerade zu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß dem Inhalt nach vorzutragen, sondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dieß kann aber nichts anders heissen, als, nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Darlegung desselben muß den Denkgesetzen gemäß seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand aneinander schliessen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stätigkeit in der Darstellung muß der Stätigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freyheit, die der Imagination bey Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anschauungen, d. h. nach gan-

zen und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammensetzungen Freyheit und erkennt dabey kein andres Gesetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir alles, was Begriff ist, was sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit Theilvorstellungen oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältnissen verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur in so fern, als er vorher trennte d. h. nur durch Theilvorstellungen, verbinden. Der Verstand beobachtet in seinen Kombinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit und es ist bloß der stätige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhang wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft ganze Vorstellungen (einzelne Fälle) in diese Kette von Abstraktionen einschaltet, und in die strenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt.*

* Ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, wird sich deswegen der Beyspiele sehr ungern und sehr sparsam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommner Wahrheit gilt, erleidet in jedem besondern Fall Einschränkungen; und da in jedem besondern Fall

Es iſt daher unumgänglich nöthig, daß da, wo es um ſtrenge Conſequenz im Denken zu thun iſt, die Imagination ihren willkührlichen Charakter verläugne, und ihr Beſtreben nach möglichſter Sinnlichkeit in den Vorſtellungen und möglichſter Freyheit in Verknüpfung derſelben dem Bedürfniß des Verſtandes unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muß ſchon der Vortrag darnach eingerichtet ſeyn, durch Ausſchließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Beſtreben der Einbildungskraft niederzuſchlagen, und ſowohl durch Beſtimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigem Dichtungstrieb, als durch Geſetzmäſſigkeit im Fortſchritt ihrer Willkühr in Kombinationen Schranken zu ſetzen. Freylich wird ſie ſich nicht ohne Widerſtand dieſem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbſtverläugnung, und auf einen ernſtlichen Entſchluß des Zuhörers oder Leſers, um der Sache willen, die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich ſind.

Wo ſich aber ein ſolcher Entſchluß nicht vorausſetzen läßt, und wo man ſich keine Hofnung machen kann, daß das Intereſſe an dem Inhalt ſtark genug ſeyn werde, um zu dieſer Anſtrengung Muth zu machen, da wird man

ſich Umſtände finden, die in Rückſicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargeſtellt werden ſoll, zufällig ſind, ſo iſt immer zu fürchten, daß dieſe zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

freylich auf Mittheilung einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müſſen, dafür aber in Anſehung des Vortrags, etwas mehr Freyheit gewinnen. Man verläßt in dieſem Falle die Form der Wiſſenſchaft, die zuviel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die unabhängig von allem Inhalt ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, ſo muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt ſich mit dieſer Freyheit. Da der Volksredner oder Volksſchriftſteller (eine Benennung, unter der ich jeden befaſſe, der nicht ausſchlieſſend an den Gelehrten ſich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum ſpricht, und ſeine Leſer nicht wie der andere auswählt, ſondern ſie nehmen muß, wie er ſie findet, ſo kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens, und bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerkſamkeit, aber noch keine beſondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntſchaft mit beſtimmten Begriffen, noch kein Intereſſe an beſtimmten Gegenſtänden bey denſelben vorausſetzen. Er kann es alſo auch nicht darauf ankommen laſſen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit ſeinen Abſtraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wiſſenſchaftliche Vortrag ſich einſchränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um ſicher zu gehen, giebt er daher lieber die Anſchauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche ſich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verſtand ſeiner Leſer, den

Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird alſo bey dem populären Vortrag ſchon weit mehr ins Spiel gemiſcht, aber doch immer nur reproduktif, (empfangene Vorſtellungen erneuernd) nicht aber produktif (ihre ſelbſtbildende Kraft beweiſend). Jene einzelnen Fälle oder Anſchauungen ſind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden ſoll, viel zu beſtimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergeſſen könnte, daß ſie bloß im Dienſt des Verſtandes handelt. Der Vortrag hält ſich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert ſich noch nicht in derſelben. Die Darſtellung iſt alſo noch immer bloß didaktiſch, denn, um ſchön zu ſeyn, fehlen ihr noch die zwey vornehmſten Eigenſchaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freyheit in der Bewegung.

Frey wird die Darſtellung, wenn der Verſtand den Zuſammenhang der Ideen zwar beſtimmt, aber mit ſo verſteckter Geſetzmäſigkeit, daß die Einbildungskraft dabey völlig willkührlich zu verfahren, und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen ſcheint. Sinnlich wird die Darſtellung, wenn ſie das Allgemeine in das Beſondere verſteckt, und der Phantaſie das lebendige Bild (die ganze Vorſtellung) hingiebt, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorſtellung) zu thun iſt. Die ſinnliche Darſtellung iſt alſo, von der Einen Seite betrachtet, reich, weil ſie da, wo nur eine Beſtimmung verlangt wird, ein vollſtändiges Bild, ein Ganzes von Beſtimmungen, ein Individuum gibt; ſie iſt aber von einer andern Seite betrachtet wieder eingeſchränkt und

arm, weil sie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand gerade um so viel, als sie der Imagination im Ueberfluß darbietet, denn je vollständiger an Inhalt eine Vorstellung ist, desto kleiner ist ihr Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkühr zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die seinigen mit strenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beyden Interessen mit einander zu streiten scheinen, so giebt es doch zwischen beyden einen Punkt der Vereinigung, und diesen auszufinden, ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben, und diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn so abstrakt wir auch denken mögen, so ist es doch immer zuletzt etwas sinnliches, was unserm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen, und sich an keinen andern Zusammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen also die Anschauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen, verrathen sie die ganze Unordnung einer spielenden und bloß sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung aesthetische Freyheit, und das Bedürfniß der Phantasie ist befriedigt. Eine

ſolche Darſtellung, könnte man ſagen, iſt ein organiſches Produkt, wo nicht bloß das Ganze lebt, ſondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloß wiſſenſchaftliche Darſtellung iſt ein mechaniſches Werk, wo die Theile, leblos für ſich ſelbſt, dem Ganzen durch ihre Zuſammenſtimmung ein künſtliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verſtande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geiſtigen Theil, Bedeutung, haben, und dieſe erhält ſie durch die Begriffe, vermittelſt welcher jene Anſchauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwiſchen dieſen Begriffen, als dem geiſtigen Theil der Rede der genaueſte Zuſammenhang ſtatt, während daß ſich die ihnen korreſpondirenden Anſchauungen, als der ſinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkührliches Spiel der Phantaſie zuſammen zu finden ſcheinen, ſo iſt das Problem gelößt, und der Verſtand wird durch Geſetzmäſigkeit befriedigt, indem der Phantaſie durch Geſetzloſigkeit geſchmeichelt wird.

Unterſucht man die Zauberkraft der ſchönen Diktion, ſo wird man allemal finden, daß ſie in einem ſolchen glücklichen Verhältniß zwiſchen äuſſerer Freyheit und innerer Nothwendigkeit enthalten iſt. Zu dieſer Freyheit der Einbildungskraft trägt die Individualiſirung der Gegenſtände, und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das meiſte bey, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieſer, um ſie da, wo ſie nicht iſt, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräſentiren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen

Falle darſtellen, nehmen wir der Phantaſie die Feſſeln ab, die der Verſtand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, ſich ſchöpferiſch zu beweiſen. Immer nach Vollſtändigkeit der Beſtimmungen ſtrebend, erhält und gebraucht ſie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzuſtalten, ihm in allen ſeinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergeſſen, und ſich als eine willkührliche Selbſtherrſcherinn betragen, weil durch den ſtrengen innern Zuſammenhang hinlänglich dafür geſorgt iſt, daß ſie dem Zügel des Verſtandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt dieſe Freyheit noch weiter, indem er Bilder zuſammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verſchieden ſind, aber ſich gemeinſchaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil ſich nun die Phantaſie an den Inhalt, der Verſtand hingegen an jenen höhern Begriff hält, ſo macht die erſtere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenſte Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln ſich nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Geſetz der Freyheit gehen ſie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derſelbe, nur wechſelt das Medium, das ihn darſtellt. So erſchafft ſich der beredte Schriftſteller aus der Anarchie ſelbſt die herrlichſte Ordnung, und errichtet auf einem immer wechſelnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein feſtes Gebäude.

Stellt man zwiſchen der wiſſenſchaftlichen, der populären und der ſchönen Diktion eine Vergleichung an, ſo zeigt ſich, daß alle drey zwar den Gedanken, um den

es zu thun ist, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns also alle drey zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieser Erkenntniß bey einer jeden merklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünschenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen könnte; denn sein Gedanke kündigt sich bloß als eine willkührliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stand ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, daß es sich wirklich so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren was ist, aber niemals was seyn muß. Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er erweißt aus unbezweifelten Gründen, daß es sich nothwendig so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgehet, so wird es nicht schwer seyn, einer jeden von diesen drey verschiedenen Formen der Diktion ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen wird sich als Regel annehmen lassen, daß da, wo nicht bloß an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Resultat zu thun ist, die populäre und schöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den schönen übergehen darf, das entscheidet der größere oder geringere

Grad des Interesse, den man vorauszusetzen und zu bewirken hat.

Der reine wissenschaftliche Ausdruck setzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philosophischer oder populärer ist) in den Besitz einer Erkenntniß; der schöne Ausdruck leiht uns dieselbe bloß zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erste giebt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit samt der Wurzel, aber freylich müssen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der schöne Ausdruck bricht uns bloß die Blüthen und Früchte davon ab, aber der Baum, der sie trug, wird nicht unser, und wenn jene verwelkt und genossen sind, ist unser Reichthum verschwunden. So widersinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum selbst in seinen Garten verpflanzt haben will, eben so ungereimt würde es seyn, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüstet, den Baum selbst mit seinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergiebt sich von selbst, und ich bemerke blos, daß der schöne Ausdruck eben so wenig für den Lehrstuhl, als der schulgerechte für den schönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende sammelt für spätere Zwecke, und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu sorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer der Kenntnisse zu machen, die er ihm beybringt. Nichts aber ist unser, als was dem Verstand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen schnellen Gebrauch, und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß seines Publikums

zu befriedigen. Sein Intereſſe iſt es alſo, die Kenntniſſe, welche er ausſtreut, ſo ſchnell, als er immer kann, praktiſch zu machen, und dies erreicht er am ſicherſten, wenn er ſie dem Sinn übergiebt, und für die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der ſein Publikum bloß auf Bedingungen übernimmt, und berechtigt iſt, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfodert wird, ſchon bey demſelben vorauszuſetzen, richtet ſich bloß nach dem Object ſeines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit ſeinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erſt zu ſeinem Vortheil gewinnen muß, ſich zugleich nach den Subjecten zu richten hat, an die er ſich wendet. Jener, deſſen Publikum ſchon da war, und wieder kommt, braucht bloß Bruchſtücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erſt ein Ganzes ausmachen; dieſer, deſſen Publikum ohne Aufhören wechſelt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß ſein Geſchäft bey jedem Vortrag vollenden, jede ſeiner Aufführungen muß ein Ganzes für ſich ſeyn, und ihren vollſtändigen Aufſchluß enthalten.

Daher iſt es kein Wunder, wenn ein noch ſo gründlicher dogmatiſcher Vortrag in der Konverſazion und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch ſo geiſtvoller ſchöner Vortrag auf dem Lehrſtuhl keine Früchte trägt — wenn die ſchöne Welt Schriften ungeleſen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignoriert, die eine Schule der Weltleute ſind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verſchlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es beſtimmt iſt, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt kön-

nen beide vollkommen gleich seyn, aber es hieſſe etwas unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anſtrengt, zugleich dem bloſſen Schöngeiſt zum leichten Spiele dienen ſollte.

Aus dieſem Grunde halte ich es für ſchädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worinn wiſſenſchaftliche Materien in ſchöne Form eingekleidet ſind. Ich rede hier ganz und gar nicht von ſolchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden iſt, ſondern von wirklich vortreflichen Schriften, die die ſchärfſte Sachprobe aushalten, aber dieſe Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es iſt wahr, man erreicht mit ſolchen Schriften den Zweck, geleſen zu werden, aber immer auf Unkoſten des wichtigeren Zweckes, warum man geleſen werden will. Der Verſtand wird bey dieſer Lectüre, immer nur in ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt alſo nie die Form von dem Stoffe ſcheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch iſt ſchon die bloſſe Uebung des Verſtandes ein Hauptmoment bey dem Jugendunterricht, und an dem Denken ſelbſt liegt in den meiſten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geſchäft gut beſorgt werde, ſo mag man ſich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geiſt ſchon durch die Form der Behandlung in Spannung geſetzt und mit einer gewiſſen Gewalt von der Paſſivität zur Thätigkeit fortgeſtoſſen werden. Der Lehrer ſoll ſeinem Schüler die ſtrenge Geſetzmäſſigkeit der Methode keineswegs verbergen, ſondern ihn vielmehr darauf aufmerkſam, und wo möglich darnach begierig machen. Der Studierende ſoll lernen, einen Zweck ver-

folgen, und um des Zwecks willen auch ein beſchwerliches Mittel ſich gefallen laſſen. Frühe ſchon ſoll er nach der edlern Luſt ſtreben, welche der Preiß der Anſtrengung iſt. Bey dem wiſſenſchaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewieſen, bey dem ſchönen werden ſie ins Intereſſe gezogen. Was wird die Folge davon ſeyn? Man verſchlingt eine ſolche Schrift, eine ſolche Unterhaltung mit Antheil, aber, wird man um die Reſultate befragt, ſo iſt man kaum im Stande, davon Rechenſchaft zu geben. Und ſehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Maſſen in die Seele, und der Verſtand erkennt nur, wo er unterſcheidet; das Gemüth verhielt ſich, während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geiſt beſitzt nichts, als was er thut.

Dieß gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet ſich auf die ſtrengſte Beſtimmtheit, auf die genaueſte Abſonderung, auf die höchſte innere Nothwendigkeit; nur muß dieſe Beſtimmtheit ſich eher finden laſſen, als gewaltſam hervordrängen. Die höchſte Geſetzmäſſigkeit muß da ſeyn, aber ſie muß als Natur erſcheinen. Ein ſolches Produkt wird dem Verſtand vollkommen Genüge thun, ſobald es ſtudiert wird, aber eben weil es wahrhaft ſchön iſt, ſo dringt es ſeine Geſetzmäſſigkeit nicht auf, ſo wendet es ſich nicht an den Verſtand ins beſondere, ſondern ſpricht als reine Einheit zu dem harmonierenden Ganzen des Menſchen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig beſtimmt; gerade dasjenige, worinn der Triumph der Darſtellung beſteht, die vollkommene Auflöſſung der Theile in einem reinen

Ganzen beleidigt ihn, weil er nur zu unterſcheiden verſteht, und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar ſoll bey philoſophiſchen Darſtellungen der Verſtand, als Unterſcheidungsvermögen, befriediget werden, es ſollen einzelne Reſultate für ihn daraus hervorgehen; dieß iſt der Zweck, der auf keine Weiſe hintangeſetzt werden darf. Wenn aber der Schriftſteller durch die ſtrengſte innere Beſtimmtheit dafür geſorgt hat, daß der Verſtand dieſe Reſultate nothwendig finden muß, ſobald er ſich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch ſeine Natur (die immer als harmoniſche Einheit wirkt, und wo ſie durch das Geſchäft der Abſtraktion dieſe Einheit verloren, ſolche ſchnell wieder herſtellt) wenn er das Getrennte wieder verbindet, und durch die vereinigte Auffoderung der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte immer den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt, ſo hat er wahrhaftig nicht um ſo viel ſchlechter geſchrieben, als er dem Höchſten näher gekommen iſt. Der gemeine Beurtheiler freylich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche ſelbſt nur die Pfeiler ſuchen würde, welche dieſes künſtliche Firmament unterſtützen, dieſer wird es ihm wenig Dank wiſſen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein ſolcher muß ihn freylich erſt überſetzen, wenn er ihn verſtehen will, ſo wie der bloſſe nackte Verſtand, entblößt von allem Darſtellungsvermögen, das Schöne und Harmoniſche in der Natur wie in der Kunſt erſt in ſeine Sprache umſetzen und auseinander legen, kurz, ſo wie der Schüler, um zu leſen, erſt buchſtabieren muß. Aber von der Beſchränktheit und Bedürftigkeit ſeiner Leſer empfängt der darſtellende Schriftſteller niemals das Geſetz. Dem Ideal, das er in ſich ſelbſt trägt,

geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt und wer zurück bleibt. Es werden viele zurück bleiben; denn so ſelten es ſchon iſt, auch nur denkende Leſer zu finden, ſo iſt es doch noch unendlich ſeltener, ſolche anzutreffen, welche darſtellend denken können. Ein ſolcher Schriftſteller wird es alſo der Natur der Sache nach ſowohl mit denjenigen verderben, welche nur anſchauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die ſaure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fodert von ihnen, was für ſie ſchlechthin unmöglich iſt, lebendig zu bilden. Weil aber beyde nur ſehr unvollkommene Repräſentanten gemeiner und ächter Menſchheit ſind, welche durchaus Harmonie jener beyden Geſchäfte fodert, ſo bedeutet ihr Widerſpruch nichts; vielmehr beſtätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er ſuchte. Der abſtrakte Denker findet ſeinen Inhalt gedacht, und der anſchauende Leſer ſeine Schreibart lebendig; beyde billigen alſo, was ſie faſſen und vermiſſen nur, was ihr Vermögen überſteigt.

Ein ſolcher Schriftſteller iſt aber aus eben dieſem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwiſſenden mit dem Gegenſtande, den er behandelt, bekannt zu machen, oder im eigentlichſten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu iſt er glücklicher weiſe auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjecten fehlen wird. Der Lehrer in ſtrengſter Bedeutung, muß ſich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Vorausſetzung des Unvermögens aus, da hingegen jener von ſeinem Leſer oder Zuhörer ſchon eine gewiſſe Integrität und Ausbildung fodert. Dafür ſchränkt ſich aber ſeine Wirkung auch nicht darauf ein, bloß todte Begriffe

mitzutheilen, er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtiget ſich des ganzen Menſchen, ſeines Verſtandes, ſeines Gefühls, ſeines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bey dem eigentlichen Lernen, den Foderungen des Geſchmacks Raum zu geben, ſo wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieſes Vermögens bey dem Studirenden zu frühzeitig ſey. Ganz im Gegentheil ſoll man ihn aufmuntern und veranlaſſen, Kenntniſſe, die er ſich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darſtellung mitzutheilen. Sobald das erſtere nur beobachtet worden iſt, kann das zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit ſchon in hohem Grad mächtig ſeyn, um ohne Gefahr die Form verlaſſen zu können, in der ſie gefunden wurde; man muß einen groſſen Verſtand beſitzen, um ſelbſt in dem freyen Spiele der Imagination ſein Objeet nicht zu verlieren. Wer mir ſeine Kenntniſſe in Schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, daß er ſie richtig faßte, und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande iſt, ſie in einer ſchönen Form mitzutheilen, der beweißt nicht nur, daß er dazu gemacht iſt, ſie zu erweitern, er beweißt auch, daß er ſie in ſeine Natur aufgenommen und in ſeinen Handlungen darzuſtellen fähig iſt. Es giebt für die Reſultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die ſelbſtthätige Bildungskraft. Nichts als was in uns ſelbſt ſchon lebendige That iſt, kann es auſſer uns werden, und es iſt mit Schöpfungen des Geiſtes wie mit organiſchen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anſchauungen längſt ſchon lebendig wirkten, ehe die Philoſophie ſie demonſtrierte, und wie kraftlos öfters die demonſtrierteſten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, ſo erkennt man, wie wichtig es für das praktiſche Leben iſt, dieſen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft wieder in lebendige Anſchauung umzuwandeln. Nur auf dieſe Art iſt man im Stande, an den Schätzen der Weißheit auch diejenigen Antheil nehmen zu laſſen, denen ſchon ihre Natur unterſagte, den unnatürlichen Weg der Wiſſenſchaft zu wandeln. Die Schönheit leiſtet hier in Rückſicht auf die Einſicht eben das, was ſie im moraliſchen, in Rückſicht auf die Handlungsweiſe leiſtet; ſie vereinigt die Menſchen in den Reſultaten und in der Materie, die ſich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andre Geſchlecht kann und darf, ſeiner Natur und ſeiner ſchönen Beſtimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wiſſenſchaft, aber durch das Medium der Darſtellung kann es mit demſelben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es ſich noch wohl gefallen, daß ſein Geſchmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verſtand entſchädigt. Gewöhnlich iſt es ihm nur deſto lieber, je härter die Beſtimmtheit hervortritt, und je reiner ſich das innere Weſen von der Erſcheinung abſondert. Aber das Weib vergiebt dem reichſten Inhalt die vernachläßigte Form nicht, und der ganze innre Bau ſeines Weſens giebt ihm ein Recht zu dieſer ſtrengen Foderung. Dieſes Geſchlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrſchte, ſchon allein deswegen, das

ſchöne Geſchlecht heiſſen müßte, weil es durch Schönheit beherrſcht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterſtuhl der Empfindung, und was dieſe entweder beleidigt, oder leer läßt, iſt für daſſelbe verloren. Freylich kann ihm in dieſem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt überliefert werden, die von ihrem Beweiß unzertrennlich iſt. Aber glücklicher Weiſe braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erſchienenen Ausnahmen können den Wunſch nicht erregen, daß ſie zur Regel werden möchten.

Das Geſchäft alſo, welches die Natur dem andern Geſchlecht nicht bloß nachließ, ſondern verbot, muß der Mann doppelt auf ſich nehmen, wenn er anders dem Weibe in dieſem wichtigen Punkt des Daſeyns auf gleicher Stuffe begegnen will. Er wird alſo ſo viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abſtraktion, wo Er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen ſuchen, wo das Weib zugleich Muſter und Richterinn iſt. Er wird, da er in dem weiblichen Geiſte keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, ſo viele Blüthen und Früchte, als immer möglich iſt, auf ſeinem eigenen Feld zu erzielen ſuchen, um den ſchnell verwelkenden Vorrath auf dem andern deſto öfter erneuern, und da, wo keine natürliche Aerndte reift, eine künſtliche unterhalten zu können. Der Geſchmack verbeſſert — oder verbirgt — den natürlichen Geiſtesunterſchied beider Geſchlechter, er nährt und ſchmückt den weiblichen Geiſt mit den Produkten des männlichen, und läßt das reitzende Geſchlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genieſſen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geſchmack iſt alſo, unter den Einſchränkungen, deren ich bisher erwähnte, bey Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ſich nicht an dem Inhalt vergreife. Er ſoll nie vergeſſen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht ſeine eignen Geſchäfte führt. Sein ganzer Antheil ſoll darauf eingeſchränkt ſeyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günſtige Stimmung zu verſetzen; aber in allem dem, was die Sache betrift, ſoll er ſich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das letztere thut — wenn er ſein Geſetz, welches kein anders iſt, als der Einbildungskraft gefällig zu ſeyn, und in der Betrachtung zu vergnügen, zum oberſten erhebt — wenn er dieſes Geſetz nicht bloß auf die Behandlung, ſondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe deſſelben die Materialien nicht bloß ordnet, ſondern wählt, ſo überſchreitet er nicht nur, ſondern veruntreut ſeinen Auftrag, und verfälſcht das Objekt, das er uns treu überliefern ſollte. Nach dem, was die Dinge ſind, wird jetzt nicht mehr gefragt, ſondern wie ſie ſich am beſten den Sinnen empfehlen. Die ſtrenge Conſequenz der Gedanken, welche blos hätte verborgen werden ſollen, wird als eine läſtige Feſſel weggeworfen, die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Weſen dem äuſſern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt ſich nach der Form richten muß, da iſt gar kein Inhalt; die Darſtellung iſt leer, und anſtatt ſein Wiſſen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftsteller, welche mehr Witz als Verstand und mehr Geschmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Bekrügerey nur allzuoft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt, und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung.

Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bey solchen Ständen und in solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Musen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äussere Vollendung giebt, den unreifen zum Gecken macht. *

* Herr Garve hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung Bürgerlicher und Adelicher Sitten im I Theil seiner Versuche ꝛc. (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, daß sie in Jedermanns Händen seyn werde) unter den Prärogativen des adelichen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der grossen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche schon

Stoff ohne Form iſt freylich nur ein halber Beſitz, denn die herrlichſten Kenntniſſe liegen in einem Kopf, der ihnen keine Geſtalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen iſt gar nur der Schatte eines Beſitzes, und alle Kunſtfertigkeit im Ausdruck kann denjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn alſo die ſchöne Kultur nicht auf dieſen Abweg führen ſoll, ſo muß der Geſchmack nur die äuſſere Ge-

durch ſeine Geburt ausgeſchloſſen iſt. Ob aber dieſes Vorrecht, welches in Abſicht auf die äuſſere und äſthetiſche Bildung unſtreitig als ein Vortheil zu betrachten iſt, auch in Abſicht auf die innere Bildung des adelichen Jünglings, und alſo auf das Ganze ſeiner Erziehung, noch ein Gewinn heiſſen könne, darüber hat uns Herr Garve ſeine Meinung nicht geſagt, und ich zweifle, ob er eine ſolche Behauptung würde rechtfertigen können. Soviel auch auf dieſem Wege an Form zu gewinnen iſt, ſoviel muß dadurch an Materie verſäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter ſich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, ſo dürfte der Bürger den Edelmann um dieſes Prärogativ nicht ſehr beneiden. Wenn es freylich auch fernerhin bey der Einrichtung bleiben ſoll, daß der Bürgerliche arbeitet, und der Adeliche repräſentirt, ſo kann man kein paſſenderes Mittel dazu wählen, als gerade dieſen Unterſchied in der Erziehung, aber ich zweifle, ob der Adeliche ſich eine ſolche Theilung immer gefallen laſſen wird.

ſtalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Weſen beſtimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchſten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, ſo tritt der Menſch niemals aus der Dienſtbarkeit der Materie, ſo wird es niemals Licht in ſeinem Geiſt, kurz ſo verliert er eben ſo viel an Freyheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zuviel verſtattet.

Das Schöne thut ſeine Wirkung ſchon bey der bloſſen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer alſo blos ſeinen Schönheitsſinn übte, der begnügt ſich auch da, wo ſchlechterdings Studium nöthig iſt, mit der ſuperfiziellen Betrachtung, und will auch da blos verſtändig ſpielen, wo Anſtrengung und Ernſt erfordert wird. Durch die bloſſe Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Groſſes leiſten will, muß tief eindringen, ſcharf unterſcheiden, vielſeitig verbinden, und ſtandhaft beharren. Selbſt der Künſtler und Dichter, obgleich beyde nur für das Wohlgefallen bey der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anſtrengendes und nichts weniger als reitzendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns ſpielend ergötzen.

Dieſes ſcheint mir auch der untrügliche Probierſtein zu ſeyn, woran man den bloſſen Dilettanten von dem wahrhaften Kunſtgenie unterſcheiden kann. Der verführeriſche Reitz des Groſſen und Schönen; das Feuer womit es die jugendliche Imagination entzündet und der Anſchein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuſcht, haben ſchon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und auszugieſſen in Geſtalten oder Tönen, was

in ihm lebendig wurde. In ſeinem Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeiſtert ſey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbeſtimmte für das Unendliche, das Sinnloſe für das Ueberſinnliche — und wie gefällt er ſich nicht in ſeiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieſes Zeugniß der warmen Selbſtliebe nicht beſtätigen. Mit ungefälliger Kritik zerſtört er das Gaukelwerk der ſchwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wiſſenſchaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entſpringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, ſo wird zwar anfangs ſeine Beſcheidenheit ſtutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Verſuchen ermuntern. Er ſtudiert, wenn die Natur ihn zum plaſtiſchen Künſtler ausſtattete, den menſchlichen Bau unter dem Meſſer des Anatomikers, ſteigt in die unterſte Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu ſeyn, und frägt bey der ganzen Gattung herum, um dem Individuum ſein Recht zu erweiſen. Er behorcht, wenn er zum Dichter gebohren iſt, die Menſchheit in ſeiner eigenen Bruſt, um ihr unendlich wechſelndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verſtehen, unterwirft die üppige Phantaſie der Disciplin des Geſchmackes, und läßt den nüchternen Verſtand die Ufer ausmeſſen, zwiſchen welchen der Strom der Begeiſterung brauſen ſoll. Ihm iſt es wohlbekannt, daß nur aus dem unſcheinbar Kleinen das Groſſe erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zuſammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt ſchwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur blos zum

Dilettanten geſtempelt, ſo erkältet die Schwierigkeit ſeinen kraftloſen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er beſcheiden iſt, eine Bahn, die ihm Selbſtbetrug anwieß, oder, wenn er es nicht iſt, verkleinert er das groſſe Ideal nach dem kleinen Durchmeſſer ſeiner Fähigkeit, weil er nicht im Stand iſt, ſeine Fähigkeit nach dem groſſen Maaßſtab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunſtgenie iſt alſo immer daran zu erkennen, daß es bey dem glühendſten Gefühl für das Ganze Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloſſen Liebhaber verleidet die Mühſeligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beym Hervorbringen ſo bequem haben, als bey der Betrachtung.

X

Der philoſophiſche Egoiſt.

Haſt du den Säugling geſehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, ſchlafend von Arme zu Arm
Wandert, biß bey der Leidenſchaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewußtſeyns Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Haſt du eine Mutter geſehn, wenn ſie Schlummer dem Kinde
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Sorgloſe ſorgt,
Nährt mit ihrem eigenen Leben die zitternden Flamme,
Und mit der Sorge ſelbſt ſich für die Sorge belohnt?
Und du läſterſt die groſſe Natur, die bald Kind und bald Mutter
Jetzt empfänget, jetzt giebt, nur durch Bedürfniß beſteht?

Selbſtgenügſam willſt du dem ſchönen Ring dich entziehen,
Der Geſchöpf an Geſchöpf reyht in vertraulichem Bund,
Willſt, du Armer, ſtehen allein und allein durch dich ſelber,
Wenn durch der Kräfte Tauſch ſelbſt das Unendliche ſteht?

XI

Die Antike
an einen Wanderer aus Norden.

Ueber Ströme haſt du geſetzt und Meere durchſchwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der ſchwindliche Steg,
Mich in der Nähe zu ſchauen und meine Schöne zu preiſen,
Die der begeiſterte Ruf rühmt durch die ſtaunende Welt;
Und nun ſtehſt du vor mir, du darfſt mich heilge berühren,
Aber biſt du mir jetzt näher und bin ich es dir?
Hinter dir liegt zwar dein nebligter Pol und dein eiſerner Himmel,
Deine arkturiſche Nacht flieht vor Auſoniens Tag,
Aber haſt du die Alpenwand des Jahrhunderts geſpalten,
Die zwiſchen dir und mir finſter und traurig ſich thürmt?

Haſt du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,
Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?
Ewig umſonſt umſtrahlt dich in mir Joniens Sonne,
Den verdüſterten Sinn bindet der nordiſche Fluch.

XII

Deutſche Treue.

Um den Scepter Germaniens ſtritt mit Ludwig dem Bayer
Fridrich aus Habspurgs Stamm, beyde gerufen zum Thron,
Jenen ſchützte Luxemburgs Macht, und die Mehrheit der Wähler,
Dieſen der Kirche Gewalt und des Geſchlechtes Verdienſt.
Aber den Prinzen Oeſterreichs führt das neidiſche Kriegsglück
In die Feſſeln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Thron erkauft er die Freyheit; ſein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwerdt gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frey nicht erfüllen,
Siehe, da ſtellt er aufs neu willig den Banden ſich dar.
Tief gerührt umhalßt ihn der Feind, ſie wechſeln von nun an
Wie der Freund mit dem Freund traulich die Becher des Mahls,

Arm in Arm ſchlummern auf Einem Lager die Fürſten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleiſcht.
Gegen Friderichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er beſtreitet, zurück.
„Wahrlich! So iſts! Es iſt wirklich ſo. Man hat mirs geſchrieben"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

XIII

Weißheit und Klugheit.

Willſt du Freund die erhabenſten Höhn der Weißheit erfliegen,
Wag es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzſichtige ſieht nur das Ufer, von welchem du ſcheideſt,
Jenes nicht, wo dereinſt landet dein muthiger Flug.

XIV

An einen Weltverbeſſerer.

Alles, ſagſt du mir, opfert' ich hin, der Menſchheit zu helfen,
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.
Soll ich dir ſagen, Freund, wie Ich mit Menſchen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuſcht.
Von der Menſchheit — du kannſt von ihr nie groß genug denken
Wie du im Buſen ſie trägſt, prägſt du in Thaten ſie aus.
Auch dem Menſchen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er ſie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menſchengeſchlechter
Laſſ du das liebe Geſchick walten wie geſtern ſo heut.

XV.

Das Höchste.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie Willenlos ist, sey du es wollend — das ists!

XVI

Ilias.

Immer zerreiſſet den Kranz des Homer, und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
Deine unſterblichen Züge, Natur.

XVII

Unſterblichkeit.

Vor dem Tod erſchrickſt du? Du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn Du lange dahin biſt, es bleibt.

In der J. G. Cottaischen Buchhandlung zu Tübingen ist erschienen:

Bouwinghausens Taschenbuch auf 1796. für Pferdeliebhaber, Reuter ꝛc. mit 14 Kupfern und sauber gebunden á 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Der Beifall, den dieses Taschenbuch nun seit 4 Jahren erhalten hat, wird diesem 5ten Jahrgang gewis auch zu Theil werden, dessen Innhalt gleich interessant, wie bei den voriaen ist, und der durch 14 niedliche Kupfer geziert wird. Das Titelkupfer stellt die Medaille vor, welche den Verbesserern der Pferdezucht in Preussen ertheilt wird, die 12 Monatskupfer aber 12 angeschirrte Pferde und Kutscher nach englischer Mode, diesen folgt sodann das Bildnis des berühmten Oberhof-Roßarztes Kerstings.

Diejenigen Liebhaber, welche die angeschirrte Pferde und Kutscher gern illuminirt besizen möchten, können sehr schön gemalte Exemplarien für 2 fl. 45 kr. oder 1 Rthl. 16 gr. erhalten.

Das achte Heft von Posselt's Europäischen Annalen ist erschienen, und enthält folgende Aufsätze:

I Frankreich. Neue (dritte) Constitution.
Fortsezung des Berichts der EilferCommission, bei Vorlegung des Entwurfs derselben, in der Sizung des NationalConvents vom 23sten Juni 1795, durch Boissy-d'Anglas abgelesen.

II Teutscher Reichstag.
Kaiserliches HofRatificationsDecret an die allgemeine ReichsVersammlung zu Regensburg, vom 29sten Jul. 1795. Die Einleitung zu einem annehmlichen ReichsFrieden betreffend.

III Erklärung des Prinzen von Oranien, die von der Batavischen Republik beschlossene Abschaffung der Aemter eines ErbStatthalters, ErbGeneralKapitains und Admirals betreffend.

IV Frankreichs Diplomatie.
§. 1. Allgemeiner Blik auf Europa in Bezug auf das Friedens- und AllianzSystem der fränkischen Republik. BaselerFriede mit Spanien, vom 22sten Jul. 1795.
§. 2. Fränkische, öffentlich accreditirte Gesandte in Stokholm und in Konstantinopel.

V Urkunden, die Vereinigung der Herzogthümer Curland und Semgallen mit Rußland betreffend.
1. Entsagung des Herzogs auf alle seine Rechte an diese Herzogthümer.
2. Kaiserlichrussische Vereinigungsukase.

VI Inneres Frankreich. Fortsezung des Prozesses der 3 grosen Verbrecher.
§. 1. Blike in's innere Frankreich. Fanatism. Royalism. Terrorism. PreßFreiheit. Hunger. Die Stadt Paris.

VII Neueste Geschichte des SeeKrieges.
§. 1. Ozean. Die fränkische Flotte von Brest seit dem 23sten Jun. im Hafen von Orient blokirt.
§. 2. MittelMeer. Gefecht vom 13ten Jul. bei Isle du Levant. Die fränkische Flotte von Toulon seitdem in dem Meerbusen von Freius.
§. 3. Colonien. Bericht der EilferCommission. Schluß des NationalConvents, der sie als wesentliche Bestandtheile der fränkischen Republik erklärt. AmtsBericht des CivilCommissärs auf Guadeloupe, Victor Hugues.
§. 4. Neue Epoche im dermaligen SeeKriege. Schluß des NationalConvents vom 10ten August. Der ganze SeeKrieg der Franken soll von nun an ein FlibustierKrieg werden.

1. NordArmee.
2. Sambre und MaasArmee.
3. Rhein und MoselArmee, zur Erläuterung der diesem Hefte beigefügten Tafel.
4. Alpen und italienische Armee
5. Ost- und WestPyrenaenArmee.
6. WestArmee.
7. KüstenArmee von Brest.
8. KüstenArmee von Cherbourg.

Nachricht wegen den Kalendern, in den sämmtlichen Königl. Preußischen Staaten.

Da mir die Königliche Akademie der Wissenschaften das Privilegium der Kalender auf Sechs Jahre, von 1796 bis 1801 verpachtet hat; so mache ich solches hiermit bekannt, damit ein jeder seine Bestellungen entweder direkte an mich, oder bey den sämmtlichen resp. Postämtern, oder auch an die hierzu bestellten Faktore bei Zeiten machen könne. Nachstehende Kalender werden zu Michaelis ohnfehlbar für beigesezte Preise fertig seyn.

1) Der genealogische Kalender, worin außer den Kalender-Sachen und 12 Kupfern, die Genealogie der jetztlebenden hohen Häupter und andrer Fürstl. Personen, auch die Post-Course und mehrere Sachen enthalten sind, gebunden 9 Gr.

2) Derselbe Kalender zu 7 Gr. ohne Kupfer.

3) Der historisch-genealogische Kalender enthält die Geschichte Polens, nebst 7 Bildnissen von Königen, und andern bekannten Männern dieses Königreichs. Auch zieren diesen Kalender noch sechs historische Vorstellungen, von Hrn. Daniel Chodowiecki, nebst einem Plan von Warschau und Prag, und einer Karte von Polen, in der ursprünglichen Gestalt. Durch ausgezeichnete Farben sind die Gränzen bemerkt, die es erhielt, wie es nach und nach unter andere Bothmäßigkeit kam. Der Plan sowohl als die Karte sind von Hrn. Geheimen Kriegssekretair Sotzmann gezeichnet. Ausserdem findet man noch in diesem Kalender eine durchaus berichtigte Genealogie, nebst einem vom Königl. General-Postamt ganz neu verfertigten Postcours. Dieser Kalender kostet sauber gebunden 1 Rthlr. Wer denselben in Seide mit gemahltem oder geprägtem Deckel gebunden haben will, bezahlt 1 Rthlr. 12 bis 16 Gr.

4) Vorstehender Kalender in französischer Sprache, à 1 Rthlr.

5) Der genealogische Kalender zur sittlichen und angenehmen Unterhaltung mit 10 historischen Kupfern, und zwey Blättern der neuesten Berliner Moden, von Hrn. Daniel Chodowieki, sauber gebunden 1 Rthlr., in Seide mit gemaltem oder geprägtem Deckel, 1 Rthlr. 12 bis 16 Gr.

6) Genealogischer und Post-Kalender, mit 12 feinen Kupfern, wozu die Gegenstände aus 2 beliebten Romanen gewählt sind. Außerdem enthält derselbe auch noch eine Interesse-Berechnung, die Genealogie, und den verbesserten Postcours. Kostet sauber gebunden 16 Gr., in geprägtem Deckel 1 Rthlr. 4 bis 8 Gr.

7) Der kleine Etuis-Kalender mit 12 Kupfern, welche nach und nach die Trachten aller Nationen vorstellen werden, deutsch und französisch, 3 Gr.

9) Derselbe Kalender mit sauber illuminirten Kupfern, französisch und deutsch, 8 Gr.

An ordinäre Sorten Kalender.

Der vollständige Haushaltungs- Garten- und Geschichts-Kalender, nebst einem von J. F. Unger in Holz geschnittenen Titel, worin größtentheils dasjenige, was im historischen, und Haushaltungs-Kalender enthalten, zusammen gebracht, und mit andern nüzlichen Gartensachen vermehrt ist; das Dutzend ungeb. 4 Rthlr., das Stük gebund. 9 Gr. Pr. C.

Der Haushaltungs- und der Historisch-geographische Kalender in Quarto, von beiden Sorten das Dutzend ungeb. 2 Rthlr. 3 Gr. das Stük gebund. 5 Gr. Pr. C. Diese zwei Kalender sind gleichfalls mit einem passenden, von J. F. Unger in Holz geschnittenen Titel versehen, und auf dem folgenden Blatte befindet sich das Brandenb. Wappen als Stempel

Zu dem Haushaltungs-Kalender hat der durch seine ökonomischen Schriften berühmte Prediger, Herr Germershausen, zu Schlalach, die mehrsten darin befindlichen nüzlichen Aufsäze verfertigt, und wird, seinem Versprechen nach, jährlich mit neuen Aufsäzen für diesen Kalender das Publikum beschenken. Diese Aufsäze sind zu Ende mit einem G. bezeichnet. Außer dem Figuren-Titel findet man noch hierin einen feinen Bogengroßen Holzschnitt, von J. F. Unger verfertigt, welcher das sehr ähnliche Bildniß Friedrichs des Großen vorstellt; dies wird hoffentlich den unzähligen Verehrern dieses unvergeßlichen Königs angenehm seyn, besonders den Besizern der vorjährigen Kalender, worin vieles aus den im Ungerschen Verlage herausgekommenen 19 Heften der Anekdoten und Karakterzüge Friedrichs des Zweiten abgedrukt war.

Der historisch-Geographische Kalender enthält außer der historisch-politischen Uebersicht des vergangenen Jahres, noch andere angenehme historische Erzählungen. Unter andern die Geschichte der Weiber von Weinsberg, nebst einem Bogengroßen Holzschnitt dazu, von Johann Friedrich Unger geschnitten.

Der Kalender für den Bürger und Landmann, mit einem passenden Figuren Titel und zwei feinen Holzschnitten, von J. F. Unger, die sich auf zwei sehr nüzliche und angenehme Erzählungen beziehen. Dieser Kalender tritt an die Stelle des ehemaligen Kalenders ohne Aberglauben, und kostet gleich obigen Haushaltungs- und historisch-geographischen Quart-Kalendern, das Dutzend 2 Rthlr. 3 Gr., das Stük gebunden 5 Gr. Pr. C.

Der verbesserte Kalender in 12mo. das Dutzend ungeb. 1 Rthlr. 2 Gr., das Stük geb. 2 Gr. 6 Pf.

Die großen und kleinen Comptoir-Kalender, das Dutzend 11 Gr. einzeln 1 Gr. Bei dem großen Comptoir-Kalender hat man zum besten des handelnden Publikums, und für Zeitungsleser den französischen Kalender beigefügt, und man wird ihn bis dahin fortsezen, so lange diese französische Zeitrechnung dauert.

Der Schreib-Kalender in 12, das Stük ungeb. 4 Gr, geb. 6 bis 8 Gr. Auf feinem Papier 12 Gr.

Alle obgenannte feine und ordinäre Kalender werden auch in der Michaelis-Messe zu Leipzig dieses Jahres zu haben seyn, und man addressirt sich deshalb an das Haupt-Kalender-Comptoir in der Krimmschen Straße, im Paulischen Hause ohnweit dem Krimmschen Thore in der Ungerschen Verlagshandlung. Berlin, im Julius 1795.

Johann Friedrich Unger.

Verlagsbücher von Georg Friedrich Heyer, Universitäts-Buchhändler in Gießen. bis Ostermesse 1795.

Bechtold's, D. J. G., ältere und neuere biblische Geschichte, ein Lesebuch für angehende Christen zur Anrichtung und Beförderung ihres Glaubens, an Gott, Vorsehung und geoffenbarte Religion, 4tes Bändchen, 8. 1792. 12 ggr.

Lezte Bitte zweier Nassauischen Ortsvorgesezten, Jakob Lohmüllers und Nickel Huppperts, an ihre deutsche Mitbürger, sich für der geträumten franz. Freiheit zu hüten ꝛc. 8. 794. 1 ggr. 6 Pf.

Boettgeri, H. L. C., Dissertatio inauguralis juridica de natura et indole testamenti correspectivi, 4. 794. 6 ggr.

Borkhausen, D M. G., rheinisches Magazin zur Erweiterung der Naturkunde, 1r Bd. gr. 8. 794. 2 Rthlr.

Cella, J J., gekrönte Preisschrift: Was ist die Ursache, warum wenigstens in vielen Theilen von Deutschland, Zierrathen an öffentlichen Gebäuden, Monumenten, Meilensäulen, Bäume und Bänke u. d. m. aus leerem Muthwillen öfter als in Italien und andern Ländern verdorben werden? und wie läßt sich diese, wie es scheint, nationelle Unart am sichersten und zwekmäsigsten ausrotten? 8. 794. 6 ggr.

— über Todesstrafen ꝛc. 8. 794. 2 ggr.

Creuzers, L. skeptische Betrachtungen über die Freiheit des menschl. Willens, gr. 8. 793. 18 ggr.

Emmerling, L. A., Lehrbuch einer systemat. allgem. Mineralogie, 1r Bd. gr. 8. 793. 1 Rthlr. 16 ggr.

— dito 2r Band, gr. 8. Sub pr.

Erinnerungen und Zweifel gegen die Brauchbarkeit des neuen hannövrischen Katechismus, von einem Freunde des christlich-vernünftigen Jugendunterrichts, 8. 793. 1 ggr.

Erklärung, kurze, aber hinlänglich vollständige, des neuen Testaments nach Luthers Bibelüberseżung, 1stes Bändchen, aus 5 Stücken bestehend, 8. 20 ggr.

Desselben 6tes, oder 2ten Bds 1s St. den Brief an die Römer enthaltend, 8. 794. 4 ggr.

Desselben 7tes oder 2ten Bds 2tes St. (den ersten Brief Pauli an die Korinther enthaltend), 8. 794. 4 ggr.

Griesbachs, D. J. J., Bemerkungen über des Herrn G. R. R. Hezels Vertheidigung der Stelle 1 Joh. 5, 7. mit Anmerkungen und einem Anhange von Hezel, gr. 8. 794. 6 ggr.

Hartig, G. L., Anweisung zur Taxation der Forste ꝛc. mit Tabellen und einer illuminirt. Forstkarte, gr. 8. 1 Rthlr. 12 ggr.

Hauffs, M. J. C. F., Lehrbuch der Arithmetik, 8. 793. 16 ggr.

Hezels, W. F., Schriftforscher, 1r Bd. aus 4 St. besteh. gr. 8. 791. 3 Rthlr. 8 ggr.

— 2r Bd. 1, 2 und 3tes Stük, gr. 8. 793. 2 Rthlr.

Hezel, W. F., Ueber die Aechtheit der Stelle Joh. (1 Joh. 5, 7.) „Drei sind die da zeugen im Himmel" ꝛc. aus Gründen der höhern Kritik, nebst einer Erklärung des ganzen Abschnitts, V. 4—13, gr. 8. 793. 6 ggr.

— Entwiklung der schweren biblischen Begriffe Geist und Fleisch, gr. 8. 793. 8 ggr.

— die allgemeine Judenbekehrung, oder die Möglichkeit, die Juden mit Vernunft und Billigkeit zu Christen und zu nüzlichern und glüklichern Staatsbürgern zu machen, gr. 8. 792. 5 ggr.

Hornſteins, D. K., Bemerkungen über die Hirnwuth, und über den Gebrauch der kalten Bähungen des Kopfs in derſelben, 2te verm. Auflage, 8. 792. 4 ggr.

Journal, philoſophiſches, für Moralität, Religion und Menſchenwohl, von Schmidt und Snell, 6 Stücke, 8. 793. 3 Rthlr.

— neues, für Staatskunde, Politik und Cameraliſtik, von D. Jaup und D. Crome, 1s St. gr. 8. 793. 16 ggr.

Katechismus, neuer, der chriſtlichen Lehre, nach Anweiſung des hannövriſchen, 794. ord. 3 ggr. netto 2 ggr. 6 Pf.

Derſelbe mit Anweiſung für Lehrer. 4 ggr.

Koch, über die Aſcendentenſucceſſion in Familienfideikommiſſen und Lehen, (Beilage zu ſeiner Succeſſio ab inteſtato civilis) 8. 794. 8 ggr.

— Drittes, 4s u. 5tes Poſtſcript zu demſelben, 8. 4 ggr.

— über die Frage: 1) Ob die deutſchen Beſitzungen der aufgehobenen franzöſiſchen Abtey Wadgaſſen für bona vacantia zu halten ſeyen? 2) Ob derſelben nicht freyſtehe, ſich wieder in Deutſchland überzupflanzen und ihre daſigen Beſitzungen fortzupflanzen, oder nach den Ordensſtatuten ſonſt darüber zu diſponiren, ohne daß von den Reichsſtänden, in deren Landen ſie gelegen ſind, als herrnloſe Güter mit Recht eingezogen werden können? Fol. 791. 5 ggr.

Rink, C. H., kleine und leichte Orgelſtücke für Anfänger, 4. 795. netto 10 ggr.

Roos, D. J. F., Beiträge zur hiſtoriſchen Kritik, 8. 794. 4 ggr.

— Terenzens Luſtſpiele, überſezt und commentirt, 1r Theil, gr. 8. 794. 1 Rthlr.

Sammlung der vorzüglichſten neuen Religionsvorträgen und liturgiſchen Formulare, 1r Band, gr. 8. 794. 20 ggr.

Schmidt, J. E. Ch., Salomons Prediger, oder Koheleths Lehren, Verſuch einer neuen Ueberſezung und richtigern Erklärung, gr. 8. 794. 1 Rthlr.

— eines der älteſten und ſchönſten Idyllen des Morgenlandes (1 B. Moſ. XLIX) neu überſezt und mit Anmerkungen, 8. 793. 6 ggr.

— Obſervata in Sext. Aur. Propertii quaedam loca, 795. 4. 2 ggr.

— Philologiſch-exegetiſcher Clavis über das N. T. Für Akademien, 1ten Th. 1te Abth. (die Römer und Korinther enthaltend), gr. 8. 795. 16 ggr.

— G. G. (Prof. d. Mathem. in Gieſen) Sammlung phyſiſch-mathematiſcher Abhandl. 1r Bd. mit Kupf. 8. 793. 18 ggr.

Schwarz, F. H. C., Religioſität, was ſie ſeyn ſoll und wodurch ſie befördert wird, Lehrern, Erziehern, Eltern und überhaupt allen denen gewidmet, welchen wahre Religion am Herzen liegt, 8. 793. 16 ggr.

Snell, Ch. W., Chreſtomathia Liviana für Schüler, 8. 795. 14 ggr.

— F. W. D., Lehrbuch für den erſten Unterricht in der Philoſophie, 2 Theile, 8. 794. 20 ggr.

— Ueber die Gleichmüthigkeit, 8. 3 ggr.

— J. P. D., Volkspredigten und Geſpräche über Gegenſtände der reinen Sittenlehre, 8. 795. 10 ggr.

Soldans, C. L., Religionsvorträge nach Grundſäzen der reinen Sittenlehre, 8. 795. 6 ggr.

Ueber den Geiſt des 5ten Art. des Osnabrückiſchen Friedens, 8 794. 4 ggr

Die Verſöhnung. Ein Luſtſpiel von Steigentesch, 8. 795. 5 ggr.
Walch's, C. W. F., Kirchengeſchichte des N. T., 1r Th. 3te von J. C. F. Schulz verbeſſerte u. vermehrte Ausg. 8. 793. 16 ggr.
Deſſen 2ter Theil 1ter Abſchn. 8. 794. 16 ggr.
Deſſen 2ter Theil 2ter Abſchn. 8. 794. 12 ggr.
Waldeck's, J. J. Antrittspredigt über Ebräer 13, 17. 8. 795. 2 ggr.
Walthers, F. L., Verſuch eines Syſtems der Cameralwiſſenſchaften, 1r und 2ter Band, gr. 8. 794 u. 95. 2 Rthlr. 20 ggr.
— Lehrbuch der Forſtwiſſenſchaft, gr. 8. 795. 1 Rthlr. 16 ggr.
— Verſuch eines Grundriſſes der allgemeinen Oekonomie, 8. 795. 8 ggr.
Zangen, C. G. v., Beiträge zum deutſchen Recht, 2ter Theil, auch unter dem Titel: Beiträge zum heſſiſchen Landrecht, 8, 792. 20 ggr.
— Erörterung der Frage: wird in Polizeiſachen auf einen vorzüglichen Gerichtsſtand geſehen? oder ſind alle an einem Ort wohnende, auch ſonſt exemte, Perſonen in dergleichen Sachen der Orts-Obrigkeit unterworfen? 2te vermehrte Aufl. 8. 2 ggr.

Unter der Preſſe befinden ſich

Borkhauſens, D. M. B., Lexicon über die botaniſchen Kunſtwörter ꝛc. gr. 8.
Eigenbrodt, C. C., analytiſch-ſtaatswirthſchaftlicher Verſuch über die Steuerkapitalien und die Fruchtbarkeit der Grundſtüke ꝛc. 8.
Emmerlings Lehrbuch der Mineralogie, 1r Bd. gr. 8.
Jauv und Crome's neues Journal für Staatskunde und Politik, 2tes und 3tes Stük, gr. 8.
Klipſteins, P. E., reine Wirthſchaftslehre, 8.
Roos, J. F. Ueberſetzung des Terenz, 2ter u. lezter Theil, gr. 8.
Schaumanns, J. Ch. G., Moralphiloſophie, 8.

Neue Bücher bei Paul Gotthelf Kummer Oſtermeſſe 1795.

Eckartshauſen, Carl von, Koſti's Reiſen von Morgen gegen Mittag. Reiſebeſchreibung aus den Zeiten der Myſterien mit wichtigen Bruchſtücken der Wahrheit belegt, und anwendbar für die Gegenwart und die Zukunft. Mit Kupf. v. Geyſern, 8. 16 gr.
Faust, B. E. Verſuch über die Pflichten der Menſchen, jeden Blatterkranken von der Gemeinſchaft der Geſunden abzuſondern ꝛc. 8. 2 gr.
Fiſchers, J. G. S. Verſuch das Nachdenken über die Lehre von der göttlichen Vorſehung durch Fragen und Aufgaben zu weken und zu leiten, 8. 6 gr.
Der Freund guter, aber nicht aufgeklärter Menſchen, oder neue ländliche Philoſophie, von Joubert de la Bourdiniere. Aus dem Franzöſiſchen überſezt, 8. 4 gr.
Der Genius auf der akademiſchen Laufbahn. Ein Leſebuch für Schulen und Univerſitäten, 8. 14 gr.
Gil, Fr. Anweiſung zu einer ſichern Methode, die Völker vor den Blattern zu bewahren und die gänzliche Ausrottung dieſer Krankheit zu bewirken. Nebſt kritiſchen Betrachtungen auf Befehl der Regierung zu Quinto in Peru über dieſe Methode, angeſtellt von D. Santa Cruz-Eszejo. Aus dem Ital. von D. B. E. Faust, gr. 8. 14 gr.

Kotzebue, Aug. v. die jüngſten Kinder meiner Laune. Drittes Bändchen, 8. 1 Thlr.

— Armuth und Edelſinn, ein Luſtſp. in drei Aufzügen. 8. 12 gr.

— Mann von 40 Jahren, ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge, nach dem Franzöſ. des Fayen bearbeitet, 8. 4 gr.

Lenz, Fried. Dav. Vaterländiſche Predigten über alle Sonn- und Feſttags-Evangelien durchs ganze Jahr, 2 Theile, zweite Auflage, gr. 8. Dorpat und Leipzig. 2 Thlr. 8 gr.

Püttmanns, J. L. E. Grundſäze des Wechſelrechts. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage, gr. 8. 14 gr.

Rislers, Jerem. Hiſtoriſcher Auszug aus den Büchern des Alten Teſtaments, Erſter und zweiter Theil, 8. Barby und Leipzig. Jeder Theil 9 gr.

Schmidts, Franz, Oeſtreichs Allgemeine Baumzucht, oder Abbildungen in- und ausländiſcher Bäume und Sträucher, deren Anpflanzung in Oeſtreich möglich und nüzlich iſt, 2ten Bandes 2tes Stük, mit illuminirten Kupfern, fol. 5 Thlr.

Ludwig Wagehals, ein Gemälde menſchlicher Sitten, Vorurtheile, Thorheiten, Laſter ꝛc. Seitenſtük zu Hans Kiekindiewelts Reiſen, mit Kupf. 8. Leipzig und Gera, bei Wilh. Heinſius 1795. 25 Bogen 1 Thlr. 8 Gr. Recenſent hat aus Entzükung über dieß, jedem Manne von Geſchmak gewiß längſt bekannte Buch beinahe epileptiſche Zufälle bekommen. Er hat ſich faſt außer Athem darüber gelacht, und bei andern Fällen wieder Thränenbäche vergoſſen. Seit dem ehrlichen Manne, der die Schreibekunſt erfand, und von dem wir, zum Danke dafür, nichts wiſſen, als daß er gelebt hat, iſt noch von keinem Sterblichen ein Werk von ſolcher Unentbehrlichkeit, von ſolchem Werthe, der Rinde, dem Wachs, oder dem Papier anvertrauet worden. Alle andere Schriftſteller vor und nach Chriſti Geburt, (die Heiligen ausgenommen), ſind wahre Dummköpfe gegen den Verfaſſer dieſes Romans. Wenn alle Biblotheken auf einmal vernichtet würden, ſo wird Ludwig Wagehals dieſen Schaden erſetzen. Wer einigen Anſpruch auf Menſchenverſtand und Geſchmak machen will, muß dieß unſterbliche Produkt kaufen. Durch einen Auszug würde ſich Recenſent zu verſündigen glauben. Man leſe ſelbſt, bewundre den Verfaſſer, und danke dem Verleger.

Der Volksfreund, ein nüzliches und faſt unentbehrliches Hand- und Hausbuch für Bürger und Landleute, iſt nunmehro complet fertig und in allen Buchhandlungen Teutſchlands zu haben. Er kam bekanntlich in dem leztverfloſſenen Jahre wöchentlich in zwei Bogen heraus, und enthält nun in 4 und einem halben Alphabet eine Fülle von brauchbaren Mitteln und Anweiſungen für die Land-Haus- und Cammeralwirthſchaft, von rührenden Erzählungen und launigen Anekdoten, von moraliſchen Betrachtungen und Lehren, ſo wie überhaupt von nüzlichen Aufſäzen, die das Wohl der Menſchen beabzweken und begründen. Dieſes alles wird durch ein alphabetiſches Sachregiſter recht anwendbar gemacht, ſo, daß man ſich faſt bey jeder Vorfallenheit im häuslichen und bürgerlichen Leben Raths erholen, ſo wie die müßigen Stunden durch das Leſen der Geſchichten und Anekdoten ausfüllen kann. Dieſes Werk iſt die Frucht der Verbindung mehrerer Gelehrten, die ſich unter dem Namen der Geſellſchaft der Volks-

freunde vereiniaten dieſes Volksbuch herauszugeben. Um es nun ſo kaufbar wie möglich zu machen ſo iſt der Preis, für 102 ganze gedrukte Boaen nebſt zwei dazu gehörigen ſaubern Portraits vom König von Preußen und Churfürſt von Sachſen, und der Zeichnung zu einem zwekmäßigen Bauerhauſe doch nur 1 Thaler 8 Gr. ſächſ.

In der lezten Oſtermeſſe iſt ein brauchbares bis iezt noch immer entbehrtes philoſophiſches Handbuch erſchienen: es hat den Titel: Lehrbuch für den erſten Cursus der Philoſophie, zur nähern Kenntniſs der Philoſophie unſerer Tage für Vorles. auf Acad. und Gymnas. und für das eigne Studium derſelben, von K. H. L. Poelitz, Prof. der Moral und Gesch. zu Dresden, gr. 8. Leipzig und Gera, bey Wilhelm Heinsius, 1 Rthlr. 4 Gr. Dieſe Schrift ſoll die Reſultate der Philoſophie unſerer Tage darſtellen, und im Zuſammenhang des Syſtems enthalten. Der rühmlich bekannte Herr Verfaſſer hat dabey nicht unmittelbar die Kantiſchen, ſondern zunächſt die Reinholdiſchen Ideen vor Augen. Er will die Lehren dieſer Selbſtdenker, wie ſie in ihren Schriften zerſtreut liegen, in einem concentrirten Syſtem darſtellen, und dadurch denjenigen Freunden der Weltweisheit nüzlich werden, welchen Zeit und Gelegenheit abgeht, ſich ſämmtliche Kantiſche und Reinholdiſche Werk anzuſchaffen und ſolche zu ſtudieren. Uibrigens iſt in dieſem Lehrbuche alle ſchwerfällige, unnöthige Terminologie vermieden, und daher muß daſſelbe dem eignen Studium der Philoſophie eben ſo bequem und willkommen ſeyn, als ob es zu Vorleſungen brauchbar iſt.

Bey Wilh. Heinſius in Gera, iſt der längſt angekündigte 100jährige Calender ohne Schnurrpfeifereyen, oder des aufrichtigen Calendermanns 2ter Theil, von C. G. Steinbek fertig worden, und koſtet 4 Gr. In dieſem ſo nüzlichen Volksbuche ſind die falſchen und ſchädlichen Ideen berichtiget, zu denen die gewöhnlichen Calender durch die üblen Rathſchläge Aderzulaſſen, zu ſchwizen, zu ſäen ꝛc. ꝛc. Anlaß geben. Uiberhaupt iſt das Calenderweſen und Unweſen auf die faßlichſte Art zergliedert und verſtändlich gemacht, der gemeine Mann kann es nun mit Händen greifen, wie alles dahin gehörige zugeht und wie unbeſonnen und thöricht es iſt, ſich den Calender zum Wegweiſer in wirthlichen Geſchäften, oder wohl gar zum Arzt zu machen; dagegen zeigt dieſer 100jährige Calender deutlich, wenn man aderlaſſen, purgiren, ſchwizen ꝛc. ſoll, und erklärt die ganze Calenderberechnung, die im erſten Theile des Calendermannes noch nicht befindlich iſt; als z B die Sonntagsbuchſtaben, den Sonnenzirkel, die goldne Zahl, den Mondenzeiger ꝛc. ꝛc. Sollte nicht jede geiſtliche und weltliche Obrigkeit, jeder Gutsbeſizer und überhaupt jeder Menſchenfreund dieſes Büchelchen in den Gemeinden einführen? wie viel Unheil könnte dadurch gehoben werden!

Bey der zweyten Ausgabe des moraliſchen Handbuchs, oder Grundſäze zu einem vernünftigen und glüklichen Leben, hat ſich der ſchäzbare Herr Verfaſſer genennet; es iſt der Herr Profeſſor Carl Heinrich Ludwig Poelitz, in Dresden. Dieſes Handbuch könnte eben ſo gut moraliſches Erbauungsbuch heißen und liefert zugleich ein Compendium der populären Philoſophie für denkende

und gebildete Menſchen. Die Uibersicht alles deſſen was der Menſch wiſſen muß, um diſſeits weiſe und glüklich zu ſeyn, und jenſeits froh fortdauern zu können; den Mittelweg bei ſo vielen jezt noch gar nicht genug auseinandergeſezten Meinungen; die Toleranz gegen alle herrſchende Syſteme; die Wärme für Tugend und menſchliche Glükſeeligkeit bezeichnet der Verfaſſer mit dem Ausdruk populäre Philoſophie. Uibrigens lehrt dieſes Buch reine Moral, begünſtigt oder verwirft kein gangbares Syſtem, ſondern ſtellt das anerkannte Gute und Brauchbare aller Syſteme zuſammen, und iſt eine lichtvolle und gedrängte Uibersicht der Reſultate von den neueſten Unterſuchungen im Gebiete der Philoſophie. Der Preis iſt 18 Gr.

Wer ein Bienenwirth oder Bienenvater iſt oder werden will, für den iſt ein kleines praktiſches Handbuch unentbehrlich, welches kürzlich unter dem Titel erſchienen iſt: Handbuch zur einfachſten Behandlung der Bienen nach den neueſten Grundſäzen und Erfahrungen, von J. C. Werner 1795. koſtet 9 Gr. und iſt in allen guten Buchhandlungen zu haben.

Wer die meiſterhafte, mit ſo viel Delicateſſe bearbeitete, Geſchichte des Lebens und der Schikſale Lauretta Piſana, einer italiäniſchen Buhlerinn geleſen hat, wird ein jezt erſchienenes Seitenſtük dazu von demſelben Verfaſſer zu ſchäzen wiſſen und ſich darüber freuen; dieſes Buch führt den Titel: Die ſchöne Gabriele, Geliebte König Heinrichs des 4ten; Seitenſtük zu Lauretta Piſana ꝛc. 2 Thle m. K. Leipzig und Gera, bei W. Heinſius, (2 Rthlr. 16 Gr.) und gehört unſtreitig zu den ſehr wenigen vorzüglichen Produkten dieſer Gattung. Der Verfaſſer erzählt die Begebenheiten wie ſie vorfielen, dringt dabey in das Innere der handelnden Perſonen, und ſchildert die Empfindungen ſowohl des feinfühlenden, liebevollen Mädchens als die des groſſen Mannes und Königs; er dekt die Intriquen und überhaupt die Denkungs- und Handlungsart des damaligen franzöſiſchen Hofes auf, und ſtellt dadurch ein für die jezigen Zeiten eben ſo brauchbares als unterhaltendes Gemählde dar.

Es iſt eine ſehr wichtige Schrift erſchienen, welche den Titel führt: Was ſollten Teutſchlands Regenten jezt thun? ein Seitenſtük zur Ewaldiſchen Schrift: was ſollte der Adel jezt thun? der hohen teutſchen Reichsverſammlung gewidmet. — Der Preis iſt für ein Schweizerpr. Exemplar brochirt 16 Gr. Schreibpr. 12 Gr. — In der Eile, mit welcher dieſe Schrift gedrukt wurde, haben ſich nachſtehende Drukfehler eingeſchlichen. Im Vorbericht S. 4. Z. 9. ſtatt dieſe, leſe man die. Im Texte ſelbſt, S. 42. Z. 14. ſtatt Reichsſtände, leſe man Landſtände. S. 66. Z. 10. und an mehrern Orten ſtatt Anargie, leſe man Anarchie; S. 89. Z. 14 ſtatt Staatsverbindung, Staatsverfaſſung. S. 96. lezte Zeile ſtatt Staatsverfaſſung, Staatsverbindung.

David, von Joh. Lud. Ewald, Generalſuperint. in Detmold. Leipz. und Gera bey W. Heinſius, 1795. 20. Gr. Das Geſchenk welches der würdige Herr Verfaſſer mit dieſem Buche dem Publikum macht, iſt in vielen Hinſichten gewiß ſehr ſchäzbar;

Er selbst sagt: „Ich bin willens, auf die Geschichte eines Mannes „aufmerksam zu machen, der in der Bibelgeschichte eine sehr „wichtige Rolle spielt; der fast unter allen Bibelmenschen am mei„sten Mensch war, — mit all der Kraft und all der Schwäche, „mit all der Verführbarkeit und all der Besserungsfähigkeit, die „sich irgend im Menschen finden mag. Es ist der unbekannte und „bekannt gewordene, der so manchmal gefallene und so herrlich „wieder aufgestandene — der so gekannte und doch so oft schrek„lich miskannte David, von dem ich rede. Ich will aus dessen Ge„schichte zeigen, wie tief ein Mensch fallen und sich doch wieder „hoch erheben kann, zu was für niedrig kleinen und zu welchen „grossen edlen Thaten ein und eben derselbe Mensch fähig ist, wo„durch er fällt, und wodurch er sich wieder erhebt ꝛc." Wie lehrreich dieses Erbauungsbuch seyn kann, läßt sich fühlen; der Herr Verfasser nimmt Rükſicht auf die Erziehungsart Gottes und ihre Wirkung auf das halbgeistige, halb sinnliche Wesen, das Mensch heißt; er zeigt was der Mensch seyn könnte, was er wenigstens seyn sollte, und was er gewöhnlich ist. Auch zu Religionsvorträgen, besonders zu solchen, welche die jezigen Zeitvorfälle berükſichtigen, finden sich viele brauchbare Wahrheiten in diesem Buche.

Folgendes vor einigen Wochen angekündigte Buch ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thaler zu haben

Der Zwek Robespierre's und seine Mitschuldigen. Ein Bericht an den Convent, abgestattet von E. B. Courtois. Nebst den dazu gehörigen Belegen aus ihren hinterlassenen Papieren. 1r Theil 8. Altona bei J. F. Hammerich.

Der 2te und lezte Theil kommt in kurzer Zeit nach.

Herr Professor Emmert in Tübingen, dessen Sprachkenntnisse gekannt und geschäzt sind, hat jezt dem Publikum ein gewiß willkommenes Geschenk mit seinem Lehr- und Lesebuche der englischen Sprache gemacht; es führt den Titel: The flowers of the British litterature; oder Auszüge aus den besten Schriftstellern der Engländer zur Unterhaltung und Erlernung der englischen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Erklärung der Wörter, gr. 8. Leipzig und Gera, bey Wilhelm Heinsius, 1795. 1 Rthlr. — Dieses Lesebuch bestehet in einer sorgfältig gewählten Sammlung der schönsten und zur Erlernung der Sprache zwekmäßigsten Aufsätze guter englischer Schriftsteller; hierauf folgt eine accentuirte Erklärung der Wörter, woran man genau sehen kann, wie die Wörter ausgesprochen werden müssen, und wie sie im Deutschen heißen; den Schluß macht eine Darstellung und Bezeichnung der Laute englischer Buchstaben in ihren mancherley Verhältnissen, welches zugleich eine Anleitung ist, die bey der Worterklärung befindlichen Accente zu verstehen und richtig auszusprechen. — Aus dieser Innhaltsanzeige wird jedermann einsehen, daß nicht leicht mehrere Vollkommenheiten in ein englisches Lese- und Lehrbuch gebracht werden können, und daß daher auch, sowohl zum Schul- als Selbstunterricht kein Lesebuch mehr zu empfehlen ist, als dieses.

In der Rottmannſchen Buchhandlung in Berlin iſt erſchienen:

Beiträge zur chemiſchen Kenntniß der Mineral-Körper, von M. H. Klaproth, Prof. der Chemie, 1r. Band, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Der Kürze wegen bemerken wir nur im Allgemeinen, daß in dieſem erſten Bande, auſſer einer ſehr intereſſanten Nachricht: über das Verhalten verſchiedener Stein- und Erdarten im Feuer des Porzellain-Ofens, die chemiſche Zergliederung der Silbererze, und vieler zur Zeit nur ſehr wenig bekannt geweſenen Edelſteine, wie auch anderer Erdarten, enthalten iſt. Ganz neu iſt jene Prüfung des Verhaltens der Steinarten im Porzellainfeuer; und ganz neu ſind die Zergliederungen des Feuerſteins, des Demantſpaths, des orientaliſchen Saphirs, der Katzenaugen, des Chryſoberylls, Chryſoliths, Olivins, Laſurſteins, Hyazinths, des Ungariſchen ſogenannten Rothen Schörls, eines unbekannten Foſſils aus dem Paſſauiſchen, des vermeintlichen Waſſerbleiſilbers, der natürlichen Alaunerde von Schemnitz, des Cimoliths, vermeintlichen Muriacits, des natürlichen Alauns von Miſeno, des natürlichen Salpeters von Molfetta; und bey den übrigen ſonſt ſchon gemachten Zergliederungen, finden ſich neue Verſuche oder eine vollſtändigere Darſtellung, mit vielen lehrreichen Anmerkungen und Winken.

Dieſer einzige Band enthält alſo einen Schatz von unerwarteten Aufſchlüſſen und neuen Entdeckungen, die man vergebens in andern volumineuſen Werken von 20, 30 und mehrern Bänden zuſammen ſuchen möchte.

Am Ende des Jahrs kommen bey mir heraus: Des Herrn Oberamtmanns J. Schröter

Aphroditographiſche Fragmente

zur genauern Kenntniß des Planeten Venus mit 8 Kupfertafeln in groß 4to, welche viel neues Merkwürdiges enthalten, und, gleich den ſelenotopographiſchen Fragmenten, gewiß jeden Liebhaber der Sternkunde, ſo wie überhaupt jeden Naturforſcher durch die weitern neuen Blicke intereſſiren dürften, die ſie über Analogie und Mannichfaltigkeit in der natürlichen Anordnung der groſſen Schöpfung geben.

Als ein Anhang wird ihnen eine vollſtändige Darſtellung der mechaniſchen Einrichtung des von dem Verfaſſer zu Stande gebrachten groſſen 27füßigen Neutonianiſchen Teleſcops, mit einer groſſen Kupfertafel und einigen Beobachtungen über die Ausdehnung der Schöpfung, auch verſchiedenen praktiſchen Bemerkungen beygefügt, welche Liebhabern der Sternkunde auch in andrer Rückſicht willkommen ſeyn werden.

Dieß Werk wird wie die Selenotopographiſchen Fragmente gedrukt, der Herr Verfaſſer wählt wieder den Weg der Subſcription oder Pränumeration. Wer ſich bis Ende Novembers darauf bey ihm oder bey mir, ſo wie in jeder ſoliden Buchhandlung, unterzeichnet, erhält das Exemplar mit den erſten Kupferabdrücken zu 3 Rthlr. in Louisdor, der nachherige Ladenpreis möchte alsdann beträchtlich erhöht werden.

Die Herren Aſtronomen und Naturforſcher werden gebeten, ſich für dieſes, die Weltenkunde ebenfalls beträchtlich erweiternde Werk ſo zu intereſſiren, als ſie bey den Selenotopographiſchen

Fragmenten geschehen ist. Denjenigen, welche durch deren gütige Veranlassung Subscription annehmen, wird der gewöhnliche Rabatt zu 10 p. C. versichert. Helmstedt im Jul. 1795.

C. G. Fleckeisen.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen nimmt Pränumeration auf obiges Werk an.

Bey uns und in allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben

Leipziger Monathschrift für Damen 1795. Januar bis Junius.

Wir glauben ohne die mindeste Unbescheidenheit behaupten zu dörfen, daß diese Monathschrift unter die vorzüglichsten gehöre, die Deutschland aufzuweisen hat. Sie hängt nicht von zufälligen Beyträgen ab, sondern hat lauter sichere Mitarbeiter, welche gröstentheils als vortrefliche Schriftsteller längst schon bekannt sind. Der Innhalt zielt fast durchgängig auf angenehme Unterhaltung ab, und doch ist diese Unterhaltung nicht ohne belehrenden Zweck. Sie enthält viel Aufsätze erzählender Art und wird deren künftig noch mehr enthalten. So entsprechend auch das Ganze dem Titel ist, so werden doch Männer, die sich durch Lectüre vergnügen wollen, an dieser Monathschrift eben so viel Geschmack finden können, als Frauenzimmer. Wir wollen hier die Mitarbeiter nennen, die nicht blos Aufsätze versprochen, sondern sie in diesem halben Jahrgange wirklich geliefert haben. Es sind nach alphabeth Ordnung die Herrn, W. G. Becker, Bürde, Frau v. Gersdorf, Kretschmann, Langbein, Manso, Martyni-Laguna, A. W. Schlegel, Schreiber, Spieß, Starke, Streithorst, Tiedge, C. D Voß, Weiße. Seitdem sind noch andere würdige Männer dazu getreten, die wir blos deswegen nicht nennen, weil noch keine Aufsätze von ihnen gedruckt sind. Das Gewand der Monathschrift ist übrigens von der Art, daß es ihr an Eleganz gewiß keine andere zuvorthut, wie Papier, Umschlag, und hauptsächlich die schönen Monathskupfer von den vorzüglichsten Meistern beweisen. Der Herr Prof. Becker, welcher die Herausgabe dieses halben Jahrganges besorgt hat, ist hinlänglich bekannt, um zu wissen, was man sich von seinem Geschmack und seiner Wahl zu versprechen habe.

Voß und Comp. in Leipzig.

Von den ökonomischen Heften ꝛc. ist der vierte Band, oder die ersten 6 Hefte vom Monate Januar bis Juni erschienen, worinnen folgende Abhandlungen enthalten sind.

I. Heft. 1) Geschichte der Bienenzucht im Jahre 1794. 2) Bemerkungen über die Behandlung, Beschaffenheit und den jetzigen Zustand der spanischen Schaafe. 3) Von der Bierbrauerei in Böhmen. 4) Witterungstabellen von Padua, Wien, und Wittenberg, auf jeden Tag im Jahre. II. Heft. 1) Abhandlung über die Klugheitsregeln der Oekonomie bei Verfolgung nachtheiliger Geschöpfe u. a. 2) Etwas vom Nutzen und Pflege der weißen Herbstrüben, als eines sehr guten Viehfutters. 3) Was soll die Alleenanpflanzung auf Chausseen für Nutzen haben? 4) Von Ver-

fertigung des Erdäpfelbrods. 5) Bucknals Bemerkungen über das Beschneiden der Obstbäume. 6) Monatl. Beschäftigungen im Jan. und Febr. 7) Witterungstabellen. III. Heft. 1) Ueber die Klugheitsregeln der Oekonomie ꝛc. Forts. 2) Bucknals Bemerkungen ꝛc. Forts. 3) Bemerkungen über die Rindviehzucht. 4) Wie man in England die Erdäpfel zu kochen pflegt. 5) Nachrichten für Gärtner und Gartenliebhaber aus England. 6) Monatliche Beschäftigungen im März. 7) Von der Beschaffenheit, Verschiedenheit und möglichen Verbesserung der gewöhnlichen Ziegelsteine. 8) Ueber die Erweiterung des Brantweinbrennens durch verschiedene wilde Baum- und Staudengewächse. 9) Witterungs-Tabellen. IV. Heft. 1) Ueber die Ursachen des Verfalls der sächsischen Bierbrauereien. 2) Kann man überall das Sommergetreide unterpflügen, oder ist es besser, dasselbe unterzueggen? 3) Bemerkungen über das Bleichen des Garnes und das Reinigen der Seide. 4) Versuch einer Anweisung zur merkantilischen und technologischen Kenntniß des Stahls und seiner verschiedenen Sorten. 5) Vom Pfropfen der Weinstöcke nach dem Columella. 6) Monatl. Beschäftigungen im April. 7) Witterungstabellen. V. Heft. 1) Von der Pferde- und Foblenzucht im Churkreise. 2) Nachricht von der preussischen Stutterey Trakenen in Lithauen. 3) Beytrag zur Naturgeschichte des Bibers, des Biberhaares und des Bibergeiles. 4) Monatl. Beschäftigungen im Mai. 5) Vom Pfropfen der Weinstöcke. Forts. 6) Witterungstabellen. VI. Heft. 1) Bemerkungen über die Bienenzucht von 1794 in der Gegend von Oschatz und Torgau. 2) Vom Pfropfen der Weinstöcke. Forts. 3) Ein geprüftes Mittel wider den Brand und andre schädliche Wunden der Bäume ꝛc. 4) Zuruf an patriotischgesinnte Freunde der Naturgeschichte und der Bienen. 5) Bemerkungen über die Eigenschaften des Goldes ꝛc. 6) Monatl. Beschäftigungen im Jun. 7) Witterungstabellen.

Voß und Comp. in Leipzig.

Von Herrn Krist. Heinrich Spieß sind folgende zwei neue Schriften bei Voß und Compagnie in Leipzig erschienen:

Biographien der Wahnsinnigen 1r Band mit Kupfer von Dornheim. 1 Rthlr. 8 gr.

Reisen und Abentheuer des Ritters Benno ꝛc. 1r Theil mit Kupf. von Kohl. 1 Rthlr. 12 gr.

Es ist der nemliche Verfasser, welche die Biographien der Selbstmörder, den Alten überall und nirgends, den Mausefallen- und Hechelkrämer ꝛc. ꝛc. geschrieben hat, wovon die mehrern Auflagen ein Beweis sind, daß sie das Publikum mit Beifall aufgenommen hat.

In unserm Verlage ist erschienen:

Katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände in den sonntäglichen Versammlungen in der Freyschule zu Leipzig gehalten von M. Johann Christian Dolz. Mit einer Vorrede von dem Hrn. D. Rosenmüller 18 Bogen. 16 gr.

Der Hr. D. Rosenmüller urtheilt davon S. XIV. so: „diese Katechisazionen bedürfen meiner Empfehlung nicht; sie werden sich hoffentlich Kennern von selbst empfehlen. Insbesondere wird man des Hr. Verf. vortrefliche Gabe, die Begriffe zu entwikeln,

— und jede Wahrheit praktisch vorzutragen, mit Vergnügen bemerken " Der Hr. Insp. Zerrenner im 10 Band des deutschen Schulfr. S. 165. fällt über die katechetischen Arbeiten des Verf. das Urtheil: Wem man es erst sagen und fühlbar machen müßte, was eigentlich schön und treflich an diesen sokratischen Gesprächen sey, den müste man wenigstens als einen Mann bedauern, der für so etwas so wenig Sinn, als Kenntniß von wahrhaft guter Lehrmethode habe!" und glaubt S. 185. daß sich diese Sammlung gewiß bald in den Händen vieler Schullehrer befinden wird, denen es darum zu thun ist, es in der Katechisirkunst zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen.

Voß und Comp. in Leipzig.

Inhalt des 8ten Bandes vom Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, welcher die Monate Januar bis Juni 1795 in sich faßt.

Januar.

1) Kleine Reise nach Avignon und die umliegenden Gegenden, in Rüksicht auf Fabrik, Manufaktur und Landesprodukte. 2) Etwas über die Hindernisse der Papierfabrikatur aus Vegetabilien. 3) Ueber Schwedens Geld und Bank. 4) Ueber den deutschen Leinwandhandel. 5) Beschreibung des sogenannten Holländers, einer Hauptmaschine bey Papierfabriken, nebst Zeichnung. 6) Beschreibung der gewöhnlichen Spinnmaschinen. 7) Ueber das in Frankreich einzuführende neue Maaß und Gewicht. 8) Von dem Cambescheholz. 9) Anweisung, eine Maße für die Mahlerei nach Art der alten Enkaustik oder Wachsmahlerei der Griechen zu verfertigen.

Februar.

1) Kurze Geschichte der Feuermaschinen, in Bezug auf Fabrik und Manufakturwesen. 2) Skizze der vorzüglichsten Handlungskenntnisse. 3) Von den Leinwandfabriken der Grafschaft Ravensberg. 4) Ist Luxus ein Beförderungsmittel oder ein Hinderniß unserer Glükseligkeit?

März.

1) Bemerkungen über die Leipziger Neujahrmesse 1795. 2) Von den Consuln handelnder Nationen. 3) Addreßen der vorzüglichsten Fabriken, Manufakturen, Handlungshäußer, Banquiers, Faktoren, Agenten, Aßecuranze, Officen und Waarenlager in London. 4) Verzeichniß der neuesten englischen Bücher über Architektur ꝛc.

April.

1) Nachricht von den linnenen Manufakturen in Holland, Frankreich, England und Deutschland. 2) Vorurtheile über Maschinen und Menschenhände. 3) Beitrag zur Kenntniß des Zinnes. 4) Ueber die wichtige Erfindung einer Gattung von Leder, welches keine Feuchtigkeiten eindringen läßt. 5) Etwas über die Gewinnung der Potasche. 6) Zustand des englischen Handels beym Ausbruche des französischen Kriegs. 7) Wichtige Bemerkungen über die magnetische Flüßigkeit. 8) Auszüge aus Gesezen und Verordnungen die das handelnde Publikum betreffen.

Mai

1) Ueber die Schiffahrt, den Handel und die Fabriken in Marseille vor der Revolution. 2) Beiträge zur Porzellainmahle-

rei. 3) Etwas über das Krauſen der Taſte; ein theoretiſch-praktiſcher Beitrag zur Seitenfabrikation. 4) Ueber die Farbenmaterialien aus dem vegetabiliſchen Reiche, nebſt Bereitung des Indigos und Waidindigs. 5) Nachricht wie man zu Stollberg, bey der Bearbeitung des in Tafeln gegoßenen Meßings verfährt.

Juni.

1) Biographie des Hrn. J. G. J. Breitkopfs. 2) Von der Fürſtl. Schwarzburg, Rudolſtädter Porzellainfabrik zu Volkſtädt. 3) Beſchreibung der Maſchinen durch welche die Hadern auf den deutſchen Pappierfabriken zerſchnitten werden. 4) Ueber den deutſchen Seidenbau. 5) Von den Maulbeerbäumen. 6) Ueber den Handel in Egypten, beſonders in Rükſicht auf Europäiſche Kaufleute und europäiſche Produkte. 7) Einiges über den Handel der Europäer mit Arabien. 8) Anzeige und Beſchreibung neuer Fabrik, Kunſt- Handlungs, und Modeartikel. 9) Monatliche Ueberſicht des neueſten deutſchen Buchhandels. 10) Anzeige von Häuſern und Etabliſements. (Leztere drei Artikel befinden ſich in allen Monatsſtüken.)

Voß und Comp. in Leipzig.

Neue Verlagsbücher der Ettingerſchen Buchhandlung in Gotha. Oſtermeſſe. 1795.

Bechſteins, J. M. Naturgeſchichte der Stubenvögel, oder Anleitung zur Kenntniß und Wartung derjenigen Vögel, welche man in der Stube halten kann. Mit illum. Kupf. 1 Thlr. 16 gr.

Beyſpiele, kriegeriſche, von Muth, Liſt und Entſchloſſenheit. Ein Leſebuch für Offiziere im Felde, 1r u. 2r Thl. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Bibliothek, kleine liturg. für Prediger, 4tes Bdchen, gr. 8. 12 gr.

Bionis et Moſchi reliquiae ex recenſione Valkenarii in uſum ſcholarum edidit Fried. Jacobs. accedunt animadverſiones in Theocritum, 8. 6 gr.

Dörings, F. W. Nachricht von der gegenwärtigen Verfaſſung des herzoglichen Gymnaſiums zu Gotha. 8. 3 gr.

Galletti, J. G. A. Elementarbuch für den erſten Schulunterricht in der Geſchichtskunde. 8. 4 gr.

— Lehrbuch für die thüringſche Geſchichte. 8. 5 gr.

Geſchichte und ſtatiſtiſche Darſtellung der Stadt Erfurt in einem kurzen Entwurf zum Unterricht. Eine von der churmaynziſchen Akademie der nüzlichen Wiſſenſchaften zu Erfurt mitgekrönte Preisſchrift (von Prof. Rößig). 8. 8 gr.

Horaz, lateiniſch und deutſch, mit Anmerkungen für junge Leute von M. J. F. Schmidt. Neue Aufl. 3 Bd. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Kriegsliſten, und kriegswiſſenſchaftliche Anekdoten von berühmten Feldherren der neuern Zeiten, 2r Thl. 8. 16 gr.

Löfflers, J. F. C. Predigten, veranlaßt durch Begebenheiten und den Geiſt des gegenwärtigen Zeitalters. 8. 16 gr.

Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte, herausgegeben von Lichtenberg, fortgeſezt von Voigt. Mit Kupfern. 9r Bd. 4s Stück. 8. 12 gr.

Müllers, C. Verſuch über die Verſchanzungskunſt in Winterpoſitirungen. Mit Kupfern. Neue Aufl. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Neapel und Sizilien. Ein Auszug aus dem großen und koſtbaren Werke der Voyage pittoresque de Naples et Sicile des H. von Non. Mit Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Rosenthals, G. E. Encyclopädie aller mathematischen Wissenschaften, ihrer Geschichte und Litteratur nach alphab. Ordnung. 1te Abth. 2r Bd. enthaltend die reine Mathematik und practische Geometrie, d. i. Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie ꝛc. Mit Kupf. gr. 8. Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpr. 4 Thlr.

Derselben 5te Abtheilung, 2r u. 3r Bd. enthaltend die sämtlichen Kriegswissenschaften. Mit Kupfern. gr. 3. Subscriptionspreis 3 Thlr. und Ladenpreis 4 Thlr.

Taschenbuch, tägliches, für alle Stände, 1795. 8. 16 gr.

Theophanis Nonni epitome de curatione morborum graece et latine. Ope Codicum Manuscriptorum recensuit notasque adjecit, I. St. Bernard. Vol. 2dum. 8. maj. Alle beyde Theile 4 Thlr. 12 gr.

Thon's, J. P. G. Schloß Wartburg, ein Beytrag zur Kunde der Vorzeit. Neue Auflage. 8. 12 gr.

Zeitungen, Gothaische gelehrte, für das Jahr 1795. Pränumeration 3 Thlr.

Balthasar, der heilige, ein Bruder Rosenkreuzer, oder geheime Geschichte der Bemühungen der Brüder Rosenkreuzer der protestantischen Religion den tollsten Mysticismus aufzupfropfen. 8. in Commission. 16 gr.

Kleine liturgische Sammlung für Prediger. Erste Hälfte, welche Gebete auf die Sonn- und Festtage, zu Betstunden an Bußtage und bey besondern Fällen enthält, gr. 8. 12 gr.

Das große und schätzbare Werk: P. J. Tiefenthalers historisch-geographische Beschreibung von Hindustan, die Hr. Prof. Bernoulli in Berlin mit beträchtlichen Zusätzen, als: Anquetils du Perron historischen und chronologischen Abhandlungen von Indien, des Engländers Rennell Abhandlung über seine berühmte große Charte von Hindustan (nebst dieser Charte selbst) mehrere Berichtigungen und Vermehrungen aus latein. französ. und englischen gröstentheils ungedrukten Urschriften, und außer einer beträchtlichen Anzahl eigener gelehrter Anmerkungen, mit 67 Kupfern, Charten, Rissen und Zeichnungen zum Theil im gröstem Format in drey Bänden (4 Theilen) gr. 4. herausgegeben hat: ein Werk, worinn man die besten und zuverlässigsten Nachrichten von diesem unermeßlichen und noch so wenig bekannten Lande, Beobachtungen über das Klima, über Naturprodukte, Sitten, Sprache, Religion der Einwohner, geographische und topographische Beschreibungen, nebst eingestreuten historischen und chronol. Untersuchungen findet, das in mehr als Einem Betracht gelehrten Forschern, besonders Geographen, wichtig ist, und daher billig in keiner nur etwas beträchtlichen Bibliothek fehlen sollte, ward bisher um den, in Rüksicht auf die Bogenzahl, die Menge der Kupfer und äußere typographische Schönheit, äußerst geringen Preiß von 21 Rthlr. verkauft. Um indeß den Liebhabern die Anschaffung dieses nützlichen Buchs noch mehr zu erleichtern, hat die unterzeichnete Verlagshandlung mit dem Hrn. Herausgeber sich dahin vereinigt, einige von den wenigen noch vorhandenen kompletten Exemplare desselben bis Ende October gegen gleich baare Bezahlung von drey Louisd'or in Golde abzulassen. Nach jenem Termin tritt der alte Preis wieder ein. Gotha am 10. Jul. 1795.

Ettingersche Buchhandlung.

Druckfehler im achten Stück.

S. 2. Z. 4. Punkt ſtatt Semicolon.
— " — 23. Wie ſt. Nie.
— 3. — 11. wieder; ſt. , wieder.
— 4. — 12. nachgewieſen ſt. nach gewieſen.
— 6. — 16. Lajos ſt. Layos.
— 7. — 3. v. unten Ungeſtüme ſt. Ungeſtümme.
— 9. — 5. v. unten flammen ſt. Flammen.
— 11. — 13. dürft ſt. durft.
— 12. — 14. menſchl. ſt. Menſchl.
— 13. — 15. nach auf ein Comma.
— " — 6. v. unten nach verhelfen ein Semicolon.
— 15. — 4. zu üben ſt. üben.
— " — 4. v. unten das erſte noch iſt wegzuſtreichen.
— 18. — 12. werden ſt. wurden.
— 19. — 5. v. unten entſtehe ſt. entſtehn.
— 21. — 3. nehmen ſt. nahmen.
— 23. — 8. Ahndung ſt. Ahnung.
— 25. — 3. nach entwickeln ſetze einen Punkt.
— " — 18. nach überall ſetze und
— 28. — 16. nach bebſt, nicht;